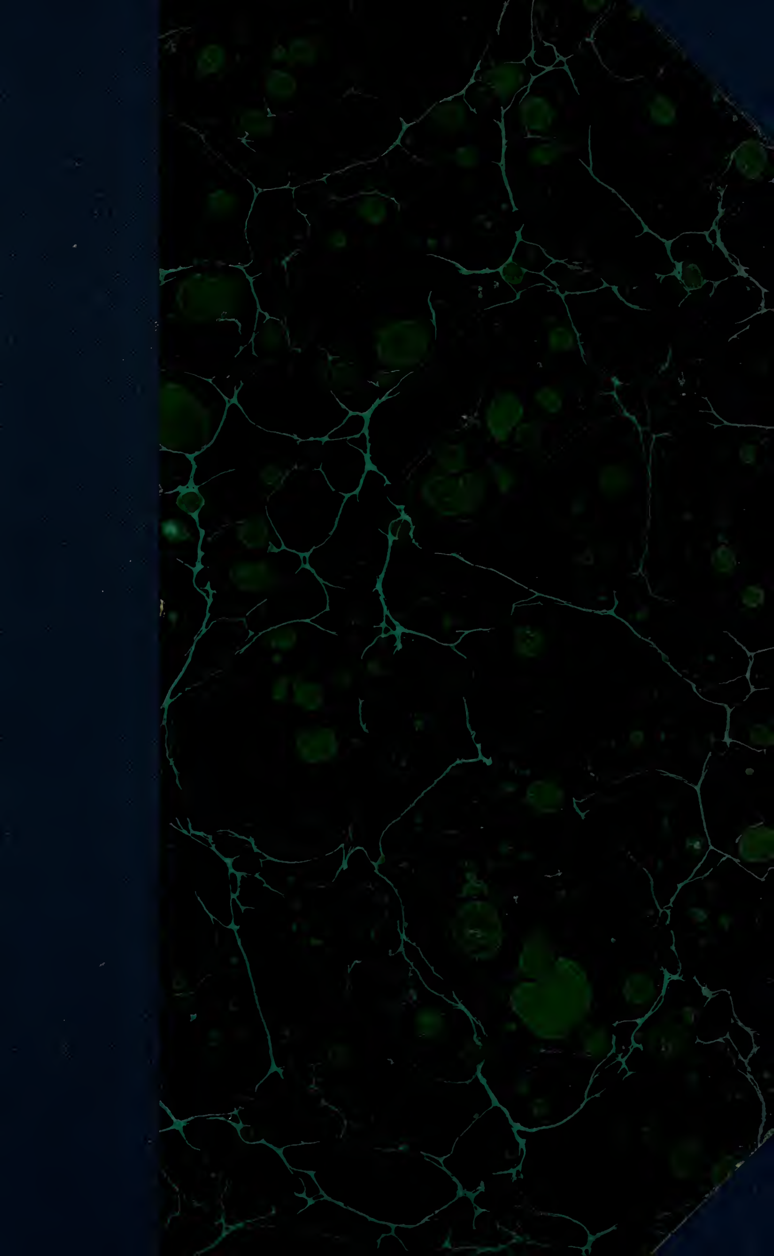








Der

Fluch unserer Zeit.

Sitten-Roman

in zwei Theilen

von

Heribert Rau.

Zweiter Theil.

Leipzig,
Theodor Thomas.
1863.

Inhalt.

Erstes Buch.

Spieltisch und Börse.

Zweites Buch.

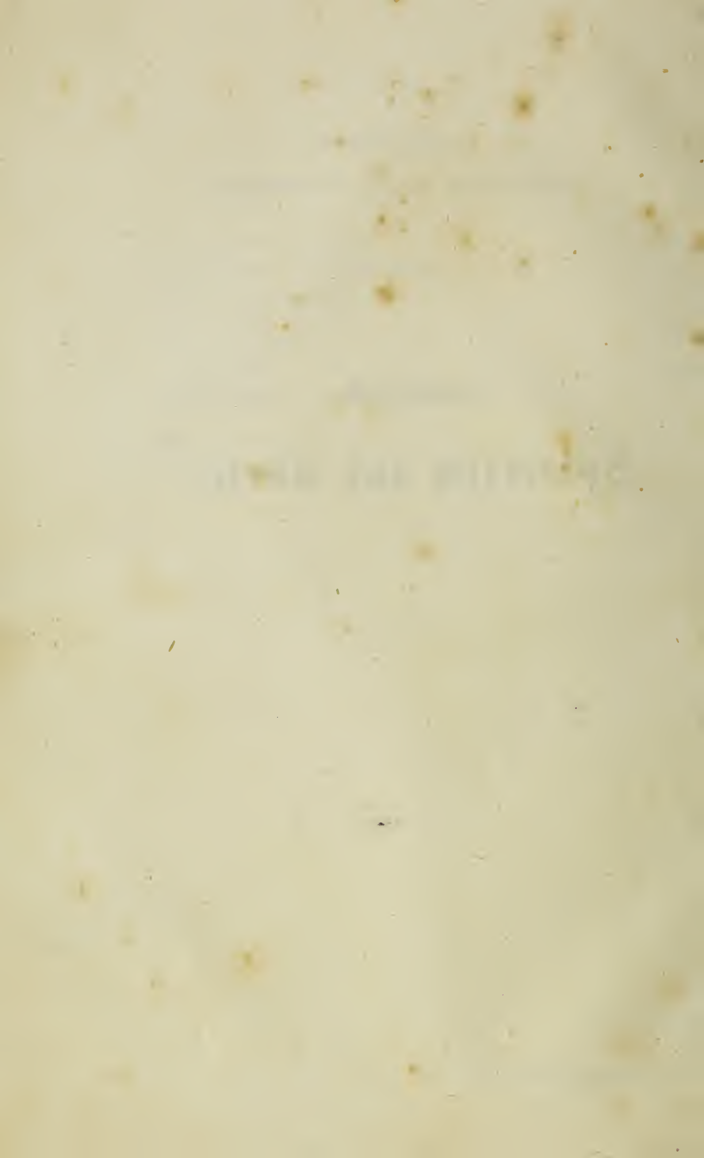
Schein und Lüge, und Lüge und Schein.

Drittes Buch.

Menschenhandel und menschlich handeln.

Erstes Buch.

Spieltisch und Börse.



„Wie man sich verspricht.“

Die Bade-Saison neigte sich ihrem Ende zu. In Homburg war es indessen noch immer sehr besetzt, da die Spiel-Saison nie aufhört. Das Tummelfeld der menschlichen Leidenschaften ist ein unendliches. Je stiefmütterlicher wir Sterblichen den Spielraum unserer Tugenden bemessen, desto maßloser sind wir im Einräumen von Zugeständnissen an unsere Schwächen.

Auch die Familie Zielfelder befand sich noch an dem ebengenannten Kurorte, nicht der Kur sondern der Cour wegen, die sich Fräulein Eleonore hier in erster Linie von Sommer und in zweiter und dritter von einem halben Dutzend anderer junger artiger Herren machen ließ.

Wo die Liebe nicht zu Hause ist, sondern nur das Liebeln, tritt natürlich auch an die Stelle einer tiefgehenden, alles außer sich verneinenden Neigung ein leichtfertiges Spiel. Wahre Liebe kennt nur einen Gegenstand, an dem sie unerschütterlich festhält; . . . oberflächliches Liebeln dagegen ist ein Tändeln mit und ein Naschen von jeder Blume. Wirkliche Liebe

hört nie auf — auch nicht am Grabe — oberflächliches Liebeln wechselt die Farbe, wie man Kleider wechselt; . . . dann aber bricht eine erstorbene Neigung nicht das Herz, . . . sondern . . . sie ersetzt sich durch Gleichgültigkeit oder Verachtung.

Zu einer wahren, tiefen und leidenschaftlichen Liebe war aber Eleonorens Herz zu kalt und ihr Geist zu speculativ. Sie war überhaupt so wenig einer wirklichen Leidenschaft fähig — weil ihr die Gluth des Herzens und die Kraft der Seele dazu fehlte — als sie des Willens mächtig war, die Regungen ihres Innern zu bändigen. Der rechte Mensch muß aber der Leidenschaften zugleich fähig und mächtig sein. Die Ueberströmungen des Willens gleichen jenen der Flüsse, die alle Brunnen eine zeitlang verunreinigen; nimmt man aber die Flüsse weg, . . . so sind eben die Brunnen auch fort!

In diese innere Dürre brachte nun gerade das Badeleben in Homburg für Eleonore Zielfelder einige erquickende Regenschauer nebst dem nöthigen Sonnenschein. Der Sonnenschein war die Speculation auf Sommer und dessen unverkennbare Bewerbung; die erquickenden Regenschauer aber bestanden in dem, nach oberflächlichem Anziehen erfolgenden Abstoßen der übrigen Courmacher.

Das erquickte Eleonore in der That, . . . das war

eine Wohlthat für sie, . . . nicht aus bösem Herzen — denn wirklich böse war sie ja nicht — sondern nur der Abwechslung wegen, als Spiel und weil sie in ihrer Eitelkeit nun sagen konnte: ich habe so und so viel Bewerbern einen Korb gegeben.

Von Auscultator Sommer war es zu wundern, daß er dabei so lange und so geduldig aushielt.

Um Zwei aber hatte sich der Bestand der Badegäste in Homburg vermindert: um den Professor Wirrwatz und seine junge Gattin, Nathalie, geborene Hohriesel.

Die Hochzeit war bereits glücklich vollzogen.

Es ist wahr, der gute Professor hatte Anfangs etwas gestutzt, als sich das Beamtenthum seines Schwiegervaters in ein Pedellenthum umsetzte; Wirrwatz aber war nicht der Mann, der nach Rang und Stand, nach Schönheit, Jugend und Geld frug, wie die meisten jungen Leute unserer Tage. Seine rein wissenschaftliche Liebe hatte nur eines im Auge, die Bereicherung der Wissenschaft selbst: einmal, durch den kostbaren Schädel seiner Geliebten, dann, durch die Erzeugung phrenologischer Abnormitäten und endlich durch das In-die-Welt-setzen eines ganzen Phrenologengeschlechtes.

Er freute sich sogar, als er gewahrte, daß hinter dem vornehmen Auftreten seiner reizenden Nathalie nichts stack . . . als Lüge und Schwindelei, und hinter den goldenen Ketten, Crinolinen und seidenen Kleidern nichts

mehr, . . . als unbezahlte Rechnungen. Denn da jetzt der rohe Mensch von Goldarbeiter kam, und die Erbärmlichkeit hatte, sein seit drei Jahren ausstehendes Geld zu verlangen, und das edle zarte Fräulein Nathalie Hohriesel — in Gefolge der Androhung einer Klage — zum zehntenmale an die armselige Bezahlung der Kette zu erinnern . . . die edle, nur mit höheren Dingen beschäftigte Dame darüber aber außer sich und wirklich in Verzweiflung gerieth . . . da konnte ja Wirrwatz mit seinem längst gehegten Vorhaben bei seiner jungen Frau herausrücken, mit dem Versprechen nämlich: daß er die Rechnung bezahlen wolle, wenn ihm die Geliebte erlaube, ihren dereinstigen Cadaver an die Anatomie des Frankfurter Senkenbergischen Stiftes mit dem Vorbehalte zu verkaufen, daß ihr geliebter Schädel sein bleibe.

Die junge Frau fiel zwar über diese Verhandlung wieder einmal in Ohnmacht . . . aber . . . sie willigte doch, der angedrohten gerichtlichen Klage wegen, vorher mit einem deutlich zustimmenden „Ja!“ ein.

Weiteren ähnlichen Stürmen entzogen sich die beiden Gatten alsdann durch eine Hochzeitsreise, bei welcher der gute Wirrwatz freilich wieder große wissenschaftliche Absichten im Hintergrunde hatte.

Es kam ihm nämlich nun — nachdem er den Cadaver seiner jungen Frau der Anatomie und ihren Schädel sich selbst gesichert hatte — darauf an, seinen Traum

so viel als möglich zu verwirklichen, da dieser bei ihm in Fleisch und Blut übergegangen und zu dem Ideal seines Lebens geworden war.

Dieser Traum aber stellte ihm zwei verschiedene Aufgaben; einmal: Vater einer zahlreichen Familie zu werden, und dann: dafür Sorge zu tragen, daß die Sprößlinge seines Stammbaumes — männlichen und weiblichen Geschlechtes — als Träger phrenologisch-abnormer Schädel das Licht der Welt erblickten.

Die Lösung der ersten Aufgabe mußte den Jahren überlassen werden, an die der zweiten machte sich Wirrwatz — als Mann der Wissenschaft und leidenschaftlicher Phrenologe — sofort. Er packte nämlich einmal die abnormsten Gypsschädel, die er besaß, mit zur Hochzeitsreise ein, und zwar bettete er dieselben zwischen die Wäsche und die Kleider seiner jungen Frau, so daß diese, so oft sie auspackte, vor den mitauszupackenden Diebs-, Mörder-, Ideoden-, Neronen- und sonstigen Schädeln wohlthätig erschrecken mußte. Dann aber — einmal ausgepackt — wurden dieselben von Wirrwatzen in den bezogenen Gastzimmern als Angelpunkte für die Augen seiner jungen Gattin und Anregungsgegenstände für ihre Phantasie auf Tischen und Commoden aufgestellt, was freilich, fast in jedem einzelnen Wirthshause einen „Froschmäusler“ zur Folge hatte, d. h. einen vollständigen Krieg zwischen dem edlen Wirrwatz und den Kell-

nern und Stubenmädchen, von welchen kein einziges Individuum die Zimmer des sonderbaren Wütherichs — Andere waren so unwissenschaftlich sogar „Narren" zu sagen — betreten wollten, der seine Stube zu einer Mördergrube und einem Beinhaus mache und als Zierrathe die schrecklichsten Köpfe und Schädel aufstelle. Der Krieg ward dann oft sehr heftig geführt, bis er zumeist damit endete, daß die junge Frau die Betten selbst machen und der Professor alles was er verlangte den Kellnern vor der Stubenthüre abnehmen mußte.

Aber auch sämmtliche, auf seiner Hochzeitsreise aufzutreibenden Anatomien besuchte der edle Wirrwatz mit seiner jungen Frau, die — obgleich sie den eigentlichen Grund ihres Gatten bei all diesen Manövern nicht errieth, doch aus eigener Begeisterung für die Wissenschaft und aus Dankbarkeit für ihren Mann, — der Tag und Nacht die Aufmerksamkeit selber gegen sie war — sich gerne in dessen Eigenheiten fügte. Wirrwatz konnte alsdann stundenlang mit seiner Nathalie vor den in Spiritus eingemachten phrenologischen Abnormitäten beobachtend stehen bleiben und ihr die große Schönheit und die Bedeutsamkeit derselben für die Wissenschaft auseinandersetzen.

Eine dritte Maxime, die er zur Lösung seiner Traumaufgabe verwandte, war, die Beförderung der Eitelkeit seine Frau . . . damit diese sich nämlich selbst recht

oft im Spiegel betrachte, und ihre, jetzt in erhöhtem Grade reizbare Phantasie einen glücklichen Eindruck von dem eigenen Kopf empfange.

An Spielbänken endlich mußte Nathalie die Croupiers studiren; allein es fand sich leider kein so ausgezeichneter Spieler- und Spitzbuben-Kopf mehr, als der des Homburger Titus!

Jedenfalls stand von dieser Hochzeitsreise für Wirrwatz und die Phrenologie viel zu hoffen; und junge Ehemänner werden gut thun, sich ein Beispiel daran zu nehmen, nur — in sofern sie keine Wirrwatzen sind — in umgekehrter Beziehung. Wie wäre es, wenn auch die Regierungen davon etwas lernen wollten? Sie könnten ja, wie Griechenland unter Perikles, Odeon's aufstellen mit poetischen und musikalischen Wettstreiten, namentlich auch mit solchen in der plastischen Kunst. Ein werdendes und ein aufblühendes Geschlecht würde sich alsdann leicht am Schönen . . . schön heranbilden lassen!

Während aber Wirrwatz mit seiner jungen Frau auf solche Weise den Honigseim der Hochzeitsreise kostete und anthropologisch - phrenologische Experimente machte, war der junge heitere lebenslustige Auscultator Sommer für sich selbst zu einem psychologischen Räthsel geworden.

Er, der bis zu seinem Bekanntwerden mit Fräulein

Eleonore Zielfelder, über Verliebte nur gespottet und gelacht, fühlte sich auf einmal selbst in Amor's Fesseln gefangen. Dies Gefühl war indessen für ihn durchaus kein rein angenehmes, zumal es nichts Ruhiges, nichts Stetes hatte. Er konnte ja nie seines Glückes gewiß sein, da ihm Eleonore heute mit Gunst und Liebenswürdigkeit überhäufte und morgen wieder abzustoßen schien. Dies Anziehen und Abstoßen aber erzeugte in des jungen Mannes Herz einen Mißmuth, der, wie Essigsäure, zusammenziehend wirkte. So kam es, daß es für Sommer jetzt Momente gab, wo er es verwünschte, diesem Mädchen Aufmerksamkeit geschenkt zu haben ... und doch auch wieder andere, in welchen er es sich als ein Glück ausmalte, Eleonore zu besitzen. Tage kamen, die ihm die schönsten seines Lebens deuchten und andere, die er verfluchte, und an welchen er Alles hingegeben hätte, wenn es ihm möglich gewesen, den Zauberbann zu brechen, mit welchem ihn Eleonore umgeben. Dann schien ihm sein lustiges freies burschikoses Leben als Auscultator in jenem kleinen Landstädtchen ein Himmel und sein jetziges Dasein eine Hölle zu sein. Er sehnte sich zurück! ... zurück! ... und doch ... ging er nicht! Eine einzige Stunde voll Sonnenschein in Eleonorens Antlitz konnte ihn wieder umstimmen und ausgelassen lustig und glücklich machen.

Eines aber fühlte er nachgerade mit Bestimmtheit

. . . und dies war: daß er diesen elenden schwankenden Zustand nicht länger zu ertragen vermöge. Er ärgerte sich nun über sich selbst, daß er Homburg nicht verließ, und ärgerte sich auch wieder darüber, daß er nur an ein Weggehen denken könne, ehe er sich ausgesprochen. Endlich siegte die alte heitere und zuversichtliche Natur in ihm; . . . er riß sich empor, nannte sich selbst einen Narren, der sich von einem Mädel am Narrenseil herumführen lasse, und entschloß sich kurz und gut den kommenden Tag dem Schicksale die Stirne zu bieten, und bei Eleonore mit Entschiedenheit anzufragen: ob sie ihn liebe, ob nicht.

Im glücklichen Falle sollte alsdann rasch eine förmliche Werbung bei den Eltern folgen.

Und . . . der kommende Tag war jetzt bereits angebrochen und schon bis zur zehnten Stunde vorgerückt, als Eleonore nach dem Frühstück schellte, da sie bedeutend später als die Mutter und Lina aufstand, die beide schon um acht Uhr zu frühstücken pflegten. Lina brachte das Gewünschte; aber sie hatte es kaum auf das Tischchen vor dem Sopha niedergesetzt, — auf dem mehrere politische Zeitungen für Eleonore bereit lagen — als auch schon eine Droschke vorfuhr und Herr Höllengaß sich melden ließ.

„Mein Makler aus Frankfurt?“ — rief Eleonore

erstaunt — „da muß ja etwas ganz Besonderes vorgefallen sein. Laß ihn eintreten.“

Lina that es, während sie sich selbst entfernte, einmal aus Taktgefühl und dann . . . weil sie ein gewisses Grauen davor hatte, wenn sie Eleonore — als Mädchen — Börsengeschäfte machen sah. Ihr innerstes Wesen empörte sich dagegen, als vor etwas entsetzlich Unweiblichem.

Aber was konnte sie machen?

Der Makler trat ein.

„Nun, Herr Höllengaß, was giebt es?“ — rief ihm die Dame entgegen.

„Was es giebt?“ — antwortete der kleine bewegliche Mann mit dem Zahlengesicht und den weitaufgesperrten Augen, die wunderbar mit den großen weitabstehenden Ohren harmonirten, so daß es aussah, als wolle ihr Besitzer stets zum Voraus die politischen Weltfragen durchschauen und erlauschen, um deren Gang noch vor allen telegraphischen Depeschen zu wissen und zur Börse zu bringen. — „Was es giebt? und Sie haben es noch nicht gehört?“

„Nichts besonderes.“

„Nun, so war meine Fahrt hierher nicht umsonst.“

„Aber was ist an der Börse vorgefallen? Sie erschrecken mich.“

„Erschrecken? Sehen Sie mich an, mein Fräulein, . . . seh' ich aus wie erschrocken?"

„Nein!" — entgegnete Eleonore lächelnd — „Ihre Augen strahlen."

„Nun, sehen Sie! und was heißt das?"

„Daß die Course bedeutend gestiegen sind."

„Richtig! und zwar colossal!" — rief der Makler und seine Augen wurden noch größer und strahlender, während seine Ohren in eine Art fibrierende Bewegung geriethen, die die beiden Nasenflügel theilten. Es lag in dem allen der Ausdruck einer triumphirenden Begierde; aber es hatte fast etwas Unheimliches.

„Und wie stehen die 5% Oesterreichischen Credit-Mobillier?" — rief Eleonore erregt. — „Ihr gestriger Cours war 181½!"

„195 . . . 195½!"

„Himmel! — rief Eleonore wie von einem elektrischer Strahle durchzuckt, und ihr Gesicht hatte jetzt einen völlig männlichen Ausdruck: hart, scharf und berechnend, während ihre Augen in einem sonderbar lüsternem, fast gierigen Feuer aufloderten. — „Und die 3% Oesterreichischen Bank-Actien?"

„Gingen von 705 auf 733."

„Unerhört! Aber, um des Himmels Willen, was ist denn geschehen?"

„Nichts anderes!" — sagte der Makler freudestrah-

lend — „als das eine telegraphische Depesche von Paris die Meldung gebracht hat: Garibaldi sei verwundet und mit seiner Truppe gefangen. Rente 68. 50., italienische Anlehen 70. 90.“

„Vortrefflich!“ — rief Eleonore, vor Freude auf dem Sopha mit dem Oberkörper auf- und abhüpfend. — „Und National? sie standen gestern 61 1/2 Papier?“

„68 5/8 Geld!“

„Und Metallique?“

„54 7/8!“

„Standen 53.“

„Und was gedenken Sie zu thun, mein Fräulein?“

„Wie war die Haltung der Börse?“ — frug Eleonore, den Elbogen auf den Tisch und den Kopf auf die Hand stützend.

„Sehr bewegt! sehr belebt und bis zu Ende fest!“

„Wird sie sich halten? werden die Course noch steigen?“ — rief Eleonore mit Heftigkeit.

„Das hängt natürlich von den Umständen ab! Vor der Hand hofft man, daß durch dieses Ereigniß der Friede erhalten werde. Das wird, wenigstens in den ersten Tagen, die Börse nicht flau werden lassen.“

„Aber was denken Sie von dem weiteren Verlauf der Politik?“

„Ja! wer das wüßte!“ — rief der Makler und seine Augen wurden noch größer und seine Ohren wen-

deten sich, fibrierend, noch weiter von dem Kopfe ab, als wolle er Jahrhunderte durchschauen und durchhören — „wer das wüßte, der könnte es mit zehn Rothschilds aufnehmen."

„Und was rathen Sie mir zu thun?"

„Sie haben seiner Zeit die 5% Oesterreichischen Credit-Mobillier zu einem Spott gekauft . . ."

„Fort mit denselben, Höllengaß! fort zu 195½..."

„Auch 95?"

„Wenn's sein muß; aber nicht darunter. Es wird mir ein schöner Gewinn bleiben! Wir kaufen alsdann ein anderes billiges Papier."

„Und die National?"

„Ich denke, die lassen wir noch liegen!" — entgegnete Eleonore ernst. — „Ich bin überzeugt, sie steigen noch?"

„Wie sie wollen."

„Und was soll ich kaufen?" — frug der Makler.

Das Gespräch der Beiden verlief sich hier in ein Gemurmel, denn Lina ließ sich laut sprechend im Vorzimmer hören.

„Kaufen Sie Oesterreichische 100 Gulden Prioritäts-Loose!" — sagte der Makler — „sie spielen alsdann zugleich eine gute Lotterie mit, die schöne Treffer hat."

„Nicht so übel!" — meinte Eleonore. — „Wie stehen sie?"

„Hier haben Sie den Courszettel."

„Von gestern Mittag?“

„Mit den Notizen von gestern Abend in der Effecten-Societät.“

„121 1/4.“

„Darf ich so kaufen?“

„Wenn's nur nicht wieder Oesterreich wäre!“ — meinte Eleonore, und sie sah dabei so ernst und streng aus, wie ein ächter Börsenmann. Nur die männliche Kleidung fehlte und man hätte sie für einen solchen halten können.

„Nun?“ — frug der Makler, der in Homburg noch mehr zu thun hatte und zur Börse wieder in Frankfurt sein mußte.

„Was ist Ihre Ansicht, in Betreff der italienischen Angelegenheit, von der nächsten Zukunft.

„Die Nachricht von der Gefangennehmung Garibaldi's hat bei allen Vernünftigen ziemliche Befriedigung verbreitet.“

„Ich freue mich auch darüber!“ — sagte Eleonore kalt — „denn ich gehöre nicht zu den Schwärmern,“ — sie meinte Sommer damit — „die um eingebildeter Ideale willen, die Welt in einen ewigen Krieg verwickeln möchten. Ich will Friede, . . . eine solide Ruhe . . . damit man Geschäfte machen kann. Habe ich bisher doch immer, so oft ich die Zeitung in die Hand nahm, gefürchtet, Garibaldi würde die größten Verwirrungen über sein Vaterland bringen, und damit vielleicht

gar einen allgemeinen europäischen Krieg heraufbeschwören."

„Was nahe genug bevorstand!" — meinte der Makler.

„Wissen Sie, wegen was ich Napoleon in Verdacht hatte?" — sagte Eleonore hier eifrig. — „Ich hatte den Kaiser in Verdacht, er würde Garibaldi benutzen, um durch ihn seine frühere Schöpfung, Italien, wieder in Nichts aufgehen zu lassen!"

„Vielleicht sahen Sie recht, mein Fräulein! Es ist wahrlich ein tüchtiger Speculant an Ihnen verdorben."

„Ich wäre vielleicht auch als Mann an meinem rechten Platz!" — meinte die junge Dame mit einer Miene der Verachtung, die dem Schicksale galt, das sie die Welt als Mädchen erblicken ließ.

„Aber kommen wir auf unseren Gegenstand zurück!" — bemerkte der Makler. — „Jetzt ist die Gefahr verschwunden. Man hofft, daß das Bestehende sich ohne weitere Erschütterungen erhalten werde. Es wäre für Sie also wohl an der Zeit . . ."

„Noch bin ich nicht so vertrauensvoll!" — meinte Eleonore ernst, indem sie eine der Zeitungen, die vor ihr lagen — es war die Kölner — unwillkürlich in die Hand nahm. — „Wie man versichert, hat Herr von Thouvenel in seiner Note an die Turiner Regierung, worin er nähere Erläuterungen über die letzte

Moniteur-Note giebt, erklärt, daß die französische Regierung so zu sagen gezwungen gewesen wäre, zu constatiren, daß sie vor den Drohungen Garibaldi's nicht zurückweichen werde. Herr Thouvenel bemerkt ferner, daß die Veröffentlichung des Moniteur-Artikels in nichts die Lage Italiens, wie sie vor dem Zuge Garibaldi's war, ändern könne; die römische Frage würde daher auf dem nämlichen Standpuncte bleiben, wie vorher; man brauche nicht zu befürchten, daß die gegenwärtigen Ereignisse deren Lösung verzögern, ja, diese werde „vielleicht" beschleunigt werden, wenn die italienische Regierung auf unumstößliche Weise darthue, daß sie stark genug sei, um die vorgerückte Partei in Ohnmacht zu halten."

„Ganz recht!" — sagte der Makler — aber Sie werden gestehen . . ."

„Das darin wenig Sicherheit für die Zukunft liegt!" — fiel Eleonore ein, deren Steckenpferd es war, zu politisiren, theils aus reinem Oppositionsgeist gegen ihr eigenes Geschlecht, . . . theils aber auch, weil sie sich wirklich für einen speculativen Kopf hielt und bei Männern, wie Höllengaß, damit glänzen konnte. — „Man sagt," — fuhr sie daher eifrig fort — „Lord Palmerston, dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten in London, sei die italienische Bewegung unverständlich. Man wisse nicht, ob Garibaldi ein Verschwörer, ein

Revolutionär sei, oder ob die italienische Regierung Comödie spiele, oder ob sie durch Ohnmacht gelähmt sei. Wenn man die Sache nach den Regeln der Logik beurtheile, so könne man nur sagen, daß Garibaldi ein Insurgent und Verschwörer sei; er sei es aber in absonderlicher Weise, seine Verschwörung werde unterstützt von seinem Souverain, von dem Ministerium, von den Kammern, der Armee, der Marine, den städtischen Behörden, den Einwohnern jeder Stadt. Man frage sich ob man am Vorabend nicht eines Provinzialstaatsstreiches, sondern eines europäischen Staatsstreiches stehe..."

„Aber mein Fräulein, . . ."

„Ich finde hinter allem dem keine Garantie für den Frieden."

„Nun so wollen wir nicht kaufen."

„Doch! doch!" — rief Eleonore jetzt wieder, ihre eigene Inconsequenz nicht bemerkend. — „Kaufen Sie immer für den Erlös der Credit-Actien — es wird ein Betrag von über Zehntausend Gulden sein — Oesterreichische 100 Gulden Prioritäts-Loose, das heißt, wenn Sie dieselben zu 121. 121 1/4 zu schaffen vermögen. Viel riskirt ist dabei nicht und wenn ein Treffer auf meine Nummer fällt . . ."

„Können Sie fl. 200,000, — fl. 40,000, — fl. 20,000, — u. s. w. gewinnen."

„Vortrefflich!"

„Gut also!" — sagte der Makler. — „Wollen Sie mir eine kleine schriftliche Autorisation für dies Geschäft geben?"

„Sehr gern!" — entgegnete Eleonore, ergriff Feder und Papier und schrieb, mit derselben Gewandtheit, mit welcher ein anderes Mädchen ihres Alters strickt und näht, die gewünschte Ver- und Erkaufs-Autorisation. Als sie ihren Namen mit einem festen, ächt kaufmännischen Zuge daruntergesetzt, reichte sie das Papier Herrn Höllengaß, der es denn auch mit zwickernden Ohren und Nasenflügeln entgegennahm und sich dann mit Geschäftseile empfahl.

Aber wie strahlten jetzt, bei dem Einnehmen des Frühstücks, Eleonorens Augen; selbst ihre sonst blassen Wangen hatten sich schön gefärbt, und ihr oft aschgrauer Teint war rosig anzuschauen. Sie bemerkte nicht einmal, daß der Kaffee kalt geworden war . . . denn . . . sie berechnete mit triumphirender Miene, den wirklich beträchtlichen Gewinn, den ihr der hohe Stand der Börse bei Verkauf ihrer fünfprocentigen Credit-Actien bringen mußte.

Eleonore Zielfelder hatte in der That an der Börse mehr Glück, als ihr Vater. Dieser, der à la baiss speculirt hatte, verlor an dem einen Tage — es war noch dazu Ultimo — fünfundzwanzigtausend Gulden. Aber die Tochter wußte nichts von dem Unglück des

Vaters, . . . und der Vater . . . nichts von dem Glück der Tochter.

Asmodi — der Geist des Spiels — ob an der Börse oder dem grünen Tische, — ist ja ein Sohn der Finsterniß, der in Nacht und Schweigen wohnt. Nach der jüdischen Dämonologie, und der Ableitung des Wortes nach, ist er der Verwüster, der Verderbensengel, der Würgengel, gleich dem Abbadon in der Offenbarung Johannis . . . .

Eleonore hatte sich nach eingenommenem Frühstück auf die Ottomanne geworfen und lag nun — nach der ganzen Länge ihres Körpers hingestreckt — in süßen rosigen Träumen da, während sie eine kleine feine Cigarette rauchte, bei welchem Geschäft der Hauptreiz darin lag, daß Mutter und Vater es nicht leiden konnten . . . sie aber um so mehr, als es eine Männergewohnheit war.

Sie dachte an den Reichthum ihres Vaters; daß sie — da ihr Brüder durch sein leichtsinniges Leben in Paris seine Gesundheit bereits vollständig untergraben — wohl die einzige Erbin desselben sein werde, und daß ihr dann außerdem noch das Kapital bleibe, welches sie sich selbst zusammenspeculirt habe.

Dies alles zusammen, machte denn freilich — so wie sie sich vorspiegelte — ein wirklich großes Vermögen aus; so daß sich Eleonore jetzt in ihren Träumen

in der That eine reiche Erbin nennen durfte. Und welche Summen konnte sie noch an der Börse, oder, kürzer noch, bei den Ziehungen der Oesterreichischen Credit-Loose, gewinnen, die sie zu kaufen Höllengaß eben beordert hatte.

Eleonore baute in ihrer Phantasie immer stolzere Tempel auf. Und wenn sie nun gar ihre Hand . . .

Hier verfinsterten sich plötzlich ihre Züge, denn . . . sie dachte an . . . Sommer!

Ein verächtlicher Zug spielte um ihre Mundwinkel.

Sie kam sich plötzlich recht dumm und einfältig vor, daß sie dem Auscultator so weit nachgegeben hatte. Freilich war sein Vater ein vermögender Mann und er der einzige Sohn; aber . . .

„Pah!" — rief sie hier wegwerfend — „was will das heißen, gegen das Vermögen, das ich einst aufzuweisen haben werde. Warum soll ich mich jetzt an diesen Menschen wegschleudern, ... jetzt, wo mir das Glück an der Börse gerade so günstig ist, und ich, möglicherweise, in kurzer Zeit — ja in einem Monate schon — mit meinen achtzig bis fünfundachtzig Loosen doch recht leicht die 200,000 Gulden gewinnen kann. Himmel! Ich Thörin! Bei solchem Vermögen kann sich ein Baron glücklich schätzen, wenn er meine Hand erhält . . . und . . . macht mir denn nicht der junge Baron von Dahlen den Hof?"

Eleonore hielt inne. Sommer hatte freilich gar manche schöne und gute Eigenschaften. Er war wirklich mit seinem naturwüchsigen heiteren und witzigen Wesen äußerst liebenswürdig. Geist und Herzensgüte waren ihm auch nicht abzusprechen, und da ihm für die Zukunft wohl auch eine ganz ansehnliche Stellung in Aussicht stand, so war er eine keinesweges zu verachtende Parthie.

Den jungen Baron von Dahlen kannte sie kaum. Er befand sich erst seit wenigen Tagen in Homburg und hatte erst zweimal auf der Promenade mit ihr gesprochen; hier aber hatte Eleonorens Eitelkeit und Einbildung ein paar artige Worte schon für ein „Hofmachen" genommen. Sie lächelte geschmeichelt vor sich hin, als sie jetzt an diese Worte — die doch in der That nichts als Artigkeitsphrasen waren — dachte. Immer aber war Eleonore doch auch klug genug, zu bedenken, daß ein Sperling in der Hand besser als eine Taube auf dem Dach sei. Sie hatte schon öfter geglaubt, einen fetten Fisch gefangen zu haben, der dann aber den Köder zu früheroch und die Maschen des Netzes durchbrach. Auscultator Sommer war ihr gewiß. So viel Geist er auch besaß ...die großstädtische Routine und Durchtriebenheit der Anderen hatte er nicht; . . . sein schlichtes Wesen ließ ihn weniger scharf sehen und Amor war so freundlich, ihm völlig die Augen zu verbinden.

„Es wäre eigentlich so recht ein Mann für mich!" — dachte Eleonore jetzt. — „Wenn er nur Baron oder wenigstens von Adel wäre."

Sie schwieg abermals, die Asche ihrer Cigarrette betrachtend.

Immer fiel ihr dabei wieder das Sprichwort ein: „Besser ein Spatz in der Hand, als eine Taube auf dem Dache!"

Sie klopfte die Asche leise ab, während sie ihren Körper behaglich dehnte und reckte.

„Aber muß ich ihn denn auch gerade zurückstoßen?" — sagte sie jetzt wieder zu sich selbst.

Eine neue Ueberlegung begann.

Plötzlich sprang Eleonore auf, warf das Stümpfchen ihrer ausgerauchten Cigarrette weg, strich sich die Haare glatt, ließ einige Tacte der großen Gnaden-Arie aus „Robert dem Teufel" hören und sagte, als sie diese rasch abgebrochen: — „Ich bin doch eine rechte Närrin! Was mache ich mir da Sorgen? — Der Auscultator zappelt in meinem Netze. Er ist mir für alle Fälle gewiß. Halte ich mir ihn als Reserve. Kommt kein Anderer, der reicher und vornehmer ist, so nehm ich ihn am Ende. Kommt ein Besserer . . . dann . . . brrrr! fort mit ihm!"

„Und sie sang wieder:

„Gnade! ... Gnade! ... Gnade für mich Arme ... und Gnade ...“

In diesem Augenblicke pochte es leise an ... sie rief herein ... und Auscultator Sommer stand vor ihr.

Beide waren in diesem Momente in mehr als einer Beziehung in großer Verlegenheit:

Sommer glaubte der Schlag müsse ihn rühren, denn einmal fand er Eleonore noch in sehr tiefem Neglige ... und zwar in einem Neglige, ... das durch seine Nonchalance mit der feinen ausgesuchten Tagestoilette der jungen Dame durchaus nicht in harmonischem Einklang stand ... und dann ... roch es nach Taback. Es lag sogar der Stumpf einer ausgerauchten Cigarrette mitten auf dem Teppiche.

Unwillkürlich flogen des Auscultators Blicke durch das Zimmer. Sie suchten staunend ... ein männliches Wesen ... oder ... ein Zeichen von ihm: einen Hut, einen Stock ...!

Sommers erste Frage war daher, nachdem er die junge Dame begrüßt und wegen seines frühen Kommens — es war übrigens elf Uhr vorüber — um Vergebung gebeten — ob ihr Vater von Frankfurt eingetroffen sei?

Eleonore, die ebenfalls wegen ihrer Toilette in Verlegenheit war und in der Schnelle nur einen Shawl umgeworfen hatte, frug zurück: Wie der Herr Auscultator auf den Gedanken komme?

Sommer stand einen Augenblick mit der Antwort an, dann sagte er lächelnd und mit möglichster Unbefangenheit: — „Weil es mir vorkam, als ob es in dem Heiligthume Ihres Zimmers . . . nach prosaischem Taback rieche."

Eleonore lachte, um ihre Verlegenheit zu verbergen, etwas gezwungen auf. Dann rief sie, den Kopf in den Nacken werfend, mit einer Art, die witzig sein sollte: — „Wie doch dies ganze männliche Tyrannengeschlecht so eifersüchtig auf seine vermeintlichen Monopole ist! Wenn ich nun selbst geraucht hätte?"

„Sie? geraucht?" — wiederholte Sommer ungläubig.

Aber jetzt war Eleonore — die sich ohnedem ärgerte, daß sie im Neglige überrascht worden war, — schon piquirt.

„Ja!" — rief sie daher stolz: — „Haben Sie etwas dagegen? Ich finde das Rauchen bei jungen Damen sehr schön, sehr fein!"

„Ich nicht!" — meinte Sommer, der, auf einen Wink des Fräuleins hin, ihr gegenüber auf einem Stuhle Platz genommen hatte. — „Ein so hübscher Mund, wie der Ihre, sollte uns Männern diese schlechte Gewohnheit überlassen."

„Ich finde diese Gewohnheit reizend!" — rief jetzt Eleonore, durch Sommers Bemerkung, die sie für einen Versuch, sie zu tadeln und zu beherrschen ansah

zur Opposition gestachelt — „ich finde sie reizend! ... ganz reizend!“

Und sie schlug dabei — den inneren Aerger dahinter zu verbergen — wiederholt wie applautirend in ihre Hände, indem sie zugleich, auf dem Sopha sitzend, die auf- und abhüpfende Bewegung ihres Oberkörpers wiederholte.

„Sie scherzen!“ — versetzte Sommer, dessen Blicke jetzt auch die Zeitungen und das Coursblatt auf dem Frühstücktischchen Eleonorens entdeckten.

„Nein! nein! nein! nein!“ — rief Eleonore rasch hintereinander in scharfem Tone. Dann griff sie nach einem sehr schönen Kästchen, daß ihr zur Seite auf einem Trümeau stand, langte es herbei und öffnete es: es enthielt Cigarretten. — „Ist Ihnen gefällig? . . . Ich liebe es, jeden Morgen einige dieser Dinger zu rauchen!“ — sagte sie dann, obgleich sie ein tiefes Erröthen Lügen strafte, da sie sich in der That nur selten, wenn ihr gerade einmal die Laune kam, den Spaß machte, einer der kleinen zierlichen Cigarren zuzusprechen.

Aber Sommer hatte sich seine Meinung bereits gebildet: der Tabacksgeruch, das Kästchen mit Cigarretten, die verschiedenen politischen Blätter sammt dem Courszettel auf dem Frühstückstischchen . . . es konnte nicht anders sein: der Vater war gewiß zum Besuche dagewesen. Er hatte vielleicht Ursache, den Besuch zu verleugnen. Darum auch befand sich wohl Fräulein Eleo-

nore noch so spät in einem etwas unordentlichen Morgenhabit.

„Es wäre unfein, den Gegenstand weiter zu verfolgen!" — dachte Sommer daher bei sich selbst, und brach mit einer artigen und scherzhaften Wendung ab.

Wie aber jetzt in das rechte Fahrwasser kommen? Seine Verlegenheit steigerte sich. Indeß . . . Sommer war doch eine zu kräftige und schlichte Natur, um hier lange zu wanken und zu schwanken, und sich dem gerade vor ihm liegenden Ziele auf weiten Umwegen wie ein schüchterner Schulknabe zu nähern.

Er faßte daher Muth . . . und erklärte Fräulein Eleonore Zielfelder rund weg: daß er sie liebe, daß er auch in kurzer Zeit im Stande sein werde, ihr eine schöne und anständige Stellung zu bieten. Woran er — allerdings nicht ohne Herzklopfen — die Frage schloß: ob er, von ihrer Seite, auf eine Theilung seiner Neigung und die Hoffnung zählen dürfe, einst durch ihre Hand der glücklichste der Sterblichen werden zu können?

Jetzt war nun freilich das Verlegensein an Eleonoren. Nicht, als ob sie nicht schon längst einen solchen Antrag von dem jungen und hübschen Auscultator erwartet hätte, . . . wohl aber . . . weil sie sich, einer Seits und ihrem Herzens nach, des Sieges freute . . . anderer Seits aber, in Folge ihres Stolzes und ihrer Habsucht, doch auch gar keine Lust hatte, sich — wie sie

meinte — voreilig an einen so unbedeutenden Bewerber wegzuwerfen.

Nicht der Antrag setzte sie daher in Verlegenheit, sondern die Schwierigkeit seiner diplomatischen Lösung. Sie war ja vorher schon entschlossen gewesen, weder mit Bestimmtheit anzunehmen noch abzulehnen. Immer aber mußte die Sache geschickt behandelt und der verliebte Bewerber durch ein, wenigstens scheinbares Eingehen gebunden und in seinen Hoffnungen erhalten werden.

Und dies Meisterwerk weiblicher Verschlagenheit gelang Eleonoren denn auch vortrefflich.

Sie erröthete . . . sie war verlegen . . . sie ließ ihre zitternde Hand mit nur leiser Gegenstrebung in der Hand Sommer's ruhen, . . . ja sie duldete die glühenden Küsse, die der feurig gewordene Auscultator auf dieselbe drückte.

Und als er nun leise seinen Arm um ihre Taille legte, und — sein offenes, freundliches, jetzt schön erglühendes Antlitz dem ihren nähernd — sanft frug:

„So darf ich also hoffen, Eleonore, daß Sie mich lieben und die Meine sein wollen?“

Da flüsterte sie:

„O! Sie wissen es ja, wie ich Sie schätze. Aber darf ich . . . kann ich ohne meine Eltern entscheiden?“

„Sie können es wenigstens für sich thun. Das Weitere wird sich finden. Sagen Sie ja!“

„Dann würde ich mich versprechen! ... Ich thue nichts ohne meine Eltern.“

„Nun!“ — rief Sommer in Entzücken strahlend — „so geben Sie mir wenigstens, zum Zeichen Ihrer Neigung, einen Kuß!“

„Nein! nein!“ — rief Eleonore abwehrend.

Aber der Auscultator zog sie stürmisch an sich; ... sie widerstrebte nur leise; ... er suchte ihre Lippen ... sie ließ sie, scheinbar abwehrend, finden; ... er drückte einen glühenden Kuß auf dieselben ... und... o Himmel! welche Seligkeit! ... die holden Lippen der Angebeteten ruhten lange, warm, den Kuß feurig, ja leidenschaftlich erwiedernd, auf den seinen.

Dann riß sich Eleonore rasch los und eilte mit dem Ausrufe: — „Sie Abscheulicher!“ — in ihr Schlafgemach.

Sommer sah ihr, im Taumel seines Entzückens, nach; ... dann nahm er Hut und Stock und eilte hinaus.

Sein Herz schlug allzuvoll, allzumächtig, er mußte es hinaus in Gottes freie Natur tragen.

Er bemerkte dabei nicht, daß ihm Jemand, bleich wie der Tod, mit Thränen im Auge nachsah.

Dieser Jemand aber war ... Lina.

Bel-étage und Mansarde.

Zu derselben Zeit, in welcher die eben angeführte Scene zwischen Eleonore und Sommer stattgefunden hatte, nahm der junge Baron von Dahlen, mit der ihm eigenen Gemüthsruhe und Süffisance sein Frühstück ein. Er wohnte in demselben Gasthofe, in dem sich auch die Familie Zielfelder für die Dauer der „Saison" niedergelassen hatte, und zwar, wie diese, im ersten Stock, . . . oder . . . vornehmer gesagt „au bel-étage!" . . . denn . . . Herr Baron von Dahlen war sehr vornehm.

Der junge Baron war indessen erst vor wenigen Tagen angekommen, es fehlte ihm daher auch noch Manches an seiner Bequemlichkeit. Dies in die Ordnung zu bringen, hatte er denn eben auch nach dem Wirthe gesandt. Indeß der Herr Gasthalter waren gerade auf einem kleinen Spazierritte begriffen, und so mußte sich denn der Herr Baron, zu seinem großen Aerger, ein wenig gedulden.

Aber so ein leichter Aerger schadet der menschlichen

Natur gar nichts . . . im Gegentheile! . . . nichts ist für die Gesundheit und die Verdauung zuträglicher! Wo sollte denn auch das halbe Pfund Galle hinkommen, das sich täglich im menschlichen Körper bildet, wenn nicht für dessen Abzug gesorgt würde. Daher bemühen sich denn auch gute Wirthe und gewissenhafte Eheweiber dafür, daß ihre Gäste und Ehemänner täglich die zu ihrer Gesundheit und Verdauung nöthige Portion Aerger regelmäßig erhalten. Ja die Menschenfreundlichkeit geht in dieser Beziehung so weit, daß sich, selbst im öffentlichen Leben, die Menschen gegenseitig diesen Liebesdienst so viel als möglich erzeigen.

Nur thörigte Menschen aber ärgern sich alsdann auch noch darüber, daß sie geärgert werden, — was, als zu viel, schädlich ist, da sich alsdann das Gallenfett und andere schwer lösliche Bestandtheile der Galle in zu großer Menge bilden und als Gallenstein niederschlagen; — vernünftige, wie der junge Baron, haben so viel gelernt, um zu wissen: daß Bilin oder Gallenstoff, in Wasser und Weingeist löslich ist, und sich an der Luft wie in der Wärme zersetzt. Daher trinken auch so viele Menschen in den Aerger hinein... und . . . auch der junge Baron von Dahlen that es jetzt, . . . indem er sich sein Lieblings-Getränke, einen Brullot-monstre, machte, das heißt, der Herr Baron legten über eine halbe Tasse schwarzen Kaffee einen Löffel

mit einem mächtigen Stück Zucker, gossen sodann mit Vorsicht und Eleganz vier Gläschen Cognac, über Zucker und Löffel, und zündete den Spiritus an.

Dahlen sah — auf dem Divan ausgestreckt und eine feine Havannah schmauchend — dem Ausbrennen des Geistes zu. Der gute junge Baron liebte solche Beschäftigungen, bei welchen er nicht zu denken nöthig hatte . . . und zwar liebte er sie aus sehr triftigen Gründen:

„Blicke ich in die Vergangenheit,“ — hatte er einst zu sich gesagt — „so finde ich weiter nichts als Thorheiten, getäuschte Hoffnungen, traurige Erfahrungen und was noch dazu gehört. Denke ich aber gar an die Zukunft, wird es mir im Voraus schwach! Das Gerathenste ist daher gar keine Betrachtungen anzustellen und die Gegenwart bestmöglichst zu genießen!“

Und er blieb diesem edlen Vorsatze auch jetzt treu. Consequenz ist ja auch eine Tugend!

Der Brullot monstre war fertig.

Dahlen glich in der That, als er dies Getränk jetzt mit unendlicher Behaglichkeit schlürfte, einem Pascha, und zwar um so mehr, als er seinen Körper in einen Schlafrock von türkischem Zeug gehüllt, seinen Kopf mit einer reich gestickten Sammt-Mütze und seine Füße mit Pantoffeln von rothem Saffian bekleidet hatte. Auch das Zimmer war elegant genug, um eine, eines Pa-

scha's würdige Umgebung zu bilden. Der junge Herr bewohnte ja die Zimmer Nr. 1, 2 und 3 des Hôtels . . . also einen Theil der Wohnung, welche, einen Tag vor seiner Ankunft, die russische Gräfin Krasinska verlassen hatte, und die, — da die Gräfin, die eine leidenschaftliche Spielerin, alljährlich wiederkehrte, — besonders kostbar für diese eingerichtet war.

Ein weicher Teppich deckte den Fußboden. Die Tapete war von der feinsten Sorte: tief dunkelblau mit Gold, das Ameublement von Acajouholz und braunem Sammt, der Plafond schön gemalt und mit einem Gaslüstre in neuestem Geschmack geziert. Kupferstiche in breiten Goldrahmen zierten die Wände. Auch an Vasen und Statuetten fehlte es nicht, während hinter den Vorhängen von dunkelbraunem Seidenzeug noch andere von weißer Stickerei gefällig hervorlugten.

Dahlen schaute dies alles, unter dem Rauchen seiner Havannah und dem Schlürfen seines Brullot monstre — der, beiläufig gesagt, jedem anderen Menschen den Magen hätte durchbeißen und verbrennen müssen, — mit Behaglichkeit an.

So gerade liebte er es; . . . aber . . . wer kann es in der Welt immer haben, wie er es liebt?

Von Dahlen stammte aus einer alt-adlichen Familie, deren Stammbaum es aber ging, wie jedem gewöhnlichen Baum: er war nachgerade so alt geworden, daß ihm

die Kräfte ausgegangen, das Holz faul und die Blätter dürr geworden waren; so daß der junge Baron recht gut mit Wallenstein ausrufen konnte: „Da steh' ich, ein entlaubter Baum!" Es war dies um so weniger eine Lüge, als von all' den Gütern, welche die Familie in früheren Zeiten bis auf den Vater Dahlens besessen, nur noch ein palastartiges Haus in Mannheim übrig geblieben war, welches aber in der letzten Zeit den gleichen Weg wie die übrigen Besitzungen nahm, das heißt: von des jungen Barons Vater, der zahlreichen Familie wegen, verkauft werden mußte. Es ging dabei — so recht die Strömung unserer Zeit bezeichnend — wie die meisten großen adlichen Häuser jener Stadt, in die Hände eines reichen jüdischen Tabackshändler über.

Tempora mutantur! . . . die Zeiten wechseln! An die Stelle alt-adlicher Wappenschilder setzt unser nüchternes und demokratisches Jahrhundert gar häufig kaufmännische Schilder mit prosaischen Firmen.

Die Baronie von Dahlen lag demnach jetzt in der Luft, wenn auch Papa noch ein recht hübsches Kapital für das Haus erhalten hatte. Aber hier kam nun wieder das verwünschte Dividiren dazwischen, denn der junge Mann ... hatte noch s e c h s Schwestern! Sieben in 120,000 macht aber nur 17,143, und dabei lebten die Alten noch und hatten auch den guten Willen . . . noch r e c h t l a n g e zu leben.

Bis zu ihrem Tode war also für Egon — den Herrn Sohn — gar nichts zu machen . . . als . . . Schulden; denn wie zum Kuckuck sollte ein junger Baron von Dahlen mit einer lumpigen Lieutenantsgage auskommen. War es Egon doch schon passirt, die ganze Jahresgage in einer einzigen Nacht zu verspielen. Nur ein Fußfall vor einer alten Tante und die zu ihrem Entsetzen ausgestoßene Drohung: sich erschießen zu müssen, rettete damals den jungen leichtsinnigen Mann; und Tantchen Emeline war es denn auch, die jetzt wieder einmal den Beutel aufgemacht und dem liebenswürdigen Neffen eine Erholungsreise ermöglicht hatte. Der Brief an sie war ja gar kläglich gewesen und hatte so viel von Unterleibsbeschwerden erwähnt, daß die gute alte Tante, die selbst seit langen Jahren an diesem Uebel litt, voll Besorgniß für den Neffen wurde. „Hier hast Du Geld, mein armer Junge," — schrieb sie daher — „benutze es aber vernünftig und mache eine Fußreise nach der Schweiz, daß wird Dir gut thun und Dich erfrischen."

Und Egon reiste denn auch sofort nach der Schweiz, wenn auch nur auf den Flügeln der Phantasie und mit Hülfe eines Reisehandbuches, das er bei einem Antiquar für fl. 1. 12 kr. erstand. Billiger war doch die Reise wahrhaftig nicht zu machen, und da seine Unterleibsbeschwerden eigentlich nur von vielem Hunger und schma-

ler Kost herrührten, so glaubte der junge Baron dies Uebel viel besser in Homburg bei Jouy heilen zu können. Möglicherweise konnte damit ja auch eine Heilung seiner Kasse verbunden werden. Und ersparte er denn nicht zugleich auf diese Art die Mühe des Bergsteigens? Gott! wie herrlich ließ sich hier auf dem Divan ein Brief vom Rigi oder St. Gotthard dictiren — denn zum selbstschreiben war Lieutenant von Dahlen zu faul — wie herrlich ließen sich kleine Gedichtchen über die Schweizer-Alpen hier machen, und dann, mit der Rigibeschreibung der guten Tante schicken. Der Poststempel verrieth ja nichts, da alle Briefe über Egon's Garnison und durch die Hände eines Kameraden liefen, der sie per Einschluß empfing und in der Garnisonsstadt zur Post gab.

Und wahrlich! zehn Rigi's wären dem jungen Baron Egon von Dahlen nicht so viel werth gewesen, als das Zimmer, das ihn jetzt umfing, . . . der Divan, auf dem er göttlich ausgestreckt lag, . . . die feine Havannah, die er rauchte, . . . und der Brullot monstre, dessen letzte Feuer-Tropfen er eben hinuntergeschlürft.

Nur eines fehlte ihm noch . . . er mußte für seinen Aufenthalt in Homburg einen dienenden Geist haben . . . so etwas wie Bedienten und Sekretär zugleich. Denn mit irgend einer Arbeit — Versemachen ausge-

nommen — besudelte sich Lieutenant, Baron Egon von Dahlen, nicht.

Versemachen war aber außer reiten, spielen, essen, trinken und lieben — seine „Force.“ Ja, er hatte Tantchen Emeline „auf Ehre!“ versprochen, ihr noch im Laufe dieses Jahres, als Beweis, daß er zu den ersten deutschen Dichtern zähle, einen ganzen Band Gedichte in Manuscript vorzulegen. Das Buch sollte ihr dann gewidmet werden; . . . ja sie sollte sogar auch die Ehre haben, es auf eigene Rechnung drucken zu lassen, während der Neffe sich dem Verkaufe desselben und dem Einzug der Gelder zu unterziehen bereit war.

Aber für diesen Band fehlte noch viel. Die in Homburg auf dem Divan abzumachende Schweizerreise sollte nun nachhelfen. An einer Liebschaft — und in Folge derselben an Liebesgedichten — konnte es hier auch nicht fehlen. Nur einen Menschen brauchte der junge Baron noch, dem er dictiren oder die Concepte zur Abschrift und Durchsicht geben konnte. Denn . . . ausarbeiten war die Sache des Herrn Lieutenants nicht; . . . auch im Versbau und Rhythmus mußte bei seinen Schöpfungen hie und da nachgeholfen werden; . . . so wie er für das Manuscript einen Mann bedurfte, der in der Orthographie und Mythologie fest war, um allenfallsige Schnitzer auszumerzen.

Darum auch hatte er nach dem Wirthe verlangt.

Vielleicht kannte der Herr Gasthalter ein, zu diesen und anderen kleinen Diensten passendes Individuum.

Und so war es denn auch in der That: zufälligerweise befand sich, wie der Inhaber des Hôtels bemerkte, ein Mensch in seinem Hause, der in einer Mansarde logirte und höchst wahrscheinlich für das Verlangte geeignet war.

Der Besitzer des Hôtels versprach dem Herrn Baron nach dem Individuum zu senden und es auf Nr. 1. kommen zu lassen. — —

Bel-étage und Mansarde! . . . Himmel welch' eine Kluft zwischen euch beiden . . . und . . . den Schicksalen der Menschenkinder, die hier . . . oder dort wohnen!

Alter würdiger Francois Mansard, du, der du einer der berühmtesten Architekten, einer der verständigsten Künstler deiner Zeit warst; . . . du, dem Paris so viele Verschönerungen verdankt; . . . der du zuerst die gebrochenen Dächer construirtest, die noch jetzt deinen Namen, Mansards, tragen, . . . hast du wohl geahnt, welche stille Asyle für sorgen- und schmerzbeladene gebrochene Herzen du damit schufst?

Stilles Glück liegt dem Himmel nahe; . . . aber . . . auch der Schmerz flüchtet sich nach oben, und so wohnen denn gerade diese beiden Extreme zumeist in

den Stübchen, die uns Mansard so schön und sinnig bei seinen gebrochenen Dächern herzustellen lehrte.

O! wie viele reizende Idyllen, . . . aber auch wie viele herzzerreißende Dramas mögen dort abgespielt werden!

Auch in dem großen und prächtigen Gasthofe, in welchem der junge Baron von Dahlen so schön und bequem, so reich und elegant wie ein Pascha wohnte, befanden sich unter dem Dache Mansarden. Dieselben waren zumeist für die Kellner und die übrige Dienerschaft des Hauses bestimmt; doch blieben immer noch einige übrig, in welche man im Nothfall Leute steckte, die ihr Geld verspielt hatten, und die man doch nicht gerade vor die Thüre setzen wollte, da ja, durch irgend einen Zufall, ein Wiedergewinnen — und somit auch ein Wiederausgeben — nicht ganz außer der Möglichkeit lag. Auch Reisende, die sich zu Fuße und nur mit einem Nachtsacke bewaffnet, hierher verirrten, wurden von dem Herrn Hôtelbesitzer an den Herrn Oberkellner, von dem Herrn Oberkellner an den Herrn Zimmerkellner, von diesem an den Hausknecht und von dem Hausknecht in eine der besagten, vier Stockwerk hochgelegenen Mansarden verwiesen.

Mit Unrecht murrten alsdann wohl diese Leute über ihr thurmhohes und miserables Quartier; aber sie bedachten alsdann dreierlei nicht: einmal, daß die Gast-

wirthe und Gasthöfe nicht für die Fremden da sind, sondern die Fremden nur . . . für die Gastwirthe.

Zweitens: daß man als Reisender nie so frech sein sollte, einfach leben zu wollen; denn von solchen Reisenden kann kein Wirth reich werden, und das ist doch am Ende der letzte Zweck, für welchen alle Menschen reisen.

Endlich: ist ein solches Murren undankbar, da gerade Mansarden gewöhnlich die schönste und weiteste Aussicht bieten; es also ein wahrer Vorzug und eine liebenswürdige Aufmerksamkeit des Wirthes für Denjenigen ist, der in dieselben hineingesteckt wird.

In einer dieser Mansarden nun, die auch eine recht hübsche Aussicht, über die Dächer der umliegenden Häuser hinaus, nach den Höhen des Taunus darbot, saß um jene Zeit ein blasser junger Mann. In seinem bleichen hübschen Gesichte lag Anmuth, die aber nicht zur rechten Geltung gelangen konnte, da sie eine tiefe Trauer verschleierte.

Der junge Mann war einfach, fast dürftig gekleidet, und . . . sehr einfach und sehr dürftig war auch seine Umgebung: nackte, weiß angetünchte Wände, ein Bett, mit einer wollenen Kolter überdeckt, ein alter Tisch und zwei stark beschädigte Strohstühle bildeten das ganze Ameublement des kleinen schiefauslaufenden Zimmers.

Aber bei dem bleichen jungen Manne lief leider noch mehr schief aus, als die Mansarde in der er saß; er konnte sogar beinahe die Behauptung aufstellen: daß ihm bis jetzt in seinem Leben noch Alles schief gegangen sei!

Julius Ostenbrock — so hieß der bleiche junge Mann — war ein braver Mensch und dabei ein guter Sohn.

Das einzige Kind armer aber rechtlicher Eltern, hatte ihn ein unüberwindlicher Hang zur Kunst in die Laufbahn eines Malers geführt, und der Beweis seiner Tüchtigkeit auf diesem Felde ließ nicht auf sich warten. Die Portraits, die er lieferte, waren zumeist recht gelungen, so daß sich der junge Ostenbrock im Anfange einer recht hübschen Existenz und Einnahme zu erfreuen hatte, . . . ein Glück, das ihm doppelt lieb und heilig war, weil es ihm die Möglichkeit an die Hände gab, als guter Sohn seine armen und kranken Eltern kräftig zu unterstützen.

Nur eines war schlimm! der junge Mann war mit seinem hübschen Talent unglücklicherweise in eine Zeit hineingerathen, in welcher die Erfindung und Vervollkommnung der Photographie der Portraitmalerei einen empfindlichen Stoß versetzte. Die photographischen Ateliers wuchsen damals gerade zu aus der Erde, und bald war es so weit gekommen, daß man in größeren Städten

fast keine Straßenecke mehr ohne photographische Aus=hängebilder und keine Gasse ohne die Anzeige von einem photographischen Atelier mehr passiren konnte.

Damit aber hörte auch — wie sich Jedermann erinnert — das Portraitmalen fast ganz auf, da die Kosten für ein gutes Oelgemälde auch nicht mehr in ein nur von Weitem annäherndes Verhältniß mit einer guten Photographie gebracht werden konnte, und dabei noch die Chance des Gelingens stets hundertmal mehr auf der Seite der Photographie als der Malerkunst stand.

Hier also war Ostenbrocks Streben schief ausgegangen, und es war für ihn und seine alten und kranken Eltern nur ein Glück, daß er Entschiedenheit genug besaß, um seine Lage sofort zu begreifen, und vom Maler — wie es Hunderte thaten — zum Photographen überzugehen.

Es geschah dies in München, seiner Vaterstadt, und wenn dadurch auch sein Einkommen bedeutend verringert wurde, so machte es der junge Ostenbrock doch durch Einschränkung seiner selbst möglich, seinen Eltern eine immer noch bedeutende Unterstützung zukommen zu lassen.

Aber auch hier ging es bald wieder schief. Ehe er es sich versah, war sein Erwerbszweig dermaßen überfüllt, daß er andere Städte aufsuchen mußte, in welchen er es indessen nicht besser fand. So war er nach

Stuttgart, Carlsruhe, Mannheim und Frankfurt gegangen, um an all' diesen Plätzen nach kurzem Aufenthalte die traurige Erfahrung zu machen: daß seine Einnahme kaum mehr für ihn selbst, geschweige denn zur Unterstützung seiner Eltern ausreiche.

Nur durch wirkliches Darben vermochte der gute Sohn seinen alten kranken Eltern noch einige Hülfe zu schaffen. Da kam Ostenbrock der Gedanke, sein Glück in Bad Homburg zu versuchen, von dem er ja gehört hatte, daß man dort sein Geld mit vollen Händen zum Fenster hinaus werfe.

Der junge Mann fand es auch so; . . . nur mit dem Unterschiede, daß sich dies Hinauswerfen des Geldes fast lediglich auf den grünen Tisch und die, dort ihr Unwesen treibenden Priesterinnen der Schönheit, bezog.

Erst freilich ging es noch . . . mit photographischen Visitenkarten nämlich. Als sich aber sehr bald auch diese Quelle verstopfte, brach plötzlich wirklicher Mangel und mit diesem wahre Verzweiflung über den armen Menschen herein, denn jetzt war es nicht nur um seine, sondern auch um die Existenz seiner guten Eltern geschehen.

Ostenbrock wußte jetzt in der That nicht mehr wohinein und wohinaus. Aus einem bescheidenen Zimmer wanderte er in die Mansarde; aus einem freundlichen Begegnen in seinem Gasthause ward ein grobes, aus

einem sehr eingeschränkten Leben ein vollständiges Darben.

Ach! und wären nur die alten, armen kranken Eltern nicht gewesen! Ostenbrock verkaufte, um nur nicht auch sie darben und verzweifeln zu lassen, nach und nach Alles, was er besaß . . . zuletzt selbst noch seine Uhr.

Damit aber war sein Letztes erschöpft.

Und was jetzt?!

„Ja! was jetzt?!“ — rief er eben wieder aus, und die Verzweiflung griff ihm an sein Herz, als wolle sie dasselbe mit eiserner Faust zerdrücken. Großer Gott! er durchlebte ja seit den letzten Tagen sein Unglück und seinen Jammer, seine Sorgen und seine Qualen doppelt, . . . einmal in der Wirklichkeit und dann noch im Traume; . . . einmal für sich und dann noch für die guten alten Leute daheim, die ihm an's Herz gewachsen und das Liebste waren, was er auf Erden hatte.

Wie gern wäre er dabei von dem unglückseligen Homburg abgereist, um in Frankfurt oder in seiner Vaterstadt sich nach irgend einem, wenn auch dem kleinsten Verdienste umzusehen; . . . aber . . . er hatte ja kein Geld, um seine Rechnung im Gasthofe zu bezahlen, die wenn auch nicht groß, für ihn doch jetzt unerschwinglich war, da er bis in die letzte Zeit — um seines Geschäf-

tes willen, bei dem er anständige, ja feine Leute bei sich sehen mußte, — auch ein anständiges Zimmer nöthig gehabt hatte. Und zu welch' enormen Preis war ihm dies Zimmer berechnet! . . .

Und auf welche Weise sollte Ostenbrock nun aus diesem Dilemma herauskommen? Es war zum desparat werden! Hände und Füße, geistige und physische Kraft waren für ihn so gut als gebunden. Wie ein Gefangener saß er nun schon seit achtundvierzig Stunden auf seiner elenden nackten und einsamen Mansarde, ohne, außer einem Rest Brod und einigen Gläser Wasser das Geringste zu genießen. Wenn er sich nur in irgend eine größere Stadt hätte begeben können, so würde es ihm sicher an Verdienste nicht gefehlt haben, denn Julius Ostenbrock war ein recht gebildeter junger Mann, voll schöner Fähigkeit und gutem Willen. Nie hatte es ihm dabei an Arbeitsamkeit gefehlt; aber was half ihm nun der beste Wille, die größte Arbeitsamkeit, wo es für ihn keine Arbeit gab?

So saß er bleich und zerstört da; . . . sein Kopf brannte wie im Fieber; . . . sein Herz klopfte so mächtig, daß er glaubte, es müsse ihm zerspringen . . . ach! und er hätte nichts dagegen gehabt, denn . . . der Gedanke an seine alten guten kranken Eltern und deren Zukunft wollte es ja doch brechen.

Plötzlich pochte es barsch an seine Thüre, sie öffnete

sich, ohne nur das übliche „Herein!“ abzuwarten und ein junger insolenter Schlingel von Kellner rief mit wegwerfendem Tone:

„Sie sollen auf Nummero Eins kommen!“

Und damit war das flache nichtssagende Kellnergesicht verschwunden. Sein Besitzer aber hielt sich draußen einen Taschenspiegel vor, um zu sehen, ob der Knopf der Halsbinde noch regelrecht sitze; worauf er einer vorübergehenden Wäscherin in die schwarze Waschkammer nachsprang.

Ostenbrock hatte sich erhoben. Die Hand an die Stirne gelegt, stand er unbeweglich: begriff er doch nicht was diese Citation auf Nr. 1. bedeuten solle. Fast war er geneigt, an einen Irrthum oder eine Verwechslung zu glauben, als ihm der Schreckensgedanke kam: es könne am Ende der Gasthalter selbst sein, der ihn über die Zahlung seiner Rechnung sprechen wolle.

Ostenbrock sank fast in die Erde: o! er war niemals etwas schuldig geblieben und auch hier nur durch das Unglück, das ihn verfolgte. O Gott! o Gott! wenn ihn nun der Wirth für einen Leichtsinnigen, für einen Schwindler, oder gar . . . er konnte es kaum denken . . . für einen Betrüger nahm . . .

Aber hier gerade bäumte sich sein noch zartes Ehrgefühl hoch auf: er mußte mit dem Wirthe sprechen und ihm offen sagen, wie es mit ihm stehe!

Wenige Minuten später pochte eine schüchterne Hand an der großen Flügelthüre des Zimmers Nr. 1. an.

Ein scharfes vornehmes „Herein!" ertönte.

Ostenbrock öffnete . . . blieb aber erstaunt stehen, als er einen ihm ganz fremden jungen vornehmen Herrn in türkischem Schlafrock, Sammt-Mütze und rothen Saffianpantoffeln auf dem Divan liegen und eine Cigarre rauchen sah, deren feiner Duft in leicht gekräuselten Rauchwölkchen bis zu ihm herandrang.

„Eintreten!" — sagte, fast in kommandirendem Tone, der auf dem Divan ruhende Pascha.

„Ich bitte um Vergebung!" — entgegnete der bleiche junge Mann bescheiden. — „Es scheint ein Irrthum hier zu herrschen . . ."

„Kaum!" — versetzte kurz und stolz der Lieutenant. — „Man hat nach Ihnen gesandt."

„Nach mir?"

„Ja! Sie sind doch der junge Mensch, von dem der Gasthalter sagte, daß er hier im Hause in einer Mansarde wohne und gern etwas verdienen würde."

Ostenbrock bebte. Der hochfahrende Ton des jungen vornehmen Herrn und die Süffisance mit der er sich benahm, trieb ihm das Blut in die bleichen Wangen. Sein angeborener männlicher Stolz hob sich . . . aber das Wort „verdienen" beschwichtigten ihn wieder. Besser sich für den Moment demüthigen und etwas auf

ehrlichem Wege verdienen . . . als ferner der Verzweiflung und vielleicht der Schande preisgegeben zu sein.

„Ich bin Maler!“ — entgegnete daher Ostenbrock jetzt — „auch Photograph. Wenn ich Ihnen hierin dienen kann, soll es mich freuen.“

Pascha von Dahlen blies einige Rauchwolken in die Luft, klopfte die Asche seiner Cigarre ab, und sagte dann wegwerfend:

„Davon handelt es sich nicht. Können Sie orthographisch schreiben?“

„Mein Herr!“ — entgegnete Ostenbrock erröthend und mit verächtlichem Lächeln — „Sie scherzen wohl; das kann bei uns wohl jeder Schulknabe!“

Der Lieutenant biß sich auf die Lippen; dann rief er:

„Nun, ich meinte nur! . . . wollte eigentlich fragen, ob Sie auch in der Mythologie bewandert sind und etwas Kenntnisse von Versbau und Rhythmik haben?“

„In der Götterlehre bin ich, als Maler, natürlich zu Hause!“ — entgegnete Ostenbrock bescheiden, wenn auch gerade nicht sehr angenehm von diesem, in kommandirendem Tone abgehaltenen, Verhöre berührt. — „Mit der Dichtkunst aber habe ich mich nur in sofern beschäftigt, als ich sie hoch verehre. Es wird wenige deutsche Dichter geben, die ich nicht kenne.“

„Nun!“ — rief der junge Baron leicht hin — „da wird es sich ja schon machen! Wollen Sie, für die Zeit meines Aufenthaltes in Homburg, als Sekretär bei mir eintreten?“

Ostenbrock war überrascht. O Himmel! da zeigte sich ja ein, wenn auch nicht angenehmer doch annehmbarer Ausweg aus der unseligen Lage, in der er sich befand.

„Es ist nicht viel, was Sie zu schreiben haben oder was ich — ich bin Dichter — dictire. Nur muß ich mir ausbehalten, daß Sie auch andere kleine Dienstleistungen nicht ausschlagen.“

Wieder schoß Ostenbrock das Blut in die sonst so bleichen Wangen; . . . aber . . . er dachte seiner Lage, seiner Eltern . . . überwandt sich und . . . sagte zu. Es war ja immer ein ehrlicher Verdienst, und wenn er auch sein Selbstgefühl und seinen männlichen Stolz etwas beugen mußte, . . . that er es nicht für Diejenigen, die in seiner Kindheit so viel für ihn gethan, und die jetzt — von einem schweren Schicksal niedergebeugt — auf ihn, als auf die einzige Hoffnung in ihrem Leid und ihren Sorgen blickten?

Wahrlich! diese Unterwerfung unter die eiserne Nothwendigkeit eines mißlichen Geschickes war für den bleichen jungen Mann ein Sieg, auf den er stolz sein konnte.

Die Bedingungen wurden jetzt noch festgestellt und die Sache war abgemacht.

Ostenbrock erhielt hierauf von dem jungen Herrn Baron von Dahlen einige mit Bleistift leicht hingeworfene Gedichtchen: „Auf dem Rigi," — „der Wasserfall zu Schaffhausen," — und „Auf einer Reise durch die Schweiz."

„Nehmen Sie dieselben!" — sagte der junge Herr dabei — „und schreiben Sie sie ab. Es sind Skizzen, die auf meiner letzten Reise durch die Schweiz entstanden sind. Aber schreiben Sie dieselben schön in's Reine, und" — warf er leicht hin — „sollte sich im Versbau oder sonst eine kleine Nachlässigkeit finden, so ändern Sie dieselbe. Ich habe weder Zeit noch Muse zum Ausfeilen solcher Bagadellen."

Und damit neigte der Herr von Bel-étage Nr. 1. verabschiedend sein Haupt . . . und der bleiche junge Mann, froh wieder etwas für sich und seine armen Eltern verdienen zu können, eilte zur Arbeit auf seine Mansarde.

Irren ist menschlich.

Auscultator Sommer war jetzt der glücklichste Mensch von der Welt. Fräulein Eleonore Zielfelder hatte ihm ihre Gegenliebe gestanden und ihre Hand so gut als zugesagt. Jetzt waren vor allen Dingen von seiner Seite die weiteren nöthigen Schritte zu thun, d. h. Rücksprache mit seinem Vater und mit den Eltern der Geliebten zu nehmen.

Vor allen Dingen mußte Sommer der Zustimmung seines eigenen Vaters gewiß sein, da er von diesem, für den Fall seiner Verheirathung die Herausgabe eines beträchtlichen Theiles seines dereinstigen Vermögens und die erfolgreiche Verwendung für eine gute Anstellung zu erlangen hoffte.

Der Auscultator entschloß sich also rasch, wenn auch schweren Herzens, Homburg für einige Tage zu verlassen, um seinen Vater zu besuchen. Eleonore, der er sein Vorhaben mittheilte, war einverstanden.

Aber was kann in einigen Tagen nicht alles geschehen? . . . Was kann sich in ihnen nicht alles än=

dern? . . . namentlich wenn ein Wesen, wie Eleonore Zielfelder, mit im Spiele ist; . . . ein eitles kaltes selbstsüchtiges Wesen, das da meint: die Herzen der Männer seien nur Sklaven seiner Eitelkeit und zu seinem Spielzeug geschaffen, das es wegwerfen könne, wenn es wolle und dessen müde sei.

Die Sache verhielt sich wie folgt: Eleonore traf — wie es kaum anders sein konnte, da sie in ein und demselben Gasthofe wohnten, — sowohl an der Mittagstafel um fünf Uhr, als auch sonst im Laufe des Tages, mit dem jungen von Dahlen öfter zusammen.

Nun aber war von Dahlen nicht nur ein ganz netter Mann, dem — obschon sein Gesicht nichtssagend war — das blonde Schnurrbärtchen und die Uniform zierlich genug standen . . . sondern er war auch „Baron“ und sogar — was Eleonore schon am ersten Tage aus seinem eigenen Munde erfuhr — Dichter!

Also ein junger unverheiratheter feiner Herre . . . Offizier zugleich, . . . Baron . . . und . . . Dichter!

Was konnte man mehr verlangen? das war göttlich! herrlich! unvergleichlich!

Eleonore war schon das erstemal, als sie ihn gesprochen, ganz außer sich vor Entzücken!

„Mutter! Mutter!“ — rief sie, als sie nach Hause kamen, indem sie, ihrer Gewohnheit nach, in die Hände

klatschte und wie besessen im Zimmer umher hüpfte: — „das ist ja göttlich! das ist ja himmlisch! . . . er ist Lieutenant, Baron und Dichter!"

„Nun, nun, mein Kind, nur ruhig!" — meinte die Frau Mama, die sich übrigens davon, daß der Herr Baron zehn Minuten mit der Tochter gesprochen, eben so geschmeichelt fühlte, wie diese — „nur ruhig! Du weißt ja noch nicht was er will!"

„Was er will?" — meinte die Tochter mit spöttischem Lächeln — „als ob darüber eine Frage obwalten könnte. Sagte er doch: mein holdes Fräulein!"

„Allerdings!" — sagte die Mama in vollem Ernst — „es ist das fast so gut, als eine Erklärung."

„Er will vor der Hand mein Freund sein!" — ergänzte Eleonore. — „Wie fein, wie diplomatisch: mein Freund! . . . Ja, und er ist mein Freund . . . Julius ist mein Freund!"

„Heißt er Julius?"

„Ja! . . . und ich habe meinen Freund Julius auf heute Abend zum Thee zu uns eingeladen!"

„Das war etwas schnell!" — meinte die Mutter erschrocken.

„Pah!" — rief Eleonore verächtlich — „ich gehöre nicht zu den Alltagsmenschen . . . und . . . er auch nicht! . . . Julius ist Baron, also von exclusiver Stellung . . . und . . . Dichter!"

Und sie klatschte wieder in die Hände und hüpfte wie toll im Zimmer umher.

Lina, die dies alles zugehört, stand ganz starr vor Staunen. Von Dahlen hatte ganz artig mit Eleonoren gesprochen; aber nicht anders, wie jeder artige junge Herr mit einer jungen Dame spricht . . . vielleicht nur mit etwas mehr militärischer Kühnheit.

Wie war es nun möglich, daß man hier schon von Absichten sprechen, . . . einen weltfremden Menschen sofort mit dem Vornamen und Freund nennen, ja ihn einladen konnte?!

„Aber Eleonore!" — flüsterte jetzt Lina der Freundin mit klopfendem Herzen und kaum der Sprache fähig, zu — „was wird denn der Herr Auscultator sagen?"

„Der Eckel!" — meinte Eleonore wegwerfend — „er soll mich mit seiner Langweilerei verschonen!"

„Aber . . . Du hast ihm doch . . ."

„Nichts habe ich!" — rief Eleonore heftig.

„Er ist doch zu seinem Vater gereist, um . . ."

„Er mag hinreisen wohin er will!" — rief die junge Dame hier ungeduldig. — „Was geht das mich an! . . . Uebrigens hast Du Dich um diese Sachen nichts zu bekümmern! . . . Thue Deine Pflicht und bereite alles zum Thee vor. Ich will es schön und nobel haben, wenn mein Freund Julius kommt!"

Und damit wandte sich Eleonore ihrem Schlafzimmer zu, um noch einige Toilettenvorbereitungen zu treffen.

Lina blieb, sprachlos vor Ueberraschung, zurück.

Wohl hatte sie Aehnliches schon mehr als einmal an ihrer Freundin erlebt; . . . so grell war ihr aber Eleonorens Wankelmuth doch noch nie entgegengetreten, wie denn auch keines ihrer Verhältnisse noch so weit gediehen gewesen war, als dasjenige mit Auscultator Sommer.

Wie viel hatte Lina bisher im Stillen gelitten, . . . gelitten und geduldet, um dieses Verhältnisses Willen; aber sie hatte sich überwunden, einmal, geleitet von der alten Dankbarkeit, und dann . . . weil sie den geliebten Mann glücklich sah. Was kümmerte sie da das eigene arme Herz? In den Verhältnissen, in welchen sie geboren und auferzogen wurde, lag ohnedem keine Hoffnung zum glücklich werden, aber destomehr Aufforderung und Aussicht zu stiller Resignation. Lina wußte nicht wie viele Leidensschwestern sie in dieser Beziehung habe. Jean Paul sagt einmal: „In jeder Gasse, in jedem Hause findest du eine Frau oder eine Tochter, die in die Kirche oder in's Trauerspiel gehen muß, um ungenirt zu seufzen, und in das obere Stockwerk steigen, um zu weinen; aber dieser aufgehäufte Kummer wird

lächelnd verschmerzt, und . . . die Jahre nehmen lange neben den Thränen zu.“

Aber an Lina hatte das Schicksal seine Citronenpresse erst angesetzt, und quetschte und preßte ihr armes kleines Herz erst; . . . Tropfen waren noch keine gekommen. Dagegen war sie diesmal wirklich zum erstenmale über Eleonorens Benehmen wahrhaft empört; . . . so empört, als sei sie in dem von ihr so hochverehrten Manne selbst beleidigt; . . . so empört und verletzt, daß sie — als sie sich dieser Gefühle klar bewußt wurde — erschrak, und zwar vor dem außerordentlichen Interesse, welches sie für den Auscultator hegte.

Aber eben diese ungemeine Wärme des Gefühls für den fernen, wirklich auf schmähliche Weise mißhandelten Mann war es auch, die ihr einen Muth gab, den sie bis dahin an sich gar nicht gewöhnt war, . . . den Muth, mit Entschiedenheit für ihn, Eleonoren gegenüber, aufzutreten. Aber was halfen Lina's Vorstellungen und Vorwürfe bei einem so eigenwilligen und störrischen Wesen, wie Eleonore. Es gab schlimme Scenen, die damit endigten, daß Eleonore Lina erklärte: wenn sie noch ein einziges Wort zu Gunsten des Auscultator's spreche, so werde sie diesem bei seiner allenfallsigen Rückkunft geradezu die Thüre weisen.

Lina erbebte in den Tiefen ihrer Seele . . . wozu konnte ein solches Benehmen, einem Manne von Ehrgefühl

und Leidenschaft gegenüber, führen? Sie schlief keine Nacht mehr, so regte sie die Angst und die Furcht vor dem Zusammenstoße auf, der bei des Auscultators Rückkunft stattfinden mußte.

Und doch hatte sie hierin ihr Zartgefühl und ihre Besorgniß für den jungen Mann zu weit geführt. Als Sommer zurück kam, benahm sich Eleonore ganz anders. Wieder zur Besinnung gekommen, nahm sie die alte diplomatische Haltung wieder an: sie ließ sich von dem jungen Baron von Dahlen vollkommen den Hof machen, hielt aber Sommer in der ihr eigenen zweideutigen Weise dahin.

Hier aber hatte sich die junge Dame denn doch verrechnet: Auscultator Sommer war kein Kind und kein dummer Junge, sondern ein Ehrenmann im Sinne des Wortes. So lange er Eleonoren noch den Hof machte, war er fähig ihre Launen und ihren anscheinenden Wankelmuth zu ertragen. Damals rang er mit Anderen um den Preis, und Eleonoren stand es völlig frei, die Palme nach Belieben zu reichen. Jetzt aber, wo er ihr Wort hatte, war das Verhältniß in ein ganz anderes Stadium getreten; . . . jetzt glaubte er das Recht zu besitzen, Ernst und Treue ohne Wankelmuth zu fordern. Er that es denn auch, sollte aber bald erkennen, wie er sich in Eleonoren getäuscht.

Jetzt, wo ihr Baron von Dahlen — durch die mit

Sommer auftauchende Rivalität gespornt — wirklich den Hof machte . . . war Auscultator Sommer plötzlich gar nicht mehr für sie da. Alle ihre Schattenseiten kehrten sich für ihn heraus, und als er sie erst ruhig, dann ernst und endlich mit der Vollgewalt männlicher Würde und mit der nichtzuverkennenden Indignation beleidigten Ehr- und Rechtsgefühles an ihr gegebenes Wort erinnerte, antwortete sie ihm mit höhnischem Lachen: da müsse der Herr Auscultator sie mißverstanden oder sie sich . . . versprochen haben.

Auscultator Sommer stand wie vernichtet . . . er glaubte nicht recht gehört zu haben. Dann plötzlich fuhr er auf . . .

Aber nein! . . . sie war ja ein Weib . . . und . . .

Sommer wandte sich rasch und mit Verachtung. Er stürmte der Treppe zu . . . als es ihn leise und sanft anrief.

Zerstört aufblickend gewahrte er Lina, die ihn erröthend bat: nur einen Augenblick in das Zimmer einzutreten.

Sommer folgte:

„Verlassen Sie uns nicht in solcher Aufregung, Herr Auscultator!“ — flehte jetzt die sanfte seelenvolle Stimme Linas. — „Gewiß, o ich weiß es, . . . gewiß ist Ihnen bitteres Unrecht geschehen; aber . . . ich könnte es nicht ertragen, wenn Sie so von uns schieden.“

„Und wie soll ich es denn nicht?“ — rief der junge Mann, noch immer vor Indignation bebend. — „Ist eine Behandlung, wie sie mir von Eleonore ward, nicht unerhört?“

„Ich weiß nicht was sie that . . . aber glauben Sie ihr nicht, wenn sie in Leidenschaft oder Laune gesprochen hat. Sie ist besser, als sie sich giebt . . .“

„Sie ist ein thörigtes eitles und hochmüthiges Wesen!“ — rief Sommer, und seine bebende Stimme zeigte davon, wie gewaltig sein Inneres bewegt war. — „Aber ich würde ihr dies nnd ihre Launen vergeben haben,... vergeben, in der Hoffnung, sie mit Vernunft und Liebe noch zum rechten Ziele führen zu können, wenn sie nicht, neben der maßlosesten Charakterlosigkeit auch noch . . .“

„Sprechen Sie nicht!“ — flehte Lina, Thränen in den Augen, — „es wird ein unseliges Mißverständniß . . .“

„Ja!“ — rief hier Sommer zornig auflachend — „Sie haben recht, ein Mißverständniß!“ — und er lachte so wild, daß Lina ihn entsetzt ansah. So hatte sie den jungen Mann noch nie gesehen. O! er mußte schwer, sehr schwer und tief beleidigt sein.

„O lieber, lieber Herr Auscultator!“ — bat sie jetzt mit flehender Stimme und sich selbst ganz vergessend — „Lachen Sie nicht so entsetzlich! . . . werden Sie ruhig!

. . . ein Mißverständniß kann sich lösen und ausgleichen. . . ."

„Ausgleichen? . . . nein! . . . damit ist es vorüber."

„Vorüber?" — rief Lina entsetzt. — „Und warum?"

„Weil sie mir mit Hohn erklärt hat, daß sie sich, . . . als sie sich mir versprach . . . versprochen habe."

„O! ein schlechter Witz! . . . eine Laune!"

„Mein Kind, es giebt Dinge . . . die weder Witz noch Laune, am allerwenigsten aber ein höhnisches Spiel mit sich vertragen. . . und zu diesen Dingen gehört die Mannesehre!"

„Ihre Ehre, Herr Auscultator, wollte sie gewiß nicht verletzen."

„Sie that es aber!"

„Wohl durch ihr manchmal etwas schroffes äußeres Wesen. Glauben Sie mir, Eleonorens Herz ist gut."

„Sie hat gar keines!"

Der junge Mann war so erschüttert, daß er das Bedürfniß spürte, sich für einen Augenblick niederzusetzen; auch fühlte er die beruhigende und sänftigende Wirkung, die Linas seelenvolle Stimme und ihr mildes kindliches Wesen auf ihn ausübte. Seine Indignation und sein Zorn legten sich etwas . . . ja sie verschwanden, als er jetzt — aufblickend — zwei große Thränen in Linas Augen schwimmen sah.

Schweigend reichte er ihr die Hand. Sie konnte, von den anstürmenden Gefühlen überwältigt, nicht sprechen. Sommer aber war es, als ob durch die Berührung ihrer Finger ein wunderthätiges Fluidum in ihn übergehe. Es überkam ihn wie etwas Still-Heiliges. Er schämte sich seiner leidenschaftlichen Ueberwallung.

„Sie sind ein gutes Kind!" — sagte er, und dachte daran, wie viel die arme Lina wohl schon unter den Launen und der Tyrannei ihrer sogenannten Freundin gelitten haben möge. Aber der Gedanke erbitterte ihn auch wieder ... und . . . sein Entschluß, Eleonore nicht mehr zu sehen, stand fest.

Er sprach ihn jetzt auch gegen Lina aus, . . . nur mit Ruhe und nicht mehr mit Leidenschaft.

Aber wie sanft und liebevoll sprach ihm das Mädchen jetzt zu . . . immer die Freundin entschuldigend, bittend, beruhigend. Sommer lauschte erstaunt: Linas edler Charakter war ihm nie in so hellem strahlendem Lichte erschienen. Wahrlich! er fühlte, daß er um ihretwillen Eleonoren manches vergeben könne. Endlich hörte er gar nicht mehr, daß sie von Eleonoren sprach, sondern schaute — noch immer ihre Hand haltend — Lina in das liebliche, von der Röthe des Eifers übergossene Gesicht, während er dabei dachte, wie ganz anders als Eleonore dies einfache, schlichte, ächt-weibliche

Wesen sei. O! warum war sie, . . . sie, . . . die er so hochverehrt, . . . nicht wie Lina?

Er hätte Stunden lang neben ihr sitzen und zuhören können. Endlich brachte sie ihn denn auch noch dazu, seinen Entschluß: ohne Eleonore wieder zu sehen heute noch abreisen und die ganze Sache aufgeben zu wollen, hinauszuschieben. Die Liebelei mit Dahlen sei nur eine kindische Eitelkeit, meinte sie . . . es sei ja auch gar kein Vergleich zwischen dem Herrn Auscultator und jenem seichten geckenhaften Menschen anzustellen . . . nur die Uniform und der „Baron" blendeten momentan die Freundin.

Sommer versprach: den heutigen Tag ruhig vergehen zu lassen, sich aber den kommenden noch einmal schriftlich an Eleonore und ihre Eltern zu wenden und zwar mit einer bestimmt ausgesprochenen Werbung.

Die Antwort sollte alsdann die letzte Entscheidung bringen.

Mit einem herzlichen Dank und einem warmen Druck der Hand verließ der Auscultator Lina.

Das arme Kind sah ihm schmerzlich lächelnd, nach.

Dann . . . schloß sie sich in ihr Zimmer ein und . . . weinte lange und bitterlich.

Wahrheit und Schwindel.

Vierzehen Tage waren nahezu vergangen. Auscultator Sommer wartete mit Schmerzen auf ihr völliges Verstreichen, da sich Eleonorens Eltern für sich und ihre Tochter so lange Bedenkzeit ausgebeten hatten. Eleonore war auf einige Tage nach Frankfurt gegangen und weilte noch dort. Es war Messe . . . und sie hatte Einkäufe zu machen.

Sommers Stimmung war nicht die angenehmste. Die letzte Scene mit Eleonoren hatte ihn nachdenklich gemacht, und die jetzige Trennung von ihr ließ ihn mit mehr Ruhe als bisher über sein Verhältniß zu dieser Dame und deren Charakter nachsinnen. Die Ergebnisse dieses Grübelns und Nachsinnens waren aber keinesweges tröstlich für ihn. Dinge, die er früher bei Eleonoren kaum beachtet und als Mädchenlaunen belacht hatte, nahmen jetzt eine ganz andere Färbung an. Die Binde der Verliebtheit war nachgerade etwas von seinen Augen gesunken, und er fing an, im wahren Lichte zu betrachten, was er bisher nur durch das rosig ge=

färbte Glas seiner Anbetung gesehen. Er ärgerte sich im Stillen über sich selbst; . . . er ärgerte sich über so Manches an Eleonoren; . . . aber am meisten ärgerte er sich doch über den peinlichen Gedanken: ob er wohl auch mit ihr wirklich glücklich werden könne? und das unsichere und ungenügende Gefühl, daß ihm auf diese Frage antwortete.

Glücklicherweise war Lina bei Frau Zielfelder zurückgeblieben. Zu ihr flüchtete denn auch in diesen trüben Stunden, in diesen Tagen des beengenden Zweifels und der peinlichen Erwartung der Auscultator so oft als möglich. Fand er sie dann allein, so konnte er doch sein Herz bei ihr ausschütten und war gewiß, beruhigt und ermuthigt nach Hause zu kommen.

Ist es aber nicht sonderbar, wie sich der verständigste Mensch über sich selbst täuschen kann? Unbewußt war es ja Auscultator Sommer bei diesen Besuchen weniger darum zu thun, in Betreff Eleonorens beruhigt und ermuthigt zu werden, als einige Stunden an Linas Seite sitzen, in ihr sanftes, von einer stillen Wehmuth übergossenes Gesichtchen schauen und ihre milde Stimme hören zu können. Sommer vergaß alsdann wohl alles Unangenehme, daß ihn, für den Augenblick, von Innen und Außen berührte; . . . ja er fühlte sich so wohl, so gehoben, so still glücklich, daß der Entschluß in ihm

freite: für den Fall seiner Verheirathung mit Eleonoren, diese zu bestimmen, Lina mit sich zu nehmen.

Sie war ihm jetzt wirklich zu einer lieben Schwester geworden, . . . zu einer Freundin, die er in der That schätzte und hochachtete, da sie, trotz ihrer Jugend, gar verständig war und neben einem feinen weiblichen Takt, ein so praktisches Wesen, ein so richtiges Urtheil zeigte. In nichts aber stimmten die beiden jungen Leutchen mehr überein, als in ihrer gegenseitigen Antipathie vor Lieutenant von Dahlen. Bei Sommer war es natürlich Eifersucht; zum Theil freilich auch das verächtliche Gefühl, das Aufgeblasenheit und Dünkel, gepaart mit Leerheit des Geistes, jedem Manne von Geist und Charakter einflößt.

Lina aber hatte — sie wußte freilich nicht mit Bestimmtheit warum — ein wahres Grauen vor dem jungen Baron, dessen geckenhaftes, keckes Wesen ihr besseres Gefühl schon durch sein bloßes Auftreten verletzte.

Sommer dachte bei diesem instinktiven Widerwillen des jungen Mädchens vor Dahlen lächelnd an Göthe's Faust und die Stelle, in der Mephistopheles von Gretchen sagt:

„Und die Physiognomie versteht sie meisterlich.
In meiner Gegenwart wird's ihr, sie weiß nicht wie;
Meine Mäskchen da weissagt verborgnen Sinn;
Sie fühlt, daß ich ganz sicher ein Genie,
Vielleicht wohl gar der Teufel bin."

Aber dies instinktive verhaßt sein des Barons aus innerster Seele, machte dem Auscultator Lina nur noch werther. Es war ja ein neues, aus gegenseitigem Verständniß und gleicher Gefühlsweise hervorgegangenes Band, das beide umschloß.

Ein „Teufel" war nun freilich der arme Baron lange nicht; hatte er doch in der That manche gute Eigenschaften, so daß er bei allen seinen Kammeraden als „ein guter Kerl" galt. Wenn er z. B. bei Geld war, was freilich nicht oft statt fand, gab es keinen Menschen auf Erden, der den leidigen Mammon so gern und freudig mit seinen Kammeraden durchbrachte, wie Dahlen. Gutmüthig und gefällig war er überhaupt . . . wenn auch nur, was ihm nicht zu verüblen, bei Seinesgleichen. Für Andere — d. h. für Menschen, die das Unglück hatten, nicht von Adel oder nicht Militär zu sein, — war ein Mann, wie Lieutenant, Baron von Dahlen, gar nicht da. Daß er sehr wenig gelernt, dafür konnte er nichts, da ihn die Natur in geistiger Beziehung stiefmütterlich behandelt. Was hier fehlte, glich der junge Mann indeß durch Selbstvertrauen, Eitelkeit und Ueberschätzung aus, so daß er — seiner Ueberzeugung nach — wirklich ein imponirendes militärisches Wesen abgab.

Freilich gab es auch Menschen, wie Sommer, die ihm dabei unter die Nase lachten und ihm mit thatsäch-

licher Verachtung den Rücken wandten. Sie hätten es noch mehr gethan, würde ihnen das volle Maß seiner Oberflächlichkeit, seines unbegränzten Leichtsinnes und seiner Frivolität bekannt gewesen sein.

Kraft dieser schönen und edlen Eigenschaften hatte er denn auch sofort eine förmliche Bekanntschaft mit Fräulein Eleonore Zielfelder angeknüpft. Anfangs war es dabei allerdings nur auf eine flotte „Bade-Liebschaft“ abgesehen; wobei der Herr Lieutenant — im Bewußtsein seiner Unwiderstehlichkeit — schon im Voraus seines Sieges und Siegespreises gewiß zu sein glaubte.

Nun hätte ihn aber wohl dieser Glaube, trotz dem coquetten Wesen Eleonorens, in gewisser Hinsicht getäuscht, wenn er nicht selbst seinen Plan plötzlich geändert. Dahlen erfuhr nämlich, daß Herr Zielfelder „sehr reich“ und die Tochter eine Parthie sei, die ihn mit einemmale auf eigene Füße stellen und für die Zukunft über Wasser halten könne.

Himmel! das war ja gerade was dem jungen Baron fehlte!

Das Mädchen war freilich nicht von Adel, also plebeischen Ursprungs; . . . aber . . . der Teufel giebt ja in unseren Zeiten noch etwas auf Adel, Stammbaum und Lieutenantspatente!

Das Alphabet des Adels des neunzehnten Jahrhunderts fängt mit „Rothschild“ an.

Und wie viele hochadlige Stammbäume hatten sich, seit 1848, in Frankfurt durch das rosige Blut Frankfurter Bürgerstöchter erfrischt und durch die Geldsäcke der Herren Papas gekräftigt, d. h. versilbert und vergoldet!

Lieutenant von Dahlen bewies also, daß ein guter General in ihm stecke: er änderte, dem veränderten Terrain gemäß, sofort seine Position und seinen Plan, ... gab das „Bade-Liebschafts-Projekt" auf und fing an, zur wirklichen und soliden Eroberung der Festung, auch solide Laufgräben anzulegen.

Davon wußten indessen Auscultator Sommer und Lina noch nichts; destomehr beschäftigte die Sache den Baron, da er gestern in feurigen Briefen nach Frankfurt geschrieben und bei Vater und Tochter ... um die Hand der letzteren angehalten hatte.

Auch hierin gab sich des jungen Lieutenants kühner Feldherrngeist kund, der sich nicht, wie Fabius Cunctator, einer Schnecke gleich dem Ziele zuschob, sondern, wie Napoleon Bonaparte, im Sturme zu erobern gewohnt war.

Nur eines machte Julius etwas Sorgen. Als scharfblickender Geist kannte er die Kaufleute und ihre dürren Geldseelen. Bei Eleonore, daß war er gewiß, hatte seine persönliche Erscheinung, ... der Dichter, ... die Uniform, die er trug, ... und ... der „Baron" be-

reits gewirkt; aber! aber! . . . der Papa! . . . Bei dem wogen „Dichter“ und „Lieutenant“ sicher sehr wenig . . . und der „Baron“ nur dann . . . wenn der Hintergrund von einer reellen Sache, wie z. B. von einer Baronie oder wenigstens von „Gütern“ gebildet wurde. Denn . . . „Güter“ kommt von „gut,“ und gut ist es immer, wenn man neben dem Adels-Titel auch noch etwas Reelles hat.

Lieutenant Dahlen ließ daher in seinem Briefe an Herrn Zielfelder etwas von verschiedenen Gütern, beträchtlichen Grundbesitzungen und bedeutenden Einkünften durchblicken. Er beruhigte dabei sein Gewissen mit dem Gedanken an die Tante. Ewig konnte ja Tantchen Emeline nicht leben . . . und bei ihrem Tode . . . konnte es ja möglich sein, daß er der Haupterbe war.

Er rechnete viel dabei auf die demnächst zu erfolgende Widmung und Ueberreichung seiner Gedichte an die alte Dame. Sie war ihm ja schon gewogen; . . . wenn nun diese, für sie so schmeichelhafte Dedication dazu kam, was war da nicht alles zu erwarten?!

Außerdem . . . er lebte in dem Jahrhundert des Schwindels . . . warum sollte er nicht mitschwindeln?!

Dennoch war ihm die Sache nicht ganz einerlei. Wenn sich Herr Zielfelder nun erkundigte?

„Donnerwetter! nun dann ist es eben nichts mit der Parthie!“ — rief er, sich auf den Divan werfend. —

„Ich will alsdann denken die ganze Sache sei ein Satz an der Spielbank!“

Er nahm Papier und Bleistift . . . das Anfertigen eines Liebesgedichtes sollte ihn zerstreuen.

„Tönt ihr Saiten meiner Leyer . . .“

„Tönt, . . .“

Er hielt an; dann wiederholte er langsam — „Leyer! Leyer!“

Eine Pause entstand.

„Was reimt sich darauf?“ — sagte er endlich. Dann fuhr er nach kurzem Nachdenken fort — „Leyer . . . Eier . . . theuer . . . freier . . . Feier . . .“

Er schwieg wieder.

Plötzlich blitzte es in seinen Augen:

„Ich hab's!“ — rief er dabei und schrieb:

„Tönt ihr Saiten meiner Leyer,
„Tönt, zur schönen Herzensfeier,
„Tönt, zu meinem Liebesglück!
„Preiset laut Eleonoren . . .“

Er hielt abermals inne:

„Eleonoren . . . ja! . . . preiset laut Eleonoren! . . . Eleonoren! . . . Ohren . . . geboren . . . Thoren . . . Mohren. . . ha! . . . Horen!“

„Preiset laut Eleonoren,
„Die, beim holden Tanz der Horen,
. . . . . .

„Die, beim holden Tanz der Horen,
. . . . . .
„Venus gleich, aus Schaum geboren,
. . . . . .
„Die beim holden Tanz der Horen,
„Venus gleich aus Schaum geboren,
. . . . . .
„Mir bescheerte das Geschick!“

„Vortrefflich!“ — rief von Dahlen und schrieb, während er den Vers noch einmal recitirte:

„Tönt ihr Saiten meiner Leyer,
„Tönt, zur schönen Herzensfeier,
„Tönt, zu meinem Liebesglück!
„Preiset laut Eleonoren,
„Die, beim holden Tanz der Horen,
„Venus gleich, aus Schaum geboren,
„Mir bescheerte das Geschick!“

„Vortrefflich!“ — wiederholte von Dahlen. — „Jetzt den zweiten.“

„Könnt ich, Holde, Dir nur sagen,
„Wie die Pulse stürmisch schlagen,
„Wie mein Herz voll Seligkeiten.“
. . . . . .
„Seligkeiten . . . keiten . . . leiden . . . meiden. . . .“
„Verdammt! . . . scheiden . . . meiden . . .“
„Wie mein Herz voll Seligkeiten . . . Seligkeiten . . .“

Hier aber war die dichterische Geduld des Lieutenants zu Ende.

„Zum Teufel!“ — rief er — „es geht heute nicht!“ — und damit warf er Papier und Bleistift zu Boden.

„Ich bin zu zerstreut!" — fuhr er fort — „denke immer an die verdammten Briefe . . . und an den Schwindel . . . "

Er nahm eine Zeitung von dem Tische der vor ihm stand. Das Lesen sollte ihn zerstreuen; aber die Leitartikel und der politische Theil waren ihm zu langweilig . . . er schlug die Annoncen auf:

„Zu vermiethen" . . . „Kaufgesuch" . . . — er legte die Zeitung weg und zündete erst eine Havannah an, um desto gemüthlicher lesen zu können. Dann nahm er die Zeitung wieder auf und las in den Annoncen weiter. Dahlen liebte diese Lectüre, sie unterhielt ihn und strengte nicht an:

Heiraths-Gesuch.

„Ein thätiger Kaufmann, in den mittleren Jahren, aus sehr achtbarer Familie, im Besitze eines sich gut rentirenden Geschäftes in einer süddeutschen Handelsstadt, sucht, auf diesem nicht mehr ungewöhnlichen Wege, sich mit einer gebildeten jungen Dame mit entsprechendem Vermögen — von ca. fl. 60 bis 80,000 — zu verbinden und wird dabei bemerkt, daß derselbe noch nicht verehelicht war.

Gefällige reelle Anträge nimmt die Expedition d. Bl. frankirt unter Nr. 9933. entgegen und wird die strengste Verschwiegenheit zugesichert."

„Nicht übel!" — meinte Dahlen. — „Brauche ich

mir da über meine kleinen Schwindeleien Vorwürfe zu machen?“

Er las weiter:

„Die Haupt- und Schlußziehung der sechsten Klasse der Frankfurter „Stadt-Lotterie:“ Gewinne fl. 200,000. fl. 100,000. fl. 50,000. u. s. w. Moritz Stiebel Söhne.“

„Am 17. September Haupt- und Schlußziehung, S. Eisenmann.“

„142ste Frankfurter Lotterie. Ziehung u. s. w. Gewinne: fl. 200,000. fl. 100,000. fl. 50,000. u. s. w. Gebrüder Stiefel.“

„Hauptziehung 6ter Klasse der Frankfurter Stadt-Lotterie u. s. w. fl. 200,000. fl. 100,000. fl. 50,000 u. s. w. Eduard Schneider.“

Dahlen hielt inne, bließ lächelnd einige hübsche Dampfringe in die Luft und las dann weiter:

„19! 19! 19! Neuekräme. 19! 19! 19:
Ausverkauf von 50,000 Piecen
fertiger Herren-Garderobe und Schlafröcke.
Ein in der That wirklicher Ausverkauf!
Fritz Geser.
19! 19! 19. Neuekräme 19! 19! 19.“

„Gut gebrüllt, Löwe!“ — meinte der Lieutenant und las weiter:

„Der Verein zum Fortschritt,
1. große Gallusgasse 1.
wird 10,000 Stück der prachtvollsten
Herren-Anzüge und Schlafröcke.
zu ☞ wahren Schleuderpreisen ☜ verkaufen.
Der Verein zum Fortschritt."

Dahlen lachte laut auf.

„Wer sein Geld sparen will der kaufe..." es war wieder eine Schwindel erregende Annonce zum Einkauf von Kleidern, wobei die Verkäufer ihr Geld geradezu aus der Tasche verloren.

Jetzt kamen die Hoff'schen Malzextract-Anzeigen.

„Jod-Cigarren. . . ."

„Wer an jedem Tage mit Sicherheit fl. 100 . . . gewinnen will . . ."

„Zehntausend Gulden zahle ich Jedem, der mir beweisen kann . . ."

„Der Seelenretter, Unumstößliches über das Jenseits. Anweisung mit den Verstorbenen in ununterbrochener persönlicher Verbindung zu bleiben.

Von Pfarrer Grobschmidt."

„O! es ist doch eine himmlische Zeit himmlischen Schwindels!" — rief hier der junge Baron lachend — „und da sollte man nicht auch ein wenig mitschwin-

deln dürfen? O edler Schwiegerpapa Zielfelder, ich bitte dich, habe nur diesmal Glauben! Wenn du erst den Baron Julius von Dahlen zum Schwiegersohn hast . . . werden sich die Güter schon finden!"

Und er klopfte lachend die Asche seiner Cigarre ab.

Homburger Spielgeschichten.

Es ging bereits gegen Abend. Ostenbrock hatte den ganzen Nachmittag für den jungen Baron von Dahlen geschrieben. Er war recht müde, aber noch viel verstimmter . . . denn . . . so gerne er auch arbeitete, so ward ihm doch *diese* Arbeit nachgerade wirklich peinlich. Es unterlag keinem Zweifel mehr, daß er, ohne es zu wollen, bei derselben die Hand zu einem Betruge, wenigstens zu einer großen Unwahrheit, biete.

Der Baron hatte ihm nämlich heute schon einen vierten Brief an eine gewisse Tante Emeline — oder Tantchen Emeline, wie sie darin zärtlich genannt wurde, — dictirt, und zwar von der Schweiz aus. Der erste war von Basel aus datirt, voll überströmender Jubelgrüße des nahenden Hochlandes. Der zweite, von Constanz aus geschrieben, enthielt eine weitläufige und phrasenreiche Beschreibung des Rheinfalles bei Schaffhausen. Der dritte war eine Apotheose des Zürchersees und der vierte, den der junge Herr heute — auf dem Divan liegend und seine Havannah schmauchend — dictirt hatte,

behauptete nun gar auf dem Rigi geschrieben zu sein. Die nöthigen Beschreibungen nahm Dahlen dabei aus einem neben ihm liegenden Reisehandbuch. Sie wurden dann, nach seiner Art und Weise, poetisch ausgeschmückt und mit enthusiastischen Herzensergießungen für Tantchen Emeline durchwoben.

Dies letztere aber war es gerade, was Ostenbrock stutzig machte.

Sollte hier nicht wirklich eine gute alte Dame um ihr Geld geprellt und von ihrem Neffen auf schmähliche Weise hinter das Licht geführt werden?

Der Baron warf zwar bei einem jeden solchen Briefe hin: es seien dies nur die ersten Entwürfe zu einer literarischen Arbeit: „einer Schweizer-Reise in Briefen," und nur Erinnerungen einer schönen, noch nicht ferne liegenden Vergangenheit. Ostenbrock aber hatte bereits einmal gelernt: daß dem jungen Herrn Baron gerade nicht immer zu trauen sei, da er es, als Dichter, viel mit dem seligen Münchhausen halte; ... und dann kamen doch auch Herzensergüsse in den gedachten Schreiben vor, die unmöglich für die Oeffentlichkeit bestimmt sein konnten.

Freilich ging die Sache Ostenbrock eigentlich gar nichts an; ... er hatte ja — wie er sich selbst sagte — als Sekretär nichts damit zu thun, als dasjenige niederzuschreiben, was ihm dictirt ward. Dennoch be-

rührte ihn der Gedanke, Jemanden hintergehen zu helfen, wie schon gesagt, sehr peinlich.

Auch das Abschreiben der Gedichte war widerwärtig, da sie sämmtlich matt, nichtssagend, ja zumeist erbärmlich waren; . . . der zahllosen Schnitzer in Reim, Rhythmus, Orthographie u. s. w. gar nicht zu gedenken.

Stimmte aber dies alles Ostenbrock schon sehr herab, so schnitt ihm die stolze, wegwerfende Behandlung, die er von dem jungen Herrn Baron erdulden mußte, noch tiefer in die Seele. Ja bei manchen der Dienstleistungen, die ihm von dem Herrn Lieutenant zugemuthet wurden, mußte er sich durch die Bemerkung, daß er sein Sekretär und nicht sein Diener sei, losmachen. Immer aber blieb dem bleichen jungen Manne noch genug Demüthigendes zu verrichten übrig. Sein Herz bebte oft dabei, das Blut stieg ihm zu Kopfe; . . . aber . . . er überwandt sich mit jenem stillen Heldenmuthe, den die Welt nicht kennt, und der doch oft den kühnsten Muth der Schlachtfelder überwiegt. Er überwandt sich . . . um seiner armen alten kranken Eltern willen, die seiner Unterstützung so nothwendig bedurften.

Hielt ihn nun aber auch das Gefühl erfüllter Kindespflicht aufrecht, so blieb doch seine Stimmung eine peinliche, trübe, sehr gedrückte; und in einer solchen Stimmung nahm denn auch Ostenbrock eben seine Arbeiten zusammen, als ihm der Postbote einen Brief brachte.

Der junge Mann staunte. Die Aufschrift zeigte die Hand eines Freundes, der in seiner Vaterstadt München lebte...und richtig!... der Brief war auch von ihm.

Aber!... welche neue Unglücksbotschaft brachte er?

In dem Hause, in welchem Ostenbrocks Eltern wohnten, war Feuer ausgebrochen. Sie hatten dabei ihr letztes Hab und Gut verloren, und darbten nun — von dem Schrecken und der Alteration völlig niedergeworfen — auf das Bitterste.

Der junge Maler war in voller Verzweiflung!

Was sollte, was konnte er thun?

Das wenige Geld, was er sich bis jetzt bei Dahlen verdient hatte, war von ihm eigentlich zur theilweisen Deckung seiner Wirthshausrechnung bestimmt worden; denn ... vor allen Dingen mußte er sich ja hier frei machen.

Jetzt ... blieb ihm freilich nichts übrig, als sich auch davon wieder zu trennen. Der Gedanke an die Noth und das Elend seiner armen Eltern überwog alles Andere. Ach! er hätte ja hinfliegen und sie retten und pflegen und unterstützen mögen, wenn es in der Möglichkeit gelegen. So blieb ihm nichts übrig, als rasch wenige Zeilen zu schreiben, die paar zurückgelegten Gulden zu packen und das Päckchen so schnell als möglich zur Post zu tragen.

Ostenbrock that dies denn auch: aber wieder ein

Verhängniß! . . . es war schon zu spät am Abend; die Post hatte geschlossen.

Der junge Maler biß sich auf die Lippen, Thränen traten in seine Augen. Er dachte daran wie seine Eltern wohl die Minuten zählen würden, die ihnen Nachrichten von dem Sohne und vielleicht eine kleine Erleichterung in ihrem Elende bringen dürften.

Aber was war zu machen? Ostenbrock mußte sich bis morgen gedulden.

In tiefe Schwermuth versenkt, schritt er den jetzt längst still und einsam gewordenen Anlagen zu.

Der Abend war bereits schon recht herbstlich. Nebel lagen kalt-feucht über der Erde. Ein rauher Nordwind schüttelte die Bäume und trug gespenstisch die ersten gelben Blätter mit sich fort. Dichte Wolken bedeckten dabei den Himmel, während ringsum den einsamen Wanderer eine wahrhaft beklemmende Todtenstille herrschte.

Nur von einer Seite her tönte und leuchtete es munter durch Nacht und Nebel.

In den Sälen des Kurhauses ließ sich eine prächtige Musik hören, die eben, in einem reizenden Potpourri, ihr: — „Treibt der Champagner das Blut erst im Kreise" — jubelte; während die großen gewaltigen Fenster eine solche Lichtfülle hinaus in die Nacht sandten, daß sie selbst den Nebel durchdrang.

Ostenbrock blieb stehen. Die scharfen Contraste berührten ihn sonderbar . . . unendlich wehmüthig und auch geradezu zermalmend.

„O Gott! Gott! wie glücklich, wie heiter sind die Menschen da drinnen,“ — dachte er — „wie übermüthig spielen sie mit jeder schäumenden Lust des Lebens! ... Und ich? . . . und meine armen alten Eltern? ...“

Sein Kopf brannte ihm. Die Augen umflorten sich. Die hellen Fenster des Kurhauses kamen ihm jetzt fast wie große gewaltige Augen vor, — wie die Augen eines riesigen Zauberers, die, auf ihn gerichtet, ihn mit magischer Gewalt angezogen; dabei war das Potpourri in die weiche schmerzliche Weise: „Komme mit mir, du Arme“ aus der „Straniera“ übergegangen und legte sich mit seinen schmelzenden Tönen so lind und warm an des Jünglings blutendes Herz, daß er nicht widerstehen konnte, näher zu treten.

Aber schon die nächste Minute reute es ihn. Er war den Sälen jetzt so nahe getreten, daß die milden tröstenden Töne der Musik durch das Klimpern des Geldes an den Spieltischen häßlich unterbrochen wurden.

Jetzt schwieg die Musik ganz; . . . desto lauter und entschiedener hörte man den Silberklang.

Ostenbrock seufzte tief auf.

Himmel! welche Masse Geldes roulirte hier! Wie warf man das Geld hier hinweg! . . . Welche Sum=

men aber gewann man auch wieder? Und alles das mit einer Frivolität! ach! und er . . . und seine Eltern? . . .

Mit einem kleinen, kleinen Theilchen dieses Geldes wäre ihm und den Seinen für das ganze Leben geholfen gewesen . . . und hier . . .?

Hu! . . . wie das wieder klimperte! Es lag etwas Eigenthümliches in diesem Klang des Silbers! . . . etwas merkwürdig Liebliches, Umstrickendes, Anziehendes!

Ostenbrock dachte sich die schönen blanken glänzenden Stücke. — Er sah sie hinwerfen . . . Haufen bilden . . . von den Gewinnenden einziehen! — Alles im Geiste; aber es war, als ob die glänzenden klingenden Dinger silberne Fäden zögen, die sich ihm um den Hals legten, und ihn sanft nach der Eingangsthüre zögen.

Aber was sollte er . . . mit seinem Schmerz und seinem wunden Herzen . . . da drinnen?

Ostenbrock verachtete das Spiel. Nur einmal hatte er, ganz im Anfange seines Hierseins, versuchsweise — und nicht ohne sich später selbst darüber zu tadeln, gespielt: nur mit wenigen Gulden. Trotzdem aber, daß er damals gewonnen, hielt er sich seitdem von den Spieltischen entfernt.

Jetzt erst dachte er wieder daran . . . und, wie köstlich es wäre, wenn er Glück hätte, und den Eltern ein ordentliches Sümmchen schicken könne. Aber er

blieb dennoch in seinem Vorsatze, nicht zu spielen, fest.

Lieb war es ihm, daß die Musik wieder anhob und das fatale Klingen übertäubte. Es war das prächtige: „Ja! das Gold ist nur Chimäre!“ was sie spielten.

Es ist merkwürdig, mit welcher diabolischen Genialität Meyer-Beer gerade diese Piece gearbeitet hat. Es liegt etwas unendlich Verführerisches in ihr. Es ist, als ob eine Million Teufelchen mit diesen Klängen und Worten in unserer Brust wach würden, und uns, wie an den Haaren, dem Bösen entgegenzögen. Es ist, als ob sie — triumphirenden Blickes aufjauchzend — unsere Brust zu ihrem Tanzsaal machten und so darin herumwirbelten, daß uns Hören und Sehen vergeht und die Vernunft ihr Recht verliert. „Ja! das Gold ist nur Chimäre, wer es weiß zu brauchen fein, und die Lust . . . die Lust auf Erden ist das wahre Glück allein!“

Schauerliche Dichtung! . . . aber satanisch im Gedanken, herrlich diabolisch im musikalischen Ausdruck!

Auch in Ostenbrocks Brust stürmten diese wild verführerischen Töne ein. War auch bei ihm weder von Lust noch irgend einer Frivolität die Rede, so regten sie ihn doch auf.

Und immer das unselige Klingen des Geldes dazwischen; . . . es mußte stark und hoch gespielt werden.

Der bleiche junge Mann war bis zur Thüre getre-

ten, um durch die Glasscheiben hineinzuschauen. Jetzt öffnete sich die Thüre und zwei junge Männer traten heraus. Sie sprachen, lebhaft und freudig erregt, halblaut zusammen:

„Und wie viel hast Du gewonnen?" — frug der Eine, der augenscheinlich den niederen Ständen angehörte.

„Hundert und zwanzig Gulden!" — versetzte der Gefragte triumphirend. — „So Gott will, erfährt mein Meister nichts davon!"

„Hundert und zwanzig Gulden mit fünf Gulden!" — rief der Erstere wieder — „das ist köstlich! Jetzt aber laß uns auch lustig dafür sein."

„Für die fünf Gulden, ja!" — meinte der Andere. — „Von dem Uebrigen aber bezahle ich meine Schulden . . ."

Die Beiden waren vorüber.

„Glücklicher!" — seufzte Ostenbrock. — „Du kannst mit deinem Gewinn deine Schulden bezahlen. Aber . . . sollte es mir denn nicht auch glücken? . . . War es nicht vielleicht eine Fügung Gottes, daß die Post heute Abend schon geschlossen war, als ich mein Geld aufgeben wollte? . . ."

Wieder öffnete sich die Thüre und ein feiner Herr eilte heraus. Er war im Selbstgespräch begriffen und Ostenbrock hörte nur die Worte:

„Schnell nach Hause! Ich muß mir Geld holen; die Bank spielt heute mit colossalem Unglück."

Alle Wetter! was klingelte und klapperte es wieder. Ostenbrock hörte deutlich die Mahnung der Spieler: zu setzen . . . ihr: „Faites vos jeux, Messieurs! rien ne va plus!"

Abermals jauchzte die Musik: — „Ja, das Gold ist nur Chimäre . . ."

Ostenbrock trat ein.

Aus der dunkelen Nacht kommend, blendete ihn das auf ihn einstürmende Lichtmeer . . . berauschte ihn die Musik und das Wogen der bunten schimmernden Menge . . . versetzte ihn die Pracht der Säle wie in einen Zaubertraum.

Aber was kümmerte ihn das? Nur dunkle verschwimmende Eindrücke fühlte er von dem Allen. Sein einziger Gedanke war: „O Gott! wenn du mit deinen paar Gulden etwas Erkleckliches gewinnen, deine Eltern retten, deine Schulden bezahlen könntest."

Das Gedränge an den Spieltischen war gewaltig. Er wurde ordentlich geschoben; aber es schwindelte ihm, als er nun plötzlich die Aussicht auf den mit Gold und Silber geradezu überdeckten und belasteten grünen Tisch errungen.

Welche Summen! und wie strahlten und blitzten und funkelten alle die Stücke im Scheine der Lichter; . . .

wie flogen die Bankscheine — und wenn sie den größten Werth hatten — hin und her ... gerade als ob sie leere Papierschnitzel seien.

Und das ewige, gleichtönende: „Faites vos jeux, Messieurs! rien ne va plus!“ . . . und jetzt wieder die in wildem Jauchzen einfallende Musik!

Ostenbrock stand wie im Taumel, sein Herz schlug vor Aufregung, es kämpfte in ihm; . . . er fieberte ordentlich; ... aber noch hielt seine Hand das kleine versiegelte Geldpäckchen in der Tasche seiner Beinkleider.

Eine Dame neben ihm — ein leichtfertiges Ding — gewann zum Erstaunen! Ihre Blicke leuchteten vor Lust und Freude. Sie lachte und plauderte — wenn auch nur halblaut — in tollem Uebermuthe, während sie eine Hand voll Bankbillets nach der anderen wie zum Wegwerfen bestimmtes Papier zusammenkneulte und in ihr sehr weit ausgeschnittenes Kleid zwischen den Busen schob.

Die Musik tobte; das: „Faites vos jeux, Messieurs! rien ne va plus!“ schallte. „Vingt-un! . . . rouge, impair et manque!“ — tönte es wieder.

Aber Himmel! welch' ein Regen funkelneuer Guldenstücke hier . . . glänzender Goldfüchse dorthin.

Unwillkürlich zerdrückte Ostenbrock's Hand die Siegel an dem, für seine Eltern bestimmten, Geldpäckchen:

die fünfzehn Guldenstücke, die es enthielt, glitten in seine Hand.

Sie zitterte.

Jetzt vermengte sich Alles in Ostenbrock's Empfindungs- und Vorstellungsvermögen: Musik, Gold- und Silberklang, der Ruf der Croupiers, das Lachen der Schönen neben ihm . . . ja die Töne, Farben, Lichter, die auf ihn eindrangen. Nur ein Gedanke blieb ihm und beherrschte ihn: „die Post war geschlossen. Es ist ein Wink des Himmels! — O Gott! wenn ich gewinne, kann ich vielleicht meine Eltern retten und meine Schulden bezahlen!"

„Faites vos jeux, Messieurs! rien ne va plus!"

Ostenbrock setzte.

Verloren!

Es waren nur zwei Gulden.

Er setzte viere.

Die Kugel rollte.

Wieder verloren.

„Faites vos jeux, Messieurs! rien ne va plus!"

Ostenbrock zitterte.

Ha! die Dame neben ihm, die die ganze Zeit her so glücklich gespielt, setzte einen Stoß Louisdor's auf einundzwanzig.

„Folge ihr!" — tönte es in Ostenbrock's Innerem. — „Sie hat unmenschliches Glück."

Ostenbrock that es mit dem Rest seines Geldes.

„Rien ne va plus!“

Das Herz des jungen bleichen Mannes schlug, als ob es zerspringen wolle.

Die Kugel hüpfte.

„Dix-huit! rouge . . . pair et manque!“

Das Geld war hin!

Die Dame lachte unmäßig, . . . griff in den Busen und warf eine Handvoll Tausendfrancsbillets auf den Tisch.

Ostenbrock waren die Sinne für einen Moment vergangen. Als ihm das Bewußtsein wiederkehrte, . . . riß ihm etwas schmerzlich und betäubend zugleich durch das Gehirn . . . er hatte nicht die Kraft zu denken . . . aber . . . er hatte das Gefühl . . . wahnsinnig zu sein.

Seine Hände suchten krallend in der Tasche seiner Beinkleider, ob kein Geld mehr da sei.

Himmel! da war noch ein Päckchen.

Es waren fünfzig Gulden in Gold. Sein Wirth hatte ihn gebeten, es mit auf die Post zu nehmen und für ihn gegen Schein abzugeben.

Da sie schon geschlossen gewesen, als er hinkam, blieb das Geld in der Tasche. Jetzt brannte das Gold an seinen Fingern wie Feuer.

„Nur eines der Goldstücke!“ — rief es in ihm —

„es kann dich retten. Großer Gott! du hast ja sonst nichts mehr für deine Eltern."

Ostenbrock setzte! . . . Es ging fort! . . .

Er setzte wieder . . . verloren!

Endlich kamen einige Goldstücke zurück; . . . aber mit diesen mußte ja das Ganze zurückgewonnen werden.

Jetzt hatte den jungen bleichen Mann etwas erfaßt, was er früher nie gekannt: . . . ein wildes, wirres Stürmen in Kopf, Herz und Brust! . . . ein tolles wirbelndes leidenschaftliches Wesen, . . . eine Art Wuth . . . die verzweifelt, die fast wahnsinnig wurde, als wieder all' das Gewonnene hinging.

Plötzlich stand er erstarrt! . . . wie Eis! . . . Es drängte ihn einen Schrei auszustoßen . . . aber die Stimme versagte . . .

Das letzte Goldstück war hin! Er hatte sein Geld . . . das Geld, das er für seine armen unglücklichen Eltern bestimmt, . . . sein letztes Geld . . . und . . . fremdes . . . verspielt.

Er wankte zurück . . . er stürzte hinaus . . . er rannte weit, weit davon . . . aber hinter ihm rannte etwas her . . . er schaute um . . .

Allmächtiger Gott! . . . es war ein Schwarm schrecklicher Larven. Sein Wirth, der die Hände nach ihm, dem Fliehenden, ausstreckte, und, ihn mit weit aufgesperrten zornflammenden Augen verfolgend, ein über

das anderemal: „Dieb! Dieb!" — rief. — „Haltet den Dieb, der mir mein Gold gestohlen!"

Und hinter dem Wirthe folgten zwei andere bleiche Gesichter . . . die Augen halb erloschen, wie die von Sterbenden, . . . die Züge voll Gram, die fliegenden Haare weiß wie Schnee! — — — Und . . . diese Züge . . . gerechter Gott! . . . es waren die Züge seiner Eltern . . . und es lag etwas in ihnen, wie ein grauenhafter Fluch! . . . und die Gestalten hoben drohend die Arme und riefen: „Fluch dir, Spieler! Fluch dir, der du dein und fremdes Geld verspielt . . . und uns hast umkommen lassen in Noth und in Kummer, in Gram und in Elend!"

Und „Fluch! Fluch! Fluch!" — tönte es fort und fort durch die Nacht ... und immer weiter fort rannte ein todbleicher Jüngling . . .

Endlich trugen ihn die Füße nicht mehr . . . er sank nieder . . . das Entsetzen, die Angst, die Verzweiflung hatten ihn überwältigt.

„O Gott! o Gott! was habe ich gethan!" — rief Ostenbrock; aber er konnte keinen klaren Gedanken mehr fassen. Es war, als ob ihm das Gehirn ausgebrannt sei. Nur die Larven umkreisten ihn; . . . nur das Bewußtsein, all' *sein* Geld und auch noch *fremdes* verspielt zu haben, war ihm geblieben. Aber dies Bewußtsein war so schrecklich, mit einer solchen entsetzlichen Angst

gemischt, daß es ihn nicht nur geistig sondern auch körperlich vollständig niederdrückte. Jeder Versuch zu denken, war wie Todteskampf. Er fühlte so etwas wie den Aufschrei: „Was nun anfangen?“ aber es lag so rathlos vor ihm wie eine unendliche Wüste. Wie Wahnsinn durchzuckte es ihn, und er raufte sich voll Verzweiflung die Haare aus. Statt rettender Gedanken aber traten ihm immer wieder die Jammerbilder seiner in Kummer, Gram und Elend sterbenden Eltern vor die Seele, . . . wie sie im Tode rangen, bleich, fahl, entsetzt, mit brechenden Augen ... auf den im Sterben zuckenden Lippen noch den Fluch . . . für ihr einziges zu einem Verbrecher gewordenes Kind!

„Verbrecher!“ — schrie es entsetzlich in ihm auf; . . . aber damit kam neue Verzweiflung in seine Seele: Geld, Stelle, Ehre . . . alles war hin! . . . Zurückkehr blieb unmöglich . . . er war als Verbrecher vogelfrei, wohin er sich wenden mochte; ... er war . . . den Gerichten verfallen!

Ein entsetzlicher Schrei drängte sich aus seiner Brust hervor.

Er! . . . er! . . . Ostenbrock! . . . unmöglich . . . wie denn? . . . er? . . . den Gerichten verfallen? . . . er? der sonst so reine gute Mensch?

Und doch! und doch! . . . ja! . . . er . . . war den Gerichten verfallen? . . .

Das war sein letzter Gedanke! Todtesangst erfaßte ihn . . .

Er sprang auf! . . . er wußte nicht mehr, was er wollte . . . nicht mehr, was er that . . . nicht mehr wo er war . . .

Nur fort, fort trieb es ihn. Er lief . . . er fiel . . . er raffte sich wieder auf . . . er rannte wieder weiter. . . . Plötzlich hielt er an . . . es lag etwas vor ihm . . . etwas dunkeles, weit ausgedehnt . . . glatt . . . still . . . schweigsam . . . von schwarzen Schatten umlagert.

Er schüttelte mit dem Kopf, als wolle er sich zum Bewußtsein aufrütteln . . . aber es ging nicht. Wie von höllischen Dämonen verfolgt stürzte er vorwärts.

Plötzlich fühlte er Kälte und Nässe an den Füßen und glitt aus . . .

Er riß die Augen weit auf . . . es war das weite . . . stille . . . schweigsame Etwas, von schwarzen Schatten umlagert . . . in das er gerathen.

Die Kälte und Nässe brachte ihn etwas wieder zu sich . . .

Es flimmerte in seinem Geiste wie . . . „Wasser“ . . . „See!“ . . . etwas wie „stille!“ . . . „schweigsam!“ . . . etwas wie „einzige Rettung!“

Plötzlich tauchten aus den dunkel und ruhig daliegenden Fluthen wieder die Todtenlarven seiner El-

tern . . . das Schreckensgesicht seines Wirthes auf, der wieder nach ihm langte . . . und hinter ihm . . . Gerichtsdiener.

Ein neuer Schrei des Entsetzens . . . neue Todtesangst . . . ein neuer Versuch, vorwärts zu fliehen . . . dann ein dumpfer Fall . . . noch einmal ein kurzer Schrei . . . ein Plätschern . . . ein angstvolles furchtbares Stöhnen . . . und jetzt . . . lautlose Stille.

. . . .

Majestätische Ruhe der Nacht über dem weiten, dunkelen, tiefen See. Nur ein gespenstisches Flüstern und Aechzen in den Blättern der Büsche und Bäume, die ihn umgeben.

Sonst kein Ton . . . kein Laut.

. . . .

Und sie schleicht träge vorüber die Nacht . . . unendlich langsam und träge, den schwarzen Schleier nach sich ziehend . . . den schwarzen Schleier mit weißlichen Nebeln verbrämt . . .

Jetzt endlich! . . . endlich! . . . folgt ihr dämmernd der Morgen; . . . aber er hält sich an dem Schleier der Nacht . . . und die Nebel bleiben in seiner Hand zurück.

Und ein leiser Lufthauch weht über den See . . . da webt der Morgen, durch ihn, aus den Nebeln ein

weißes Leichentuch . . . und er zieht es über die stille . . . über die schweigsame Tiefe der Wasser.

O Leichentuch! Leichentuch aus Nebeln gewoben, dich hat der Morgen ja nicht umsonst ausgebreitet! . . . unter dir ruhen die Fluthen . . . und . . . ein armes . . . gebrochenes Herz!

Irrungen.

Die vierzehn Tage, welche sich die Eltern Eleonorens, und diese selbst, als Bedenkzeit bei Sommers Werbung ausbedungen hatten, waren verstrichen.

Der Auscultator sah der Antwort mit Herzklopfen entgegen; diesem Herzklopfen gesellte sich zuletzt aber auch noch ein wirkliches Unbehagen bei, da Fräulein Eleonore noch immer in Frankfurt weilte und — was den Argusaugen Sommers nicht entging — der junge Baron von Dahlen sich ebenfalls sehr häufig nach Frankfurt begab.

Endlich kam ein Brief von Papa Zielfelder: er war äußerst artig abgefaßt; dankte für die Ehre der Bewerbung, zeigte aber Herrn Auscultator Sommer an, daß Fräulein Eleonore seit gestern die erklärte Braut des Herrn Baron von Dahlen sei.

Sommer traute seinen Augen nicht. Er las die Stelle drei-, viermal.

Eleonore . . . die Braut Dahlens?! . . . Lieute-

nants von Dahlen? dieses leeren, nichtssagenden, aufgeblasenen Menschen? ... und dies ihm gegenüber? ... und was noch mehr heißen wollte: nachdem sie ihm, Sommer, ihre Hand zugesagt?

Der junge Mann war wie betäubt. Es kam ihm vor, als träume er. Er war irre an der ganzen Welt geworden, und ging — die Hand an den Kopf gelegt, als suche er sich nach Innen und Außen hin zurecht zu finden, — im Zimmer auf und ab, indem er dabei von Zeit zu Zeit die Worte hervorstieß: „Auscultator! kannst du's glauben? Eleonore Zielfelder . . . ist die Braut des Lieutenants von Dahlen geworden!"

Endlich lachte er laut auf und rief: „des Herrn Baron von Dahlen!"

Aber dieser Ausruf und dieses Lachen hatten ihm Luft gemacht. Er fing plötzlich die Melodie: „Freut euch des Lebens" zu pfeifen an, holte seinen Koffer aus einer Ecke des Zimmers hervor und begann zu packen.

Dabei pfiff er fortwährend und zwar in einem sich von selbst gestaltenden ganz neuen Potpourri, das aus allen ihm bekannten Stückchen bestand, dabei aber allerdings an höchst originellen Uebergängen litt. Sommer besaß sonst eine eigene Kunst zu pfeifen: die Töne waren dabei sehr rein, rund und weich fast wie Flötentöne; . . . heute waren sie scharf und schneidend. Weihrauch

würde aus ihnen sogleich den Sturm errathen haben, der in Sommers Innerem tobte.

Als der Koffer gepackt, und die etwas sehr große Wirthsrechnung bezahlt war, fühlte sich der Auscultator etwas erleichtert.

Die ruhigere Ueberlegung kehrte zurück und mit ihr das Gefühl des eigentlichen Werthes. Aber von diesem Augenblicke an war Sommer auch ein anderer Mann. Es kam ihm jetzt plötzlich vor, als sei er aus einem wirren beängstigenden Traum erwacht . . . aus einem Traume, der schöne . . . aber . . . auch recht peinliche Momente gehabt. Ueber Eleonorens Bild hatte sich ein trüber Schleier gesenkt. Er hatte jetzt wirklich nichts mehr für sie, als . . . ein schmerzliches Bedauern.

Dennoch durchzuckte ihn manchmal wieder der Gedanke, als sei die ihm eben angezeigte Thatsache eine Unmöglichkeit. Es war ein ähnliches Gefühl, wie es uns wohl bei dem plötzlichen Tode eines uns lieben Wesens überkommt. Wir sitzen neben seinem Sterbebette, . . . wir wissen, daß der Funken des Lebens erloschen, . . . wir legen die Hand auf die kalte Stirne des Todten . . . und doch deucht uns die Thatsache unmöglich! es kommt uns vor, als könne es nicht sein; . . . als müsse der Todte wieder erwachen, als

müsse das alte schöne Verhältniß des Zusammenlebens wieder zurückkehren.

Wir wollen alsdann Sicherheit . . . doppelte, dreifache Gewißheit. Sommer war entschlossen, sofort und ohne Eleonoren wiederzusehen, abzureisen . . . und doch verlangte es ihn nach der Gewißheit: daß Eleonore den Lieutenant von Dahlen wirklich heirathen werde.

Lina — seine treue, liebe, schwesterliche Freundin — sollte sie ihm geben . . . sie mußte er jedenfalls noch einmal sehen; . . . von ihr konnte er sich nicht entschließen ohne Abschied wegzugehen.

Aber wie? wo? wann?

Sommer wußte daß Mama Zielfelder gewöhnlich nach dem Mittagessen ein Schläfchen mache. Lina verweilte alsdann, mit einer weiblichen Handarbeit beschäftigt, im Vorzimmer. Es war dies die einzige Zeit, um sie allein zu sprechen, zumal Eleonore noch immer in Frankfurt verweilte, und zwar jetzt in dem ganz richtigen Vorgefühl, daß Sommer, auf die Nachricht ihrer Brautschaft mit Dahlen, sofort abreisen werde. Was konnte ein Mann von Ehre hier anders thun?

Der Auscultator klopfte also zur richtigen Stunde an; . . . aber wie sonderbar kam ihm heute Lina vor?

So hatte er sie ja noch nie gesehen. War sie doch ganz ungewöhnlich aufgeregt, bald zum Lachen, bald

zum Weinen bereit . . . und . . . so unruhig, so unsicher in ihrem Wesen, während sie sich doch sonst gerade durch eine so schöne, maßhaltende Ruhe und Sicherheit auszeichnete.

Auscultator Sommer staunte; doch glaubte er sich in der Freundin zurecht zu finden, als er die Indignation gewahrte, mit welcher Lina die Thatsache, der gestern in Frankfurt stattgehabten Verlobung Eleonorens mit dem Baron, bestätigte. Auch sie war erst heute Morgen durch einen Brief der Freundin davon in Kenntniß gesetzt worden. Beides, diese aus reiner Eitelkeit hervorgehende Wahl eines solchen Menschen zum Lebensgefährten, so wie der Treubruch, Sommer gegenüber, empörten Linas schlichtes und redliches Gemüth. Thränen traten ihr über dies Unrecht der Freundin und die Kränkung Sommers in die Augen ... und dennoch . . . lächelte sie wieder unwillkürlich unter diesen Thränen, wenn sie den jungen Mann dabei ansah. Es war einer jener sonderbaren Sonnenblicke unter Regenschauern, zwischen welchen in blauer Ferne der Bogen des Friedens schwebt.

Aber in weiter Ferne lag auch der Friede für die beiden jungen Herzen, die jetzt stürmisch und schmerzlich bei dem Gedanken pochten, daß auch sie, durch Eleonorens Schritt, auseinander gerissen wurden und Abschied nehmen mußten.

Linas Stimme zitterte, als die Rede darauf kam, und Sommer ertappte sich selbst bei einer so weichen, bewegten und schmerzlich erschütterten Stimmung, daß er sich über seine eigene Person ärgerte. Er hätte früher eine solche Gemüthsbewegung bei sich für ganz unmöglich gehalten, an Anderen aber, als weibisches Wesen, über alle Maßen verhöhnt und verspottet.

Auch jetzt schämte er sich derselben und riß sich daher rasch aus ihr empor. Lag ihm denn so viel an Eleonoren? ... Das durfte Niemand glauben, am wenigsten Lina. So polterte er denn auch, in seinem Aerger über sich selbst, mit den Worten heraus:

„Ich kann Ihre Freundin nur bedauern. Bei Gott! es thut mir mehr leid mich von Ihnen zu trennen als von ihr.“

Lina reicht ihm die Hand, die gewaltig in der seinen zitterte. Sie wollte sprechen . . . aber sie konnte nicht. Thränen in den Augen flüsterte sie nur:

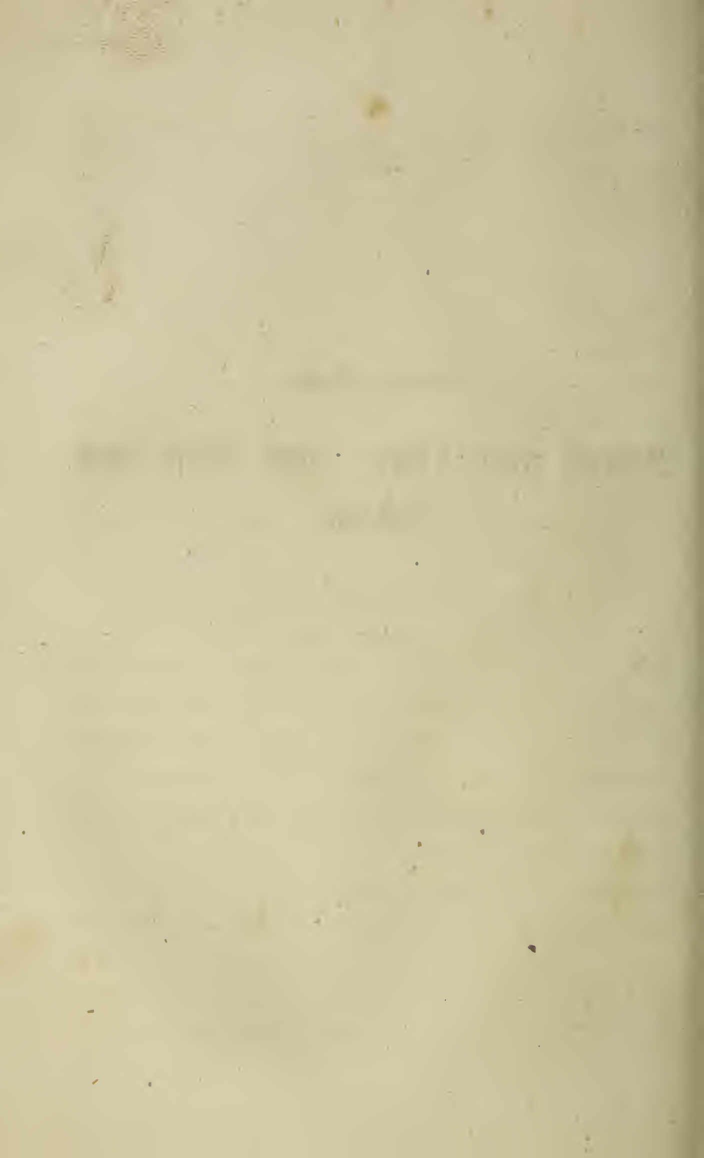
„Vergessen Sie mich nicht. Ich werde Sie . . . nie vergessen!“

Noch einen gegenseitigen Druck der Hände, und . . . Auscultator Sommer stürmte fort. Lina aber brach auf ihrem Stuhl zusammen und weinte bitterlich. Ihr Herz war ihr wie zugeschnürt; ... sie glaubte es müsse brechen, . . . und wahrlich . . . sie hätte sich darüber

gefreut. Es war ihr ja in dieser Stunde etwas klar geworden, das sie entsetzte: sie liebte Sommer, heiß, glühend, leidenschaftlich . . . und . . . er war von ihr geschieden . . . ohne sie zu verstehen.

Zweites Buch.

Schein und Lüge, und Lüge und Schein.



Eine Ehe nach der Mode.

Ein halbes Jahr war seit der Verheirathung Eleonorens mit dem jungen Baron von Dahlen verstrichen.

Die Verbindung hatte seiner Zeit viel Aufsehen gemacht, aber noch bei weitem mehr böses Blut erzeugt. Eleonorens ehemalige Freundinnen, sowie die meisten heirathsfähigen Mädchen, die Fräulein Zielfelder kannten, wurden geradezu vor Aerger und Neid fast krank, daß eine Person von so abstoßendem Charakter, die doch durchaus nicht mehr war, als sie, . . . daß diese Person das unbändige Glück habe: Frau Baronin zu werden. Und wie viele Mütter und Väter heirathsfähiger Töchter schlossen sich, voll verbissenen Zornes, diesen Ansichten an.

„Eine ausgezeichnete, eine glänzende Parthie!" — hieß es dagegen fast überall bei den weniger Betheiligten. Man sprach von den schönen Gütern, die der Baron einst von einer reichen Tante erben werde; von dem hohen Vermögensstande des Hauses Zielfelder und von

dem schönen Zusammenpassen der beiden jungen Leutchen, die sich so schnell gefunden.

Es gab Mütter genug, die, in Folge dieser Heirath, den Entschluß faßten: jedenfalls den kommenden Sommer mit ihren Töchtern in ein Bad zu reisen.

Freilich gab es auch Leute, die anders dachten und den Kopf schüttelten, wenn von der ebenerwähnten, so Knall und Fall abgeschlossenen Parthie die Rede war. Aber das waren ja Leute nach dem alten Schnitt, die noch dem altmodischen Vorurtheil huldigten: das Glück einer Ehe beruhe nicht allein auf Geld und äußerem Glanz, sondern bei weitem mehr auf gegenseitiger Liebe und Achtung, bei soliden, wenn auch vielleicht bescheidenen bürgerlichen Verhältnissen. Auch müsse man sich vorher doch etwas länger kennen lernen, um zu sehen, ob man einen, für die ganze Dauer des Lebens geltenden Bund mit Ruhe und Zuversicht auf Glück schließen könne.

Das aber waren, wie gesagt, altmodische Menschen, die so dachten. Die beiden jungen Leute waren ja reich ... in glänzenden Verhältnissen! ... und Fräulein Zielfelder, die Frankfurter Kaufmannstochter, erheirathete den Adel ... ward sogar eine „gnädige Frau,“ ... eine „Frau Baronin!“

Himmel! und entsprach denn die Hochzeit nicht diesen glänzenden Verhältnissen?

Kein Handwerker oder Specereikrämer in einer Stadt wie Frankfurt hält jetzt — in unserer Zeit des Fortschrittes, in welcher selbst jeder gebildete Hausknecht das Schöne mit dem Nützlichen geschmackvoll zu verbinden weiß, — eine Hochzeit, ohne in einer eleganten Equipage mit Livrée-Kutscher vorzufahren und Abends ein Hochzeitsfest in irgend einem Gasthofe zu geben, das seine drei bis vierhundert Gulden kostet.

Was muß da nun der Kaufmann, der reiche Handelsherr thun? . . . zumal, wenn seine Tochter einen „Baron" heirathet?

Aber Papa Zielfelder ließ sich nicht über die Achseln ansehen. Wußte er doch, was und wie viel in unseren Zeiten bei einem Handelshause — namentlich wenn im Geheimen alle Stützen desselben bis zum Zusammenbrechen morsch sind — von einem großartigen Auftreten nach Außen hin abhängt.

Die Hochzeit des jungen Paares ging daher mit einem Glanze vor sich, dessen sich die junge Frau Baronin wahrlich nicht zu schämen hatte... es hätte dies manch' kleines mediatisirtes Fürstenpärchen nicht nöthig gehabt.

Freilich zuckten auch dabei wieder altkluge Menschen — die sich, beiläufig gesagt, auf die Bezeichnung „solide Firmen" capricirten — die Achseln; . . . aber ... wozu ist denn der Credit da? und schafft ein solches Auftreten

denn nicht wieder neuen Credit, oder bewässert den kränkelnden alten, daß er jung, frisch und grün wieder aufblüht, wie Saron's Rose?

Uebrigens standen ja auch die von Dahlen'schen Güer in Aussicht; denn die Tante hatte wirklich in einem Schreiben an den Neffen erklärt: sie werde demselben was sie besitze vermachen. Natürlich nach ihrem Tode. Wenn also einmal für Papa Zielfelder die Noth an den Mann gehen sollte, so war wohl durch Tochter und Schwiegersohn zu helfen.

Also! . . . weg mit den Sorgen über die Ausstattung und Hochzeitskosten! . . . Vorerst in die Bücher damit und dann . . .

Nach dem prachtvollen und lucullischen Diner reiste das Pärchen nach London und Paris ab. Wie konnte man das Hochzeitsgeschenk der Tante — zwei Tausend Gulden — besser benutzen?

Tantchen Emeline, die auch die Heirathscaution gestellt, hatte diese zweitausend Gulden freilich in Badischen Fünfzig-Gulden-Loosen geschickt, die damals gerade Hundert standen. Das Pärchen sollte sie als einen Nothpfennig zurücklegen. Wenn alsdann eines der Loose mit einem ordentlichen Treffer herauskam, so lag ja ein Vermögen vor.

Dummes, altfränkisches Zeug! Eleonore und Julius

lachten auch verdientermaßen darüber;... ja! . . . Eleonore war sogar über das, in ihren Verhältnissen abgeschmackte Wort „Nothpfennig“ fast beleidigt.

„Wir könnten das Geld ja auch auf die Sparkasse legen, wie die Dienstboten ihren ersparten Lohn!“ — sagte Eleonore spitz und verächtlich. — „Die Tante muß eine sehr veraltete Person sein. Wie alt ist sie?“

„Zweiundsechzig!“ — entgegnete Dahlen.

„Und wird sie noch lange leben?“

„Hoffentlich nicht!“ — meinte der Neffe lachend. — „Was soll das alte Haus noch immer auf der Welt. Wir können ihr Geld viel besser gebrauchen. Ich stimme z. B. dafür, daß wir die Loose sofort verkaufen, und den Ertrag zu einer Hochzeitsreise verwenden.“

„Ja! ja!“ — rief Eleonore entzückt — „nach Paris und London. So ist es Mode und so erfordert es auch der Anstand.“

Und die Loose wurden noch an demselben Tage verkauft — d. h. Eleonore ließ sie durch ihren Makler von ihrem Gatten zu einem sehr niederen Cours heimlich für sich kaufen — und die Reise gleich nach beendigtem Hochzeits-Diner angetreten.

. . . .

Aber jetzt war die Reise schon lange vorüber und auch die Flitterwochen lagen bereits hinter den jungen Eheleutchen.

Wenn aber die Flitterwochen der Frühling der Ehe sind, so war dieser Frühling für das junge Paar schon vor der Heimkehr von London etwas herbstlich geworden.

Das ist eben der Fluch der bösen That! Die Ehe ist unbedingt der wichtigste Schritt des Lebens. Wehe daher Allen, die bei diesem Schritt — den Schwächen und Leidenschaften ohnedem so oft irre leiten — Vernunft und Herz nicht hören! Aber hundertmal „Wehe!" über Diejenigen, die als eine bloße Convenienz, als eine bloße Speculation betrachten, was tiefer als alles Andere in das innerste Leben eingreift, und so leicht seine zartesten Fäden zerschneiden kann! Ehen, geschlossen um Geldsäcke oder Ahnen zusammen zu bringen, sind Ausgeburten der Unnatur. Menschenherzen sind keine Waare, . . . die Natur hat sie zu Edlerem, zu Größerem, zu Höherem bestimmt.

Jean Paul sagt einmal in dieser Beziehung wunderherrlich:

„Die Eltern ärgern mich, die Seelenverkäufer sind; . . . die Töchter dauern mich, die, entweder von den Eltern verkauft, oder weil sie sich selbst wegwerfen, ärgeres als Negersklavinnen werden. Ach! ists dann ein Wunder, wenn die Töchter, die auf dem westindischen Markte tanzen, lachen, reden, singen mußten, um vom Herrn der Plantage heimgeführt zu werden,

wenn diese, sage ich, ebenso sklavisch behandelt werden, als sie verkauft und eingekauft wurden? Ihr armen Lämmer! — Und doch — ihr seid eben so arg, wie eure Schaf-Mütter und Väter — was soll man mit seinem Enthusiasmus für euer Geschlecht machen, wenn man durch deutsche Städte reist, wo jeder Reichste und Vornehmste, und wenn er ein weitläufiger Anverwandter vom Teufel selbst wäre, auf dreißig Häuser mit dem Finger zeigen und sagen kann: „ich weiß nicht, soll ich aus dem perlfarbenen, oder nußfarbenen, oder stahlgrünen Hause Eine heirathen; offen sind die Kaufläden alle!" — Wie, ihr Mädchen? ist denn euer Herz so wenig werth, daß ihr's, wie alte Kleider, nach jeder Mode, nach jeder Brust zuschneidet, und wird's denn wie eine chinesische Kugel, bald groß, bald winzig um in eines männlichen Herzens Kugelform und Ehering-Futteral einzupassen? — „Es muß wohl, wenn man nicht sitzen bleiben will, wie die heilige N. N.!" — antworten mir die, denen ich nicht antworte, weil ich mich mit Verachtung wegwende von ihnen, um der sogenannten heiligen N. N. zu sagen:

„Verlassene, aber Geduldige! Verkannte! Verblühte! Erinnere dich der Zeiten nicht, wo du auf bessere hofftest, als die jetzigen, und bereue den edlen Stolz Deines Herzens nie! Es ist nicht immer Pflicht zu heirathen; aber es ist stets Pflicht, sich nichts zu verge-

ben! Unbewunderte einsame Heldin! in deiner letzten Stunde, wo das ganze Leben und die vorigen Güter und Gerüste des Lebens in Trümmer zerschlagen, voraus hinunterfallen, . . . in jener Stunde, wirst du über dein ausgeleertes Leben hinschauen; es werden zwar keine Kinder, kein Gatte, keine nassen Augen darin stehen, aber in der letzten Dämmerung wird einsam eine große, lächelnde, strahlende, göttliche und zu den Göttlichen aufsteigende Gestalt schweben und dir winken, mit ihr aufzusteigen. O steige alsdann mit ihr auf: die Gestalt ist deine Tugend und ihre Flügel sind dein starkes, stolzes, schönes Bewußtsein, dich nicht weggeworfen zu haben."

Es war allerdings etwas Herrliches gewesen, als die junge, durch ihr Glück jetzt verschönte Frau, als „Baronin von Dahlen" auf der Reise und in Paris auftrat.

Die neue glänzende Stellung, . . . die prächtige Reise, . . . die Masse schöner und glücklicher Eindrücke, . . . die zahllosen Vergnügen, die auf sie einstürmten, . . . das Gefühl des befriedigten Stolzes und der gesättigten Eitelkeit, und das Eigenthümliche und Liebliche ihrer neuen Situation, als junge Ehefrau, . . . alles dies versetzte Eleonore in einen wahren Himmel. Dabei war ihr junger Ehegatte gegen sie die Aufmerksamkeit und Liebenswürdigkeit selbst.

Eleonore war entzückt. Nicht im Traume dachte sie mehr an Sommer. Wie hätte ihr dieser auch nur entfernt etwas Aehnliches bieten können? Und dies himmlische Leben war die Ehe und mußte ja so fort gehen bis in alle Ewigkeit.

Man könnte indessen nicht sagen, daß Dahlens Glück eben so rein und strahlend gewesen sei, als — für den damaligen Moment wenigstens — dasjenige seiner Frau. Der junge Ehemann hatte Welt und Leben schon viel zu viel nach allen Seiten hin genossen, war daher auch viel zu blasirt, um in irgend Etwas den Reiz der Neuheit zu finden ... nicht einmal in der Ehe; während ja auf der anderen Seite sein Herz bei dieser Verbindung kein Wort mitsprach. Zugleich quälte ihn doch auch hie und da die Lüge, die er höchst künstlich über seine Existenz und seine Zukunfts-Aussichten gebreitet hatte. Aber er besaß ja für den Augenblick die Mittel sich zu betäuben und zwar, mit und durch seine Frau und den Pariser Aufenthalt, auf die angenehmste Weise.

Eleonore, die in Seligkeit schwamm, und — als Baronin von Dahlen — ihre kühnsten Wünsche erfüllt sah, ließ ja auch nichts von Launen oder Härten merken und war spiegelglatt und lächelnd, wie das Meer bei Windstille und Sonnenschein.

Aber das Meer ist dann auch nur rosiger Laune, und die Wuth der schlafenden Stürme ahnt Niemand.

Auch in London ging dies Leben noch so ziemlich in gleicher Weise fort, obwohl schon eine leise Ermattung in den Aufmerksamkeiten gegen einander anhob. Man fing ja bereits an, sich bekannter zu werden und kam zu der beruhigenden Gewißheit, daß man sich jetzt gegenseitig für das ganze Leben besitze. So ließ man sich auf beiden Seiten immer mehr gehen. Der gefällige Schein, mit welchem man sich anfänglich im eigenen Interesse wie mit einem Staatskleide umgeben, sank nach und nach, und das, was er enthüllte, war gerade nicht immer so gefällig anzuschauen, wie jenes Staatskleid selbst.

Uebrigens half London und die schöne Rückreise, den Rhein aufwärts, noch über Alles hinaus.

Damit aber und mit der leeren Reisekasse hörte die Poesie auf und die nackte Wirklichkeit begann mit ihrer ganzen Trivialität.

Der Garnisonsort, in welchen die gnädige Frau jetzt zu wohnen kam, war sehr unbedeutend. Von Theater, Concerten u. s. w. fand sich hier keine Spur. Auch die Gesellschaft war eine sehr beschränkte, und — wie die junge Baronin bald genug an ihre Mutter schrieb — eine zum sterben langweilige: Kaffee und Theegesellschaften zwischen den wenigen Officiersfrauen, der Frau Amtmännin, der Frau Assessorin, der Frau Doctorin und der Frau Apothekerin. Eleonore schrieb ganz verzweifelte Briefe und schon nach wenigen Wochen

wollte ihr, wie die Nachschrift eines ihrer Briefe sagte, das Herz vor Heimweh nach dem herrlichen Frankfurt fast brechen.

Endlich blieben ihre Briefe ganz aus. Es mußte nicht mit guten Dingen zugehen; . . . man wollte sogar in gewissen Kreisen erfahren haben, daß das junge Paar sehr unglücklich mit einander lebe. Das schlimmste aber blieb ein sehr heftiger Briefwechsel zwischen dem Herrn Schwiegervater und dem Herrn Schwiegersohn, da letzterer nun endlich die Herausgabe der versprochenen Mitgift verlangte und auf Zusendung von bedeutenden Summen bestand, indem er mit seiner Gage eine so anspruchsvolle Frau, wie Eleonore, nicht zu erhalten im Stande sei. Anderer Seits war Papa Zielfelder der Meinung: der Mann habe die Frau zu ernähren und er hoffe, daß „Tantchen Emeline," die den jungen Herrn Baron ja doch zum dereinstigen Erben erklärt habe, einstweilen mit jenen gewünschten Summen herausrücken werde.

Es ist wahr, Herr Zielfelder schrieb dies in etwas bissiger Weise, da er eben daran war, zu entdecken, daß der Brief über die einstige Universalerbschaft der guten Tante Emeline wahrscheinlich falsch und unterschoben sei. Zielfelder hätte sich jetzt — noch ehe er über diesen Genie-Streich seines Herrn Schwiegersohns ganz im Klaren war — vor Zorn und Wuth, daß er

früher nicht genauer nachgeforscht, geradezu erdrosseln können.

Jetzt kam er mit seinem specielleren Erkundigungen allerdings etwas sehr spät . . . indeß immer noch früh genug, um einzusehen, daß er sich durch Schein habe blenden, durch den „Baron" hinter das Licht habe führen lassen.

Das war nun aber eine doppelt saubere Geschichte, da das eigene Haus immer mehr zu schwanken begann. Es war kein Segen mehr für ihn an der Börse. Er mochte speculiren wie er wollte . . . die Schlappen blieben nicht aus.

Da kam plötzlich ein Brief mit der Anzeige: der Herr Baron und die Frau Baronesse von Dahlen beabsichtigten in einigen Tagen nach Frankfurt zum Besuche zu kommen, der Herr Schwiegerpapa möge daher umgehend hundert Gulden Reisegeld schicken.

Zielfelder schäumte vor Zorn; da aber Eleonore in einem Briefe an die Mutter, in welchem Thränenspuren nicht zu verkennen waren, dieselbe Bitte gestellt, so mußte der Alte wohl nachgeben und das Geld schicken.

Heute nun — waren die jungen Eheleute angekommen.

Aber! du Himmel! wie fand Mama Zielfelder die Tochter aussehend!

War denn das noch Eleonore? War diese bleiche

junge Frau, mit der gelblichen Gesichtsfarbe, den tief-liegenden Augen, den eingefallenen Wangen und den zum Erschrecken harten und scharfen Zügen, wirklich ihre Tochter?

Gerechter Gott! um so zurückzukommen, mußte die Arme in diesem halben Jahre viel durchlebt haben!

Dennoch rauschte die junge Baronin in ihrem schwarzseidenen Kleide stolz aus dem Wagen in das Haus: Vater und Mutter, die sich zu einer Umarmung anschickten, lediglich und mit finsterem Gesichte die Hand reichend.

Lina — die entsetzt dastand, beide Hände auf die Brust gedrückt, — bemerkte sie gar nicht.

Auch der Herr Baron waren ziemlich finster und sehr kalt.

Natürlich erstarben bei solch' eisigem Wiedersehen auch den Eltern die Worte im Munde, so daß man fast schweigend in den Salon eintrat.

Die Dienerschaft blieb natürlich, mit dem Abpacken des Wagens beschäftigt, zurück. Lina aber stand noch lange unbeweglich auf derselben Stelle, auf der sie die frühere Freundin mit aller Bescheidenheit und Herzlich-keit hatte begrüßen wollen. Sie war starr von dem Aussehen Eleonorens. War das der Ausdruck des Glückes jener so glänzend scheinenden Verbindung? ... jener, von Lina vorher als unselig erkannten Heirath,

der ein Mann, wie Auscultator Sommer, hatte weichen müssen?

Sie dankte jetzt Gott, daß es so gekommen: dieser geckenhafte Baron verdiente es nicht besser . . . aber ... Sommer? Sie fühlte, daß sein Unglück auch sie namenlos unglücklich gemacht haben würde.

Und welche schöne Familienscene entspann sich jetzt sofort in dem Salon.

„So!" — rief die junge Frau Baronin, und warf Hut und Shawl verächtlich auf den schönen Marmortisch, der in der Mitte des Salons unter dem Lüstre stand — „so! Herr Gemahl, jetzt bin ich wieder in meinem Elternhause, . . . und . . . werde hier bleiben, bis unsere Sachen geordnet sind!"

Papa Zielfelder traf beinahe der Schlag. Er war glücklich gewesen, die theure Tochter an den Mann gebracht zu haben; . . . und nun? . . .

„Wie Sie wollen, Madame!" — entgegnete der junge Ehemann ebenso kalt und verächtlich, indem er sich in einen Fauteuil warf, und das eine Bein über das Andere schlug. — „Ich werde indeß auch hier bleiben, und zwar so lange, bis mein würdiger Herr Schwiegerpapa seine Pflicht erfüllt und mir die versprochene Mitgift von zwanzigtausend Gulden ausbezahlt hat."

Papa Zielfelder erblaßte, zum Theil aus Schrecken, zum Theil vor Zorn.

„Das soll geschehen, Herr Baron!“ — rief er, obgleich ihn die Unmöglichkeit, eine solche Summe herzugeben, innerlich zittern machte. — „Das soll geschehen! Vorher aber haben wir doch noch ein Wörtchen über den Brief Ihrer Tante und die bewußte Erbschaft zu reden.“

Jetzt war die Reihe des Erblassens an Dahlen. Aber der junge Baron hatte schon an einen solchen Fall gedacht und seine Vorkehrungen getroffen. Er wollte daher eben auffahren, als Mama Zielfelder einfiel:

„Aber, meine Herren, haben denn diese leidigen Angelegenheiten, die sich übrigens schon werden ordnen lassen, nicht für später Zeit? Wir haben unser liebes Kind seit einem halben Jahre nicht bei uns gehabt, überlassen wir uns doch jetzt der Freude des Wiedersehens. Und sie zog die junge Frau zu sich auf den Divan und frug sie mit dem Ausdruck mütterlicher Liebe: wie es ihr gehe!“

Aber sie bebte vor der eisigen und schneidend-höhnischen Weise zurück, mit der Eleonore sagte:

„Sehr gut! wie kann es Einem auch anders gehen, wenn man so glücklich verheirathet ist, wie ich es bin!“

Dahlen lachte, statt einer Antwort, laut auf.

„Der Garnisonsort Deines Mannes ist allerdings kein Frankfurt,“ — fiel die Mutter, besorgt jede Bitterkeit abzuschneiden, ein.

„Nein!“ — fuhr die junge Frau mit beißendem Hohne fort — „ein Frankfurt ist es wirklich nicht;

. . . aber ein von Gott vergessenes, jämmerlich-langweiliges Nest ist es, in dem die Misthaufen vor jeder Thüre liegen und der Kuh- und Schweinehirt eine große Rolle spielt! Und dort soll ich leben? . . . ich? . . . die ich an Frankfurt und an eine anständig-feine Existenz gewöhnt bin? . . . ich, die ich mit den Töchtern der ersten hiesigen Häuser erzogen wurde? ich, für die eine Loge im Theater, Concerte, Gesellschaften, Bälle und dergleichen zum Lebenselemente gehören? . . ."

„Es ist wahr," — fiel hier Herr von Dahlen ein — „und darin hat Eleonore recht, der Aufenthalt in meinem gegenwärtigen Garnisons-Ort ist weder für sie, noch für mich angenehm. Einmal aber wird dieser Aufenthalt höchstens noch ein viertel Jahr dauern, dann wird mein Regiment nach . . . ."

„Einem anderen Neste versetzt!" — fiel die Baronin höhnisch lachend ein.

„Nein!" — sagte Dahlen mit einem finsteren Blick auf Eleonore — „nach einer Stadt . . ."

„Von zweitausend Einwohnern!"

„Sie übertreiben, wie immer, Madame!" — rief der Baron, sich auf die Lippen beißend. — „Auch in unserer jetzigen Garnison ist es lange nicht so schlimm, wie Sie es machen."

„Für Sie, Herr Gemahl, allerdings nicht!" — rief Frau von Dahlen und ihre Züge nahmen einen so

schneidend scharfen Ausdruck an, daß es selbst ihre Mutter erbeben machte. — „Es giebt ja dort immer noch Wirthshäuser genug."

„Sie sind heute wieder sehr liebenswürdig!" — rief Dahlen, in dem es zu kochen anfing.

„Dann bin ich" — entgegnete die junge Frau — „was Sie nie sind."

„Kinder!" — rief Mama Zielfelder, die die Angst bald umbrachte; während der alte Herr, die Hände in stiller Verzweiflung reibend, in dem Salon auf und ablief. — „Kinder! verderbt mir diese Stunde nicht! Ich habe mich gefreut. . . ."

„O, Mama, Du wirst Dich doch gewiß freuen, wenn Du mein eheliches Glück kennen lernst; und dazu gehört allerdings, daß ich meinen liebenswürdigen Gatten sehr wenig sehe."

„Da mich die Liebenswürdigkeit meiner holden Ehehälfte: ihre Launen, ihre Härte und Herrschsucht, ihr ewig unbefriedigtes Wesen, ihre Rechthaberei und dergleichen schöne Dinge mehr, zum Hause hinaustreiben."

„Zu liederlichen Kammeraden!" — rief die junge Frau zornglühend. — „Was sagen Sie zu einem Mann, Papa, der keine Nacht vor zwei Uhr nach Hause kommt?"

„Und was sagen Sie zu einer Frau, Mama, die ihren Mann zu einem Pantoffelknecht machen will!" — frug Dahlen lachend.

„O Kinder! Kinder!“ — rief Frau Zielfelder, der vor Entsetzen die Thränen in die Augen traten. — „Wer hätte denken sollen. . .“

„Ich will Ihnen reinen Wein einschenken!“ — fiel Dahlen ein — „und erzählen, wie die Sache gekommen ist.“

„Und Sie schämen sich nicht.“

„Kennen Sie das alte Stück: die gezähmte Widerspänstige.“

„Ich verachte Sie!“

„Das ist eines der wenigen Gefühle, in welchen wir uns gegenseitig begegnen. Doch zur Sache.“

„Zu Ihrer Schande.“

„Kinder! Kinder!“

„Sie wissen, Madame, ich bin Dichter!“

„Das sich Gott erbarme!“

„Mit Ihnen, ja!“

„Immer besser.“

„Sie wollen es so haben.“

„Also, Frau Mama, hören sie.“

„Ich höre!“ — seufzte Frau Zielfelder.

„Als wir von unserer Hochzeitsreise zurückkamen . . .“

„Ich wünschte, wir wären im Canal untergegangen!“ — seufzte Eleonore.

„Danke für den freundlichen Wunsch!“ — rief Dah-

len mit kaltem Lachen. — „Aber unterbrechen Sie mich nicht so oft.“

„So oft mir es gefällt!“

„Eleonore!“ — rief hier Papa Zielfelder, indem er mit gefaltenen Händen vor seiner Tochter stehen blieb.

„Ich lasse mich nicht tyrannisiren!“ — rief diese flammend vor Zorn und stampfte mit ihren lieben kleinen Füßchen auf.

Der Papa fuhr sich verzweifelnd mit beiden Händen in die Haare und fing seinen alten Dauerlauf durch den Salon wieder an.

„Sie wollten etwas erzählen!“ — sagte die Mutter, die aus Verlegenheit und Angst nicht mehr wußte was sie sprach.

„Ja!“ — sagte der Baron. — „Als wir also von unserer Hochzeitsreise zurückkamen, lebte ich in meinen Musestunden der Dichtkunst. Es stand damals noch ziemlich gut zwischen uns. Die gnädige Frau beliebte erst ihre Launen allmälig herauszukehren und . . .“

„Der gnädige Herr war noch kein Haustyrann.“

„Daß ich Abends manchmal mit meinen Kammeraden zusammenkam . . .“

„Manchmal? alle Tage!“

„Werden Sie begreifen.“

„Aber nicht, daß man seine junge Frau bis Mitternacht allein läßt.“

„Nun kam es die Woche zweimal vor . . .“

„Zweimal?“

„Zweimal vor, daß ich bis elf Uhr ausblieb. Das erstemal fand ich meine Frau noch außer Bett, . . . schmollend, klagend, weinend . . .“

„Der Unmensch!“

„Ich stellte ihr vor, daß ich in meiner Stellung nicht anders handeln könne und bat sie, das nächstemal nicht aufzubleiben. Aber sie that es doch wieder und wieder und ihre Launen und Klagen, ihre Vorwürfe und das Weinen ward unerträglich.“

„Er hat es nicht verdient.“

„Jetzt bemerkte ich der gnädigen Frau ruhig: daß, wenn ich sie noch einmal an diesen Tagen bei meinem Nachhausekommen außer dem Bett fände . . .“

„Hast Du einen Begriff davon? . . . so würde er die kommende Nacht erst um 12 Uhr heimkommen.“

„Ganz recht! . . . und als ich Madame auch da noch auffand und dieselbe Comödie zu durchleben hatte . . .“

„Kam er um ein Uhr!“

„Und so weiter“ — rief Dahlen höhnisch lachend — „um zwei, drei, vier Uhr!“

„Schändlich! empörend!“ — knirschte Eleonore, ihre Handschuhe im Zorne auf den Boden werfend.

„Das wirkte!“ — fuhr der junge Ehemann widerlich lachend fort, indem er sich in dem Sessel behaglich

schaukelte. — „Madame fühlten endlich doch, daß es nichts mit dem Pantoffelregiment sei ... und legten sich von da an hübsch zeitig zu Bette."

„Und der saubere Herr Gemahl kam von da an ... nie mehr vor zwei oder drei Uhr Morgens nach Hause!" — rief die Baronin, blaß wie der Tod und vor Aerger am ganzen Leibe zitternd.

„Unmöglich!" — stöhnte die Mama.

„Eine saubere Ehe!" — murmelte der Papa.

Aber es sollte noch besser kommen.

„Ja!" — rief aufspringend jetzt die junge Frau — „und wenn das noch Alles wäre . . . aber der Treulose . . ."

„Madame!" — sagte der Gatte frech lachend — „blamiren Sie sich nicht. Sie gehören, durch die Verbindung mit mir, Baron von Dahlen, der großen Welt an . . . und . . . ich glaube, Sie haben bewiesen, daß Sie dies begreifen . . ."

„Was meinen Sie damit?"

„Denken Sie an Hauptmann Stößer!"

„Er war mein Freund!"

„Wohl Ihr sehr intimer Freund. Ich dächte aber in der bürgerlichen Welt, aus der Sie doch abstammen, sei es Sitte, daß Eheweiber außer ihrem Manne keinen „Freund" mehr hätten."

„Wenigstens nicht in der Art, in welcher Ihnen die Frau Apothekerin „Freundin“ zu sein beliebte.“

Dahlen lachte, rieb sich die Hände und rief:

„Prachtvoll! da sehen ja der Herr Papa und die Frau Mama gleich eine Eifersuchtscene mit an.“

„Mein Herr!“ — rief hier Papa Zielfelder — „ich sehe nur zuviel! ich . . .“

„Ich bin die unglücklichste Frau auf der ganzen Welt!“ — knirschte jetzt Eleonore. — „Meine Ehe ist eine Sklaverei, gegen welche Galeerendienst noch Freiheit ist! Ich hasse Dahlen, als den Stifter meines Elends. Seine Bornirtheit, sein geckenhaftes Wesen, sein Unsinn und seine Flachheit martern mich zu Tode, und sein Leben vergiftet mein Herz.“

„Sie werden nicht daran sterben!“ — meinte Dahlen mit kaltem Hohne — „denn Sie geben das Gift treulich wieder von sich! Sie haben mir, seit unserer Rückkunft von London, Auftritte bereitet, Madame, die an Tollheit grenzten und mich aus dem Hause und von Ihnen wegtreiben mußten.“

„Weil Sie, mein Herr, ihren Götzen — dem Leichtsinn und der flachsten Genußsucht — mich auf die gefühlloseste Weise als Opfer schlachteten!“

„O! welch' ein sanftes Opfer! Und haben mich Ihre unseligen Launen . . .“

„Immer Launen, Launen und Launen!“ — rief die

junge Frau außer sich. — „Sie bringen mich zum Wahnsinn! Verwünscht sei der Tag, an dem ich Ihnen, mein Herr, die Hand reichte. Es wäre besser gewesen, ich hätte Ihnen mit edlem Stolze meine Hand versagt, als mich durch eine unglückliche Verblendung in eine Abhängigkeit gesetzt, die jeden Tag neuen unendlichen Kummer über mich bringt. Ich verachte Sie . . . aber ich werde an dieser Verachtung sterben!"

„Oder an Ihrem harten, eigensinnigen, launigen und herrschsüchtigen Charakter zu Grunde gehen!" — rief Dahlen finster.

Die junge Baronin aber warf ihm einen vernichtenden Blick zu und verließ, am ganzen Körper zitternd, mit raschen Schritten das Zimmer.

Draußen auf dem Corridor angelangt, bekam sie hysterische Anfälle und sank der Mutter, die ihr entsetzt nachgeeilt und Lina, die herbeisprang, bewußtlos in die Arme.

Wie oft lodert die Fackel der Hochzeitsfeier und dient nur zum Entflammen des Holzstoßes, auf welchem ein menschliches Dasein unter endlosen Qualen verzehrt wird!

Modernes Christenthum.

Es war bereits Sonntag geworden. Der junge Baron von Dahlen und seine Frau weilten nun seit vier Tagen im Zielfelder'schen Hause. Aber welche Scenen waren während dieser kurzen Zeit vorgekommen!

Recht entschieden zeigte sich hier einmal wieder die Wahrheit: daß jede Ehe, die aus Nebenabsichten geschlossen wird, pflichtwidrig ist. Jedes Zusammenleben von Personen in physischer und socialer Gemeinschaft, die nicht aufrichtige Neigung zusammenführt, ist und bleibt eine Immoralität, selbst wenn Kirche und Staat ihren Segen darüber gesprochen. Legen aber Kirche und Staat der Scheidung einer solchen Ehe noch Schwierigkeiten in den Weg, dann sind beide sogar geradezu Beförderer der Unsittlichkeit.

Und ist denn eine solche Ehe nicht in der That eine Lüge? und zwar eine Lüge, die durch das ganze Leben fortdauert, und ... wenn Kinder vorhanden sind, diese, schon

durch ihr Beispiel, zur Unwahrheit, zu Schein und Lüge heranzieht?

Oder soll man einen Ehebund — geschlossen und fortgeführt von Menschen, deren Neigungen, Gesinnungen und Charaktere im vollkommensten Widerspruch stehen, und die am Ende wie Hund und Katze mit einander leben, sich peinigen, hassen und verabscheuen, — soll man einen solchen Ehe- und Liebesbund etwa ein wahres und ein sittliches Verhältniß nennen?

Und doch werden in unserer Zeit so viele Ehen nur und allein aus äußerlichen Rücksichten, ohne alle Neigung, geschlossen, nur: um Geld zu Geld zu bringen, um zu glänzen . . . oder . . . um sich — wie man gar oft wahnsinnigerweise denkt und sagt — zu versorgen!

Darum aber auch so viele kalte, so viele unsittliche, so viele unglückliche Ehen.

O! darin liegt wieder ein gutes Stück des Fluches unserer Zeit!

So war es denn auch in den letzten vier Tagen in der Dahlen'schen Ehe bis auf das Aeußerste gekommen. Das Bündniß war schon an und für sich selbst unglücklich genug . . . der Zwist der beiden, so gar nicht für einander passenden Gatten, loderte ohnedem schon himmelhoch auf, . . . und . . . nun gossen die leidigen Geldangelegenheiten noch Oel in das Feuer.

Jeden Tag kam es zu Erörterungen, und jede dieser Erörterungen nahm an Leidenschaftlichkeit und Schärfe zu. Am Ende standen die Dinge der Art, daß Eleonore ihrem Gatten geradezu vorwarf: er habe ihre Hand auf betrügliche Weise erschlichen.

Der Baron sprang zornglühend auf und rief: „wie so?" worauf ihm die liebende Gattin finster und hart, ja mit tödtlicher Kälte und schneidendem Hohne frug: ob seine Güter denn vielleicht in dem Monde lägen, da man auf Erden keines davon aufzufinden vermöchte?

Dahlen bezog sich auf den Brief der Tante, die er freilich nicht umbringen könne, sondern deren voraussichtlich baldigen Tod man ruhig abwarten müsse. Wenn übrigens von betrüglichen Vorspiegelungen die Rede sei, so lägen diese auf ihrer Seite und der Seite ihrer Familie: da sich Madame auf seine Kosten und unter Vorspiegelung einer Mitgift von 20,000 Gulden, zur „Frau Baronin" gemacht.

Aber das hieß in ein Wespennest stechen! Papa Zielfelder's letzter Geduldsfaden war gerissen und so platzte er jetzt ohne Rückhalt mit der Anschuldigung heraus: daß der ganze Brief der Tante falsch, unterschoben und ein grober Betrug von Dahlens Seite sei, der ihm seinen lieben Schwiegersohn so vollständig in die Hände gebe, daß er ihn jeden Augenblick als ehrlos hinstellen und vor die Gerichte bringen könne.

Der Baron ward bleich wie der Tod; dennoch verließ ihn seine Keckheit nicht: er forderte Beweise.

„Die habe ich!“ — rief der alte Zielfelder; aber er zitterte vor Zorn und Aerger so gewaltig am ganzen Leibe, daß er kaum die gravirenden Papiere aus seiner Rocktasche hervorlangen konnte.

Mutter und Tochter hatten aufgeschrieen und letztere ihrem Gatten „einen Schurken!“ an den Kopf geworfen.

Jetzt aber geschah, was Niemand vermuthen konnte. Als der Baron seinen schlechten Streich durchschaut sah . . . lachte er plötzlich laut und unbändig auf, mit ausgebreiteten Armen auf seinen Schwiegervater zueilend, um ihn zu umarmen.

Dieser aber, Mama Zielfelder und die junge Frau standen wie erstarrt. War Dahlen wahnsinnig geworden? Sie hatten erwartet, daß Derjenige, den sie jetzt förmlich als Fälscher in den Händen hatten, sich voll Verzweiflung zu ihren Füßen werfen und Vergebung anflehen werde . . . und nun . . . umarmte er, toll lachend, den so schwer verletzten Schwiegervater.

Dieser frug denn auch, in seinem Zorn fast erstickend, ob der Herr Baron vielleicht verrückt geworden sei? Aber Dahlen rief: Nicht verrückt, sondern beglückt; denn . . . wenn's vor die Gerichte ginge, so könne dies doch

jetzt Arm in Arm mit seinem holden Schwiegerpapa geschehen.

Die Wirkung war, als ob man Katzen mit glühenden Zangen in den Schwanz petze.

„Ich verklage Sie!“ — schrie Zielfelder außer sich.

„Ich verlange Scheidung!“ — rief Eleonore.

„Ich sterbe!“ — stöhnte die Mama, auf einen Sessel zusammenbrechend.

„Thun Sie das alle Drei nicht, meine Herrschaften!“ — rief jetzt Dahlen eisig und scharf — „denn sonst klage ich auch auf Scheidung und Betrug . . .“

„Mein Herr?! . . .“

„Wo ist die Mitgift von 20,000 Gulden?“

„Sie liegt bereit . . . so bald Sie mir Ihre Güter zeigen.“

„Nein!“ — donnerte jetzt Dahlen — „sie liegt nicht bereit und Sie können sie auch nicht zahlen . . .“

„Herr! . . .“

„Weil Sie banquerott sind, und es im Geheimen schon waren, als ich um Ihre Tochter freite. Ihre damalige schriftliche Zusage einer Mitgift von 20,000 Gulden macht aber allein schon Ihren Banquerott fraudulös! . . .“

„Banquerott?“ — schrieen Mutter und Tochter auf, indem sie beide emporsprangen.

„Banquerott!“ — wiederholte Baron Dahlen

kalt und höhnisch — „sobald ich ein Wort davon veröffentliche.“

„Sie träumen, Herr Gemahl!“ — rief Eleonore stolz.

„Nein, verehrte Gattin!“ — sagte Dahlen — „ich wache! fragen Sie den lieben Papa selbst. Auch habe ich mir in meinem sehr wachen Zustand seit vorgestern Gewißheit über das verschafft, was ich hier behaupte. Nur der Schein hat das Haus Zielfelder bis jetzt noch gehalten. Sein Credit ist untergraben und der Hauch eines Wortes wirft die längst schon morsche Firma um!“

Eine Pause voll Angst und Entsetzen trat ein. Mutter und Tochter fehlte die Sprache. Sie starrten nur nach dem Gatten und Vater; . . . aber auch dieser hatte keinen Ton. Er war in einen Sessel gesunken und lag, einer Leiche gleich, gegen dessen Rückwand gelehnt. Die Augen waren, wie in einem Anfall von Entsetzen, weit geöffnet, die Züge starr, die Hände krampfhaft geballt.

Es war ein entsetzlicher Moment. Er erschütterte selbst Dahlen, der ja, im Grunde seines Herzens, kein böser, wenn auch ein über die Maaßen leichtsinniger und durch die bisherigen Vorkommnisse bis auf das Aeußerste gereizter Mensch war.

„Nun!“ — sagte er daher, jetzt etwas milder, — „das verhängnißvolle Wort ist ja noch nicht gesprochen.

Wenn wir uns gegenseitig vernünftig benehmen, so kann der Sturm vielleicht, wenigstens vor der Hand, noch überwunden werden."

Aber zu einer Verständigung war der alte Herr jetzt nicht fähig. Zwar wußte er seit langer Zeit, daß sich sein Haus auf die Dauer nicht mehr halten könne; ... ja! ... das Fehlschlagen seiner letzten sehr gewagten Börsen-Speculation hatte dessen Sturz in die nächste Zukunft herangerückt, so daß sich Zielfelder bereits in den schlaflosen Nächten und den unbewachten Stunden des Tages mit diesem peinlichen Gedanken so vertraut gemacht hatte, als es gehen wollte. Dennoch traf ihn dies kecke und ganz unerwartete Aussprechen seiner fatalen, ja verzweifelten Situation wie ein Blitz aus heiteren Höhen. Seine Familie hatte ja keine Ahnung von einem solchen Stand der Dinge.

Und nun kam noch diese Veröffentlichung von seinem eigenen Schwiegersohne, auf dessen Nachhülfe für einen solchen Moment er bis in die letzte Zeit gehofft.

Schein und Lüge trafen also hier Lüge und Schein.

Die beiden Herren hatten sich nichts heraus- aber ihre gegenseitigen Winkelzüge zu vergeben.

Für den Moment war indeß Papa Zielfelder zu solchen Gedanken unfähig. Er winkte Allen sich zu entfernen und es verging wohl eine volle Stunde, bis er

die verschiedenen Glieder seiner Familie wieder auf sein Zimmer entbieten ließ.

Unterdessen aber hatte sich der praktische Kaufmann auch wieder selbst gefunden.

Wie die Sachen jetzt lagen, war an kein Auftreten gegen seinen Schwiegersohn, an keine Scheidung seiner Tochter von demselben mehr zu denken. Jetzt mußte er selbst vor allen Dingen „klein beigeben", um, wenn irgend möglich, den Sturz seines Hauses zu vermeiden, oder doch hinauszuziehen. Es konnten ja immer noch Eventualitäten eintreten, die ihn zu retten vermochten.

Was waren denn — wenn er recht überlegte — er und sein Schwiegersohn anders, als ... falsche Spieler. Falsche Spieler aber müssen Hand in Hand gehen, wenn sie sich nicht gegenseitig verrathen und verderben wollen. Und hatte denn der Baron nicht selbst gesagt: „Nun, das verhängnißvolle Wort ist ja noch nicht gesprochen. Wenn wir uns gegenseitig vernünftig benehmen, so kann der Sturm vielleicht, wenigstens vor der Hand, noch überwunden werden."

Wörtlich erinnerte sich freilich Papa Zielfelder dieses Ausspruches nicht mehr, da ihn ein schlagartiger Anfall damals des Bewußtseins halb beraubt; . . . aber er glaubte doch etwas Aehnliches gehört zu haben.

Und, in der That, die jetzt folgende Unterredung wurde

von den auf beiden Seiten gedemüthigten Parteien mit bei weitem größerer Ruhe und Leidenschaftlosigkeit geführt. Man war sich jetzt klar, daß man ein gegenseitiges Vergeben und ein gemeinschaftliches Handeln nöthig habe, wenn nicht Alles in der Familie verloren sein sollte. Vor allen Dingen mußte der Welt Sand in die Augen gestreut werden, und — wunderbarer Weise — trafen denn auch in diesem Punkte die sämmtlichen Glieder beider Parteien überein. Nur der Schein konnte vielleicht noch retten ... also! ... den äußeren Glanz des Hauses Zielfelder noch bewahrt, und, um diesen zu halten, den Schein einer glücklichen Ehe zwischen dem Baron und seiner jungen Gemahlin. — —

Die Lüge scheint der eigentliche faule Fleck in der Menschennatur, wenn sie auch nicht von dem Vater der Lügen, dem Satan abstammt. Unser ältestes Buch, die Bibel, läßt das erste Verbrechen, wodurch das Böse in die Welt kam, von der ersten Lüge ausgehen. David aber seufzt: „Wie habt ihr das Eitle so lieb, und die Lüge so gern!"

Es ist wahr, schon die Kinder lügen . . . aber ursprünglich doch wohl nur darum, weil die Bilder ihrer Phantasie so lebhaft sind, als ihre Empfindungen. Der Knabe erzählt von seinem Steckenpferde, daß es ausgeschlagen, und das Mädchen von ihrer Puppe, daß es mit ihr gesprochen, und die Puppe sie verstanden habe.

Kinder sind geborene Dichter, und hier gehört nur ein: „So kommt es dir vor!" und eine vernünftige Leitung dazu, und aus dem Verkehrten wird das Rechte.

Aber was thun gewöhnlich Mütter und Wärterinnen? Sie gehen noch weiter als die Kinder selbst, und pfropfen die wirkliche Lüge so recht mit Vorbedacht auf das empfängliche Reis. Sie sagen bei Unarten: „Nicht wahr, das hast du nicht gethan? das hat der garstige Hund gethan! die garstige Katze!" — Dem Kinde wird nun natürlich bald einleuchten, daß es sich von Zank und Strafe frei machen kann, wenn es den Hund oder die Katze beschuldigt. Man lacht dabei über den kleinen Schelm, der nun noch weiter über seine Wahrscheinlichkeitstheorie raffinirt, und . . . der Lügner ist fertig!

Damit aber ist der Baum noch nicht ausgewachsen: die Fertigkeit wächst mit den Jahren. Das Lügen hat ja auch eine anscheinend schöne Seite: man will Anderen gefallen, sich wichtig machen u. s. w. Und ist denn nicht leider überhaupt die ganze Theorie unserer Artigkeit zumeist auf Lügen gegründet? Sind denn unsere Höflichkeiten nicht schon ein förmliches Lügensystem? Gewiß! . . . aber unsere socialen Verhältnisse machen auch, was noch trauriger ist, unser ganzes bürgerliches Leben dazu. Der Mensch, der täglich in Gesellschaft lebt, und nur selten mit sich selbst, . . . der dabei über

Vieles sich gar nicht, oder nur im Sinne der Gesellschaft äußern darf, wird endlich unwahr... muß es werden. Daher gab es denn auch bei unseren schlichteren und häußlicheren Alten bei weitem weniger Schein und Lüge.

Aber die Wahrheit ist ja nackt! ... Pfui! ... wer will mit ihr, der Armen, viel Verkannten, viel Mißhandelten etwas zu thun haben? Sie gehört nicht in Städte und Residenzen, nicht einmal in das bürgerliche Leben, am wenigsten aber in die feine gebildete Welt.

. . . .

Die Familienscene über die Geldangelegenheiten im Zielfelder'schen Hause hatte in den ersten Morgenstunden eines Sonntages stattgefunden. Jetzt galt es, dem getroffenen Compromiß sofort nachzukommen, wenn man das drohende Uebel nicht selbst heraufbeschwören wollte.

Papa Zielfelder ließ also den Wagen zur Kirchenstunde vorfahren und die ganze Familie fuhr in musterhafter Einigkeit zum Gottesdienste. Es war dabei wirklich eine Freude, diese freundlichen Gesichter und die zuvorkommende Artigkeit zu sehen, mit welcher der junge Herr Baron von Dahlen seine Gattin behandelte.

Das ganze Geschwätz von der Uneinigkeit ihrer Ehe mußte wieder einmal Unwahrheit sein.

Es ist wahr, die gnädige Frau Baronin sah sehr schlecht aus; . . . aber . . . sie war ja sechs Monate verheirathet! . . .

Und wie freundlich lächelte sie ihm und er ihr zu! . . . Wie hübsch hob er sie aus dem Wagen! . . . wie liebevoll reichte er ihr den Arm, um sie in das Innere der Kirche zu führen.

Hier predigte natürlich ein Lieblingsredner.

Die Kirche war gestopft voll. Aber der Geistliche war auch ein wirklich frommer Mann; . . . keiner von denen, die da sagen: „Thuet nach meinen Worten . . . aber nicht nach meinen Werken!“ Auch war er kein so schlechter Christ, wie jener Missionär, der da gegen einen intimen Freund äußerte: „Du glaubst gar nicht, wie angenehm es ist, zwanzigtausend Menschen Dinge vorzusagen, die man selbst nicht glaubt, die aber von ihnen geglaubt und mit offenstehendem Munde angehört werden!“

Es war aber auch wirklich eine schöne Predigt! ... eine Predigt vollgepfropft mit frommen Bibelstellen, durchwirkt mit poetischen Phrasen; . . . eine Predigt für das sogenannte gebildete Publikum in der sich das Licht der Vernunft in die Dämmerung der Gefühle verlor, und in welcher Verkehrung statt Belehrung galt. Schön suchte sich in ihr zugleich für seufzende Ge-

müther der Druck der Gegenwart mit der Flucht in die Zukunft zu helfen.

Aber wie andächtig hörte die Menge auch zu . . . oder schien doch zuzuhören: alle diese außerordentlich schön geputzten Damen, mit den ungeheuren Crinolins, den seidenen und sonstigen kostbaren Kleidern, dem reichen Schmucke, den Shawls und Federhüten!

In der That! ein skoptischer Mensch hätte denken können: darin stecke eine affectirte Religiosität, die man zur Schau tragen wolle . . . oder gar eine förmliche Coquetterie mit dem lieben Gott selbst!

Aber nein! das war es nicht; sondern höchstens ein ganz unschuldiges Coquettieren mit der Männerwelt; . . . ein, unter dem Schein der Frömmigkeit durchgeführter Wettkampf der Eitelkeit und Putzsucht; . . . oder auch nur ein still-frommes Nachkommen der einmal bestehenden Mode des sonntäglichen Kirchengehens.

Warum sollte man sich auch hier nicht zeigen? . . . seine neuen Kleider nicht bewundern lassen? . . . seine Freundinnen und Rivalen nicht ärgern? . . . seinen Anbetern kein Rendez-vous geben können?

Himmel! man verband ja damit auf charmante Weise die religiöse Pflichterfüllung des Kirchengehens, und machte die Welt und seinen eigenen Herrgott — vielleicht auch sich selbst — weiß: daß man fromm sei.

O! sie hörten Alle sehr andächtig zu, die Männer und Weiber, die Mädchen und Jünglinge. Es lag ein wahrer Heiligenschein über der Versammlung. So viele fromme Gesichter und so viele Blicke die . . . nach anderen Blicken suchten. So viele Gehirne, aus welchen die Gedanken — hätte man sie durch Zauber verkörpern können — als leichte Schmetterlinge . . . oder . . . als Teufelchen herausgekommen wären.

Wer überhaupt hier den Blick eines Unsterblichen gehabt hätte! . . . es wäre ihm freilich vielleicht — trotz seiner Unsterblichkeit — vor all' der hier zusammengepreßten Lüge, vor all' diesem heuchlerischen Schein . . . schwindlich geworden; obgleich natürlich auch manch reines, manch wahrhaft frommes Herz hier schlug. Aber die Masse? . . .

Wie andächtig saß hier der Emporkömmling, den ein ganzes Leben voll gesetzlichem und ungesetzlichem Wucher zum Rentier gemacht, und bewies Gott und der Welt, durch sein allsonntägliches Predigt hören, wie gut und fromm er von jeher gewesen und noch sei.

Im Heimlichen freut er sich dabei auf den Abend und die Nacht, die ihm die Langeweile dieser zwei Stunden durch sündige Genüsse vergüten sollen. Oder er schwelgt in der Eitelkeit hier gesehen zu werden, da er jetzt wirklich den „Frommen" angehört.

Philosophische Ohnmacht rettet sich im Alter zumeist in blinden Glauben. Ist doch der Sprung vom freigeisterischen Wüstling zum schwärmerischen Pietisten leichter ... als zur kalten Vernunft und vernünftigen Thätigkeit; wie denn auch der Veitstanz der Phantasie minder schwer ist, als der geregelte Taktschritt des gesunden Verstandes.

Und dort, ... jener junge, schlicht aussehende bescheidene Mann, ... und hier, ... jener feine und noble Herr mit der herablassenden freundlichen und gütigen Miene, sind sie nicht die verkörperte Andacht?

O ja, das sind sie! Aber sie sind auch beide etwas anderes ... nämlich Aspiranten, der Eine zu einer kleinen und bescheidenen, der Andere zu einer hohen Staatsstelle. Eine Thorschreiberstelle ist zu vergeben ... und ... nächstens ist Rathswahl!

Um Weihnachten vergoldet man die Nüsse mit Flittergold, und — wenn man etwas werden will — sich selbst mit religiösem Schein. Es kommt ja im Leben auf eine Lüge mehr oder weniger nicht an.

Auch der Geizige sitzt hier. Warum nicht? Er dispensirt sich durch sein Kirchengehen so gut vom Unterstützen unglücklicher Nebenmenschen und allerlei kleinen Schlechtigkeiten, wie der dicke Wirth, der dort steht, von der Sünde der gottvergessenen Prellerei, mit der er

seine Gäste behandelt, die ihn aber — Gott sei Dank — zu einem schweren Kapitalisten gemacht hat.

Und während der Redner auf der Kanzel von der Rechtfertigung durch die Gnade spricht . . . zählt der Geizige in Gedanken seinen Mammon nach und der dicke Wirth berechnet, wie viel er an der englischen Familie verdient, die drei Wochen bei ihm wohnte und heute Nachmittag abreist.

Beinahe hätte er sich dabei vergessen und über den kostbaren Schnitt, den er macht, gelächelt. Aber er zwingt rasch sein Gesicht zu dem üblichen anständig-frommen Kirchenausdruck zurück, und wundert sich nur über seine eigenen Fortschritte in der Kunst . . . die Menschen zu prellen.

Ob wohl der reiche Weinhändler neben ihm etwas anderes denkt?

Wenn eine höhere geistige Gerichtsbarkeit bestünde . . . er würde vor ihrem Tribunale als Giftmischer, der zahllose Menschen durch Untergrabung ihrer Gesundheit langsam hingemordet hat und noch mordet . . . zur Strafe eines Mörders verdammt werden. Jetzt ist er ein sehr reicher wohlbehäbiger und angesehener Mann . . . und, wie man sieht, ein frommer Christ dabei!

Aber so andächtig wie die Zielfelder'sche Familie ist doch Niemand. Nur von Zeit zu Zeit suchen sich die

liebenden Blicke der einzelnen Glieder derselben, da sich die Damen in den Frauenstühlen, die Herren auf den Männerplätzen befinden.

Und wenn sich ihre liebenden Blicke treffen, dann ruft es . . .

„Elender erbärmlicher Betrüger! abscheulicher Haustyrann!“ — denkt Eleonore, bei einem Blick auf ihren Gatten. — „O könnt' und dürft' ich dich vergiften, . . . dich . . . der mich um mein ganzes Lebensglück betrogen. Wie glücklich hätte ich mit dem jungen Sommer werden können!“

„Ja, schaue nur so süß zu mir herüber, du Basilisk!“ — denkt im gleichen Augenbilcke der Gatte und zwingt sich zu lächeln — „ich weiß schon, wie du dich verstellen kannst. Hätt' ich ahnen können, daß dein Vater ein solcher Schuft ist, . . .“

„Darum liebet Euch unter einander, wie Christus Euch geliebet hat!“ — tönt es von der Kanzel.

„Der Elende!“ — ruft es in Herrn Zielfelders Innerem, bei einem Seitenblick auf seinen lieben Schwiegersohn, — „der Betrüger! und jetzt hat mich der Mensch auch noch in Händen. Hätt' ich ihn nie gesehen, oder . . .“

Und sein Bewußtsein verirrt sich wieder in dem Labyrinth der Gedanken, die nach einem Ausweg aus seiner verzweifelten Lage suchen.

Da ertönt das „Amen!" — Ein freudiger Schreck durchzuckt Alle — auch die wirklich Frommen — denn die Predigt war *sehr* schön . . . aber auch *sehr* . . . *langweilig.*

Vaterfreuden und Lebensphilosophie.

In Frankfurt giebt es ein kleines finsteres und feuchtes Gäßchen, die Bockgasse genannt. Woher der Name kommt, weiß Niemand. Böse Mäuler wollen indeß behaupten, er komme daher, daß in den frühesten Zeiten die Schneider dort gewohnt. Ich aber lasse — wenn dies ein Spott sein soll — nichts auf die edle Schneiderzunft kommen; denn abgesehen davon, daß es in jedem Stande tüchtige und treffliche Menschen giebt, . . . hat sich auch gerade die Schneiderzunft schon oft in der Geschichte rühmlichst ausgezeichnet: so z. B. bei dem Raub Straßburg's durch die Franzosen; wo es die Schneider waren, die in Patriotismus und Muth allen übrigen Bürgern der bedrängten Stadt vorangingen.*)

Aber auch Frankfurts berühmteste Persönlichkeit, Herr Hampelmann, bestätigt die Bedeutsamkeit dieser Zunft

---

*) „Der Raub Straßburgs im Jahre 1681." Vaterländischer Roman von Heribert Rau.

in der großen und berühmten Rede, die er in der vierten ordentlichen Generalversammlung „der deutschen Bekleidungsakademie" zu Heidelberg hielt. Er ruft in derselben mit Begeisterung:

„Wann ich merr die Freiheit nemm, in der virrten ordentliche Generalversammlung der deutsche Bekläädungsakademie das Wort zu ergreife, un zwar als Bääwollener Handelsmann, der in Nachtkappe, Strimb un Unnerhose mecht, so gläw' ich doderrzu, wann ääch nicht die volle, doch e gewisse Berechtigung zu hawwe in Anspruch zu nemme mir erlaube zu derfe. Dann wenn ich ääch nicht wie Sie, meine Herrn Bekläädungsakademiker, als Schneider von Profess . . . wollt ich sage als „Bekläädungsakademiker" promovirt hab', un mei akademische Lehr- un Wannerjahrn als deitscher Bekläädungsstudent uff kääner gelehrt Hochschul-Boutik dorchzumache die Ehr nicht gehabt hab', un es mir leider nicht vergönnt war, die Collegien der berihmte Herrn Professor Bock und Meckwitz iwwer die Anodomie des wattirte Schlafrocks und die Philosophie der Geschichte des altdeutschen Knopflochs zu hören, un mich ääch nicht wie Sie, meine geehrten Herrn „Bekläädungsakademiker," jener goldene Zeit der Universitätsjahrn vom deutsche Bekläädungsfuchs an bis zum bemoste Haupt rihme kann, un in kääner Herberg, wollt ich sage, fidele

Kneip, im Kreise der Comiltone en Salamander mit dem Bügeleise geriwwe hab, so glaw' ich doch, daß e Mann, der in baawollene Nachtkappe, Strimb un Unnerhose mecht, von der Bekläädungsakademie nicht ausgeschlosse werden dürfte zu sein."

Hierauf zu der Sache selbst und dem gerechten Lobe der Zunft übergehend — die sich jetzt, in unserer großen Zeit, zu einer „Kunst" und „Kunst-Akademie" aufgeschwungen hat — fährt er fort:

„Kää Stand in der Welt, selbst net die Philosophe un die Dichter, mit dem Kant und dem Shakespeare an der Spitz, versteht, wie der Schneider, oder vielmehr der „Bekläädungsakademiker," in die diefste Falte dessen zu bringe, was sich dem menschliche Gemieth äm innigste aaschließt. Un kää Liebhawer versteht die empfindliche Geliebte, die er mit Etwas verkrumbelt hat, so schnell widder in die Reih' ze bringe, als wie der Schneider. Un wo is der Diplomat, meine Herrn, der Ebbes so einzufädeln verstehe deht als wie der Schneider, der „Bekläädungsakademiker?" Wer wääß — wie er — de menschliche Verhältnisse Alles so anzupassen? oder kann, so wie er, dem Menschen alle Berg gleich mache un jedweden Verdruß beseitige? In's Innere der Natur bringt kää erschaffner Geist, als nor der Schneider . . . mit seiner

Wattirung. Und wer vermag es, den menschlichen Busen so zu schwellen, das menschliche Herz so zu erwärmen, als der Schneider, der „Bekläädungsakademiker?" Un heißt es nicht im Sprichwort: Man sieht dem Menschen auf den Kragen aber nicht in den Magen? Wer ist es also, der durch seine Kunst die Leute glauben macht, wir hätten eine Gänsleberpastete verzehrt, wenn es doch nur ein Handkäs gewesen ist? Wieder der „Bekleidungsakademiker!" Und wer bewahrt sogar Manchen vor dem Verdacht, er sei aus einem Lande, wo die Leute keine Knöpfe auf den Röcken tragen? Abermals der „Bekleidungsakademiker!" Ja, er ist es, der sich sogar die Hölle weiß dienstbar zu machen und an dem paradiesischen Zustand des Menschen das regste Interesse nimmt! Und wie viel verdankt ihm der Gelehrte und Dichter! denn wenn sich dieser nicht auf die Hosen setzen würde, so brächte er kein Werk zu Stande! Heil also den Hosen, welchen wir unsterbliche Werke verdanken! Heil dem „Bekleidungskünstler," der sie gemacht hat!"

Wer kann die Wahrheit dieser Worte bestreiten? Gewiß Niemand! Und falsche, böse Menschen sind es die da behaupten: Hampelmann habe hier nur den kolossalen Schwindel, daß ehrliche und tüchtige Handwerker ihr ehrliches und ergiebiges Handwerk verleugnen und sich „Bekleidungskünstler" und „Bekleidungsaka-

demiker" nennen, ironisch behandeln und der verdienten Lächerlichkeit übergeben wollen.

Dem sei indessen wie es will! Das „Bockgäßchen" in Frankfurt ist ja nicht das einzige Gäßchen, daß von Thieren seinen Namen hat; es giebt ja in der alt-ehrwürdigen freien Reichs-, Wahl- und Krönungsstadt auch noch eine Maus-, eine Ratten-, eine Affen-, eine Elephanten-, Löwen-, Hammels-, Haasen-, Bieber-, Meisen-, Kälber-, Kuh-, Geis-, Karpfen-, drei Froschgasse, einen Roßmarkt und Hirschgraben! . . .

Tempora mutantur et nos in illis! Die Zeiten ändern sich und wir uns ... in ihnen: Sonst nannte man die Straßen öfters nach zahmen und wilden Bestien — die wohl meist wieder ursprünglich die Repräsentanten von Wirthshäusern waren — . . . jetzt . . . legt man ihnen die Namen von berühmten und unberühmten Männern bei.

Kurzum! ... in dem kleinen finsteren und feuchten Bockgäßchen zu Frankfurt am Main wohnte in dem dritten Stockwerke eines kleinen Häuschens eine Schneiderwittwe mit Namen: Klapper.

Frau Klapper, die mit Hülfe ihres Obergesellen das Geschäft ihres Mannes fortführte, war eine kostbare Person und ein unendlich glückliches Menschenkind. Nicht, als ob sich dies „glücklich" hier auf Reichthümer be-

zöge — im Gegentheile, die gute Frau stack dick in Schulden und wußte gar manchen Samsttag nicht, woher das Geld nehmen, um den Gesellen den schuldigen Wochenlohn zu bezahlen; — aber . . . Frau Klapper war „glücklich,“ weil sie der Himmel mit einem unendlich heiteren und leichten Sinn begabt hatte.

„Ich lebe, um zu leben und zwar so vergnügt, als möglich!“ war ihr Motto und ihr Wahlspruch . . . und diesem opferte sie Alles.

Gefiel ihr etwas, so mußte sie es auf der Stelle haben; und das konnte ja zumeist leicht geschehen, da sie das Ersehnte bei Kaufleuten nahm, die wieder bei ihr arbeiten ließen. Der Kaufpreis wurde dann auf Rechnung gestellt und sie brauchte kein baares Geld.

Gefährliche Geschichte! Wer jedesmal den Gulden oder den Thaler bei einem Einkaufe aus der Tasche ziehen muß, betrachtet ihn erst auf beiden Seiten, ehe er ihn ausgiebt; wer aber ohne baares Geld und nur auf Gegenrechnung kauft, nimmt dem wilden Rößlein seines Gelüstens Sattel und Zeug ab, so daß es tausend- für einmal mit der Vernunft durchgeht.

So war denn Frau Klapper auch in ihrer Wohnung recht nett eingerichtet, trotzdem, daß man aus ihrem Fenster dem gegenüberwohnenden Nachbar die Hand reichen konnte. Aber sie wollte sich nun einmal — nachdem sie drei Männer an der Schwindsucht begraben —

den Rest ihres Lebens angenehm und „gemüthlich“ machen.

„Gemüthlich“ war überhaupt ihr Lieblingswort und gemüthlich zu sein . . . ihr höchstes Streben.

So ging Frau Klapper nichts über einen gemüthlichen Kaffee mit recht viel Kuchen. Auch ein gutes und gemüthliches Mittag- oder Abendessen verschmähte sie nicht, besonders so eine gemüthliche Gans mit Kastanien oder ein gemüthlich gebratenes Spanferkel. Ach! und dabei ein gutes Glas Wein . . . oder, im kalten Winter, einen kleinen gemüthlichen Punsch! . . . das war doch herrlich!

Und dabei war Frau Klapper, trotz ihrer Jahre — denn wenn man drei Männer gehabt hat, ist man nicht mehr so ganz jung, — stets heiter und guter Dinge. Auch die großen Geldverlegenheiten, in welche sie natürlich, ihres unvorsichtigen Ausgebens wegen, oft kam, drückten sie nur wenig. War die Forderung verschoben oder sonst ein Arrangement getroffen, schüttelte sie sofort die Sorge ab. Oft genug hörte man sie, nachdem sie eine halbe Stunde zuvor in größter Verzweiflung gewesen, wieder ganz heiter lachen.

Bei ihrem ersten Manne freilich, der ein Kopfhänger und heimlicher Trinker war, führte dies Wesen der guten Frau oft zu höchst „ungemüthlichen“ Scenen, bei welchen der Ausklopfstock, es war ein gutes spani-

sches Rohr, sehr häufig Bekanntschaft mit ihrem Rücken machte.

Glücklicherweise erlöste sie des Mannes Tod bald von diesem Uebel.

Als sie dann ihren Obergesellen heirathete, war dieser schon halb schwindsüchtig und ward es nach einem Jahre ganz.

Die gute Frau pflegte ihn nun „gemüthlich“ in der hinteren Stube und lebte in der vorderen nach ihrem Sinn.

Als auch dieser todt war, wollte sie nicht mehr heirathen; das aber vertrug sich nicht mit dem Geschäfte, da sich der neue Obergeselle zwar als ein feines Kerlchen, dabei aber auch als ein kleines Spitzbübchen bewies. Halbe Stücke Tuch fielen in die Hölle und der beste Gewinn in seinen Sack.

Was konnte die Wittwe also Vernünftigeres thun, als der dringenden Bewerbung eines anderen kleinen Schneidermeisters nachgeben und ihm, Meister Klapper, die Hand reichen. Die Kunden wurden zusammengeworfen und so ging es wieder flott!

Der junge Ehemann und die jetzige Frau Klapper, gewesene Strolch, früher verehlichte Haarlaß, geborene Raschpel lebten jetzt wie ein Taubenpärchen zusammen. Die gemüthlichste Gemüthlichkeit herrschte zwischen beiden, und zwar Tag und Nacht. Ja! Frau

Klapper konnte allen Eheweibern in der ganzen Bockgasse als das Muster einer Ehefrau dargestellt werden, die ihrem Gatten das Leben versüßt.

Indeß . . . sie machte es ihrem Manne vielleicht zu süß, so daß sich dieser den Magen davon verdarb und schon nach anderthalb Jahren ebenfalls zu kränkeln anfing. Er ward blaß und bläßer, schmal und schmäler, hüstelte . . . und

„Mit des Geschickes Mächten
Ist kein ew'ger Bund zu flechten!" . . .

auch er wanderte auf den sehr schön gelegenen aber unangenehm zu beziehenden Frankfurter Friedhof, auf dem man eine herrliche Aussicht nach dem Taunusgebirge hat — — — versteht sich von selbst, wenn man nicht todt ist.

Jetzt aber hatte Frau Klapper, gewesene Strolch, früher verehlichte Haarlaß, geborene Raschpel am Heirathen genug, und da sie, trotz ihrer drei Ehen, kinderlos geblieben, so nahm sie sich vor, den Rest ihres Lebens . . . so recht „gemüthlich" hinzubringen.

Ein tüchtiger Obergeselle, der etwas Ordentliches leisten konnte, hatte — wie gesagt — das Geschäft ihrer früheren drei Männer zu versehen; wobei sie sich mit ihrem heiteren und leichten Sinn dem harmlosesten Lebensgenusse mit äußerster „Gemüthlichkeit" hingab.

Zu Frau Klappers Einnahmen gehörte aber auch

die Vermiethung des ersten und zweiten Stockes ihres in der Bockgasse gelegenen Hauses. Es war hier freilich finster und mitunter übelriechend . . . aber . . . auch billig, und so fehlte es nie an Miethern.

Auch jetzt hatte ein älterer Herr wieder Besitz von der Bockgässer Bel-étage im Klapper'schen Hause genommen; obgleich das Ganze nur aus einem finsteren Gelaß nach vornen und einem noch viel finsteren nach hinten bestand.

Aber der alte sonderbare Herr bedurfte nicht mehr: in dem vorderen Zimmer hatte er sich niedergelassen und studirte und schrieb hier den ganzen Tag; . . . in dem hinteren wohnte seine Frau, die sich hoch in anderen Umständen befand, und zu jeder Stunde ihrer Niederkunft entgegen sah.

Es war ein rechtes Glück, daß sie — obgleich sie erst acht Tage hier wohnte — an Frau Klapper eine wirklich herzensgute theilnehmende und in jeder Beziehung zuvorkommende und gefällige Freundin gefunden hatte; denn die immer bewegliche, immer heitere, immer thätige Wittwe war ihr in dieser kurzen Zeit wirklich zur Freundin geworden. Einer solchen bedurfte sie aber in der That, da sie — obgleich Frankfurterin — fast allein stand. Ihre Bekanntinnen und Jugendgespielinnen fürchteten sich ja so sehr vor ihrem Mann und seiner Umgebung, daß sich keine von ihnen sehen ließ.

Wie aber sah es auch in des Mannes Zimmer aus! . . . nichts wie Gypsköpfe, Gypsbüsten und Schädel wohin man schaute: auf den Schränken, auf den Tischen, auf dem Boden, auf Bücherhaufen, aus Kisten heraussehend und selbst auf dem Bette liegend. Und mitten dazwischen, umgeben von einem kolossalen Durcheinander von allen möglichen Dingen: Büchern, beschriebenen Papieren, Bürsten, Tellern, einzelnen Stiefeln, Kleidungsstücken, anatomischen Zeichnungen u. s. w. saß . . . Professor Wirrwatz und schrieb an seinem neuen großartigen phrenologischen Werke: „Die Phrenologie als Weltverjüngung und Weltumgestaltung."

Ganze Festungsbauten von Büchern, der phrenologischen Literatur angehörend, umgaben ihn dabei: Werke von Gall, Spurzheim, Blöde, Ackermann, Ungewitter, Combe, Chenevix, Carus, Noel, Struve, Scheve, Schmidt, Weinknecht, Engeldue, Elliotson, Samong, Schaller und Fuchs; . . . auch Winkelmanns „Beobachtungen über den Wahnsinn" und die berühmten: „Observations on the deranged manifestations of mind or insanity" lagen neben ihm aufgeschlagen.

Der edle Wirrwatz hatte dieses große Werk seines Lebens schon lange begonnen; war aber, in Folge seines Hin- und Herreisens und seiner Vorlesungen, bis

jetzt nur wenig dazu gekommen, es weiter auszuarbeiten. Als neu verheiratheter Ehegatte hatten ihn ohnedem in den letzten neun Monaten andere Pflichten zu sehr in Anspruch genommen; . . . Pflichten, zu welchen er namentlich auch die wo mögliche Verwirklichung des Traumes zählte, den er einst in Homburg gehabt, als ihn die Polizei so ungerechterweise wegen seines wissenschaftlichen Eifers in Beziehung auf den interessanten Croupiers-Schädel, eingesteckt.

Und, o Himmel! jetzt schien die Verwirklichung des Traumes in der That an ihn herantreten zu wollen! Erwartete doch seine Frau jeden Augenblick ihre Niederkunft!

Nachkommenschaft war also so ziemlich sicher; . . . aber . . . ob Knabe oder Mädchen? zukünftiger Apostel der Phrenologie oder nur Apostelin? ob mit einem gewöhnlichen einfältigen Menschenschädel -- wie deren 8 bis 900 Millionen auf unserer Erde herumlaufen — oder mit einem phrenologisch interessanten Kopfe, als wissenschaftlich köstliche Abnormität? . . . das war die große Frage, die Wirrwatz jetzt so sehr beschäftigte, daß sein Herz stürmisch schlug, so oft er daran dachte.

O! er hatte ja auf seiner Hochzeitsreise und während der ganzen letzten Zeit alles gethan, was er, als Mann der Wissenschaft, zur Erreichung seines Zweckes und sei-

ner Wünsche, seiner hoffnungsvollen Gattin gegenüber, thun konnte!

Jetzt erwartete er in der Bockgasse zu Frankfurt, in der Bel-étage des Hauses der Schneiders-Wittwe, Frau Klapper, gewesenen Strolch, früher verehelichten Haarlaß, geborenen Raschpel, an seinem großen Werke: „die Phrenologie als Weltverjüngung und Weltumgestaltung" arbeitend . . . den großen, für ihn so wichtigen Augenblick.

Auch in dieser Stunde gerade saß Wirrwatz an seiner großartigen wissenschaftlichen Schöpfung, das Thema einer rationellen Einwirkung vor der Geburt des Kindes auf die phrenologische Ausbildung seines Schädels bearbeitend. Aber sonderbar! . . . er konnte heute vor Aufregung und Herzklopfen die Gedanken nicht wie gewöhnlich zusammenhalten . . . denn . . . er wußte . . . daß in dem hinteren Zimmer seine Nathalie in den Wehen lag!

Der große, der erhabene, der denkwürdige Augenblick, in dem er Vater werden sollte, nahte! Welch ein wichtiger Augenblick... vielleicht sogar . . . für die Wissenschaft! ja! für die ganze Menschheit! . . . Wirrwatz dachte an das im Traume gesehene Phrenologengeschlecht!

Wie gerne hätte er jetzt die Feder weggeworfen und wäre zu seiner Gattin geeilt; . . . aber die gute Frau

Klapper litt es nicht, weil, ihrer Meinung nach, die Wöchnerin bei seiner Entfernung viel „gemüthlicher" niederkommen könne.

Wirrwatz zwang sich also an seiner Arbeit zu bleiben, ... als die Thüre plötzlich rasch aufgerissen wurde und Frau Klapper, bleich wie der Tod, hereinstürmte, die Augen mit beiden Händen bedeckend.

„Nun?" — rief der Professor und schoß mit seiner langen Gestalt so schnell und weit von seinem Stuhle empor, daß er mit seinem Kopfe beinahe die Stirne der Wittwe wie mit ein Sturmblock getroffen hätte, — „nun? .. was ist los? ... was ist geschehen? ..."

„Was wird geschehen sein!" — meinte jene in klagendem Tone. — „Das Gott erbarm! ... die arme Frau! ..."

„Was? wie? wo?" — rief Wirrwatz erschrocken — „die arme Frau? ... ist sie todt? ... hat sie nicht geboren? ... ist das Kind am Ende gar nur ein gewöhnlicher armseliger gesunder Menschenbalg?"

„Ja! wenn das wäre!" — jammerte Frau Klapper.

„Was denn? was denn? Tod oder Balg?" — schrie Wirrwatz immer aufgeregter.

„Ach, Herr Professor, ich kann's nicht sagen!" — entgegnete, noch immer das Gesicht mit den Händen bedeckend und den Kopf wie bei etwas Unglaublichem schüttelnd, Frau Klapper.

„Sie können's nicht sagen?"

„Nein!"

„Und warum nicht?"

„Weil . . ."

„Weil sie todt ist? . . . ha! . . . da muß ich gleich mit dem Schein nach der Anatomie in dem Senkenberg-schen Stift laufen, da . . . O! der Schädel meiner Nathalie!"

„Was?" — rief jetzt die Wittwe erstaunt — „was schwätzen der Herr Professor von Anatomie, Senkenber-gischem Stift und Schädel? ... Wissen Sie denn schon . . . Aber es ist ja wahr, im Senkenbergischen Stift stehen die ausgestopften Affen und alle Mißgeburten . . ."

Aber das war, als ob Feuer in zwanzig Tonnen Pulver falle:

„Mißgeburten!" — schrie Wirrwatz mit einem Laut des Entzückens auf, daß die gute Frau entsetzt zu-rückbebte. — „Reden Sie, göttliche Klapper, ist es eine Mißgeburt?"

„Eine? . . . ja wenn . . ."

„Was?"

„Wenn's wenigstens nur eine wäre? ... aber . . ."

„Was? was? mehr als eine? . . . Himmlische Klapper, mehr als eine?" — rief der Professor, die vortreffliche Schneiderswittwe an beiden Schultern packend.

— „So reden Sie doch, himmlische, ... sind es Zwillinge? Drillinge? Vierlinge?"

Des Professors rasende Freude war unverkennbar.

Frau Klapper bebte zurück: war der Mann verrückt geworden?

„Aber so sprechen Sie doch!" — rief Wirrwatz jetzt wieder.

„Aber Herr Professor ..."

„Zwillinge? Drillinge? oder Vierlinge?"

„Zwillinge!" — seufzte die Wittwe — „die arme Frau!"

„Und Mißgeburten?" — fuhr Wirrwatz mit leuchtenden Augen fort — „ordentliche, schöne, phrenologisch interessante ..."

„Erschrecken Sie nicht!"

„Mißgeburten?"

„Armer Vater! ... erschrecken Sie nicht ... ja! ... es sind zwei Bälge ..."

„Wie? ... wie?"

„Wie uralte Männchen ... ach nein!" ...

„Wie denn?"

„Wie ..."

„So reden Sie doch!"

„Wie zwei ..."

„Nun?"

„Dickköpfige Affen!"

„Hurrah! göttliche Klapper!“ — jauchzte Wirrwatz, die entsetzte Frau umarmend. — „Nicht wahr mit abnormer, mit kolossaler Ausbildung des Erwerbs- und Verheimlichungs-, des Zahlen- und Zerstörungssinnes, . . . wahre Diebs- und Croupiers-Schädel... oder mit einem Schädel, wie der meiner Frau, colossaler Ausbau der Kinder- und Jungenliebe!... Sie haben auch viel davon!“

„Aber . . . Gott verzeihe Ihnen Ihre Sünde!“ — sagte jetzt Frau Klapper, sich aus der Umarmung des Professors losmachend und die Hände wie zum Gebete faltend — „wie können Sie über das Schreckliche . . .“

„Ja so, meine Frau!“ — rief Wirrwatz. — „Ist sie denn wirklich todt?“

„Warum nicht gar!“ — meinte die Wittwe — „sie lebt ganz gemüthlich!“

„O! so lassen Sie mich zu ihr!“

„Aber . . .“

Der Professor hörte indeß jetzt nichts mehr. Frau Klapper folgte ihm kopfschüttelnd, besorgt über den Schrecken, welchen ihm die Zwillinge einflößen mußten, über deren unförmliche Köpfe sie sich selbst so entsetzt hatte.

Aber welches Staunen erfüllte die gute Frau, als sie jetzt leise in die Kindbettstube wieder eintrat, und bei dem hier herrschenden Zwielichte eine Scene wirklichen Glücks vorfand.

Da saß der Professor auf dem Bette der freundlich lächelnden Mutter und hob, mit selig strahlendem Gesichte, bald den einen, bald den anderen seiner neugeborenen Söhne mit den enormen Wasserköpfen in die Höhe.

Ueberglücklich murmelte er dabei: „Himmlisch! göttlich! . . . 6. 7. 8. prachtvolle Ausbildung! . . . und hier 1 und 2 nicht minder! . . . O! das ist ein Triumph der Wissenschaft! Ein glänzender Sieg des Themas, das ich jetzt gerade für mein großes Werk bearbeite: einer rationellen Einwirkung vor der Geburt der Kinder auf die phrenologische Ausbildung ihrer Schädel. Wünsche dir Glück, Menschheit, eine neue Aera geht für dich auf! Wie das Eine, so das Andere . . . wie Abnormitäten, so die herrlichsten Ebenmäßigkeiten; . . . deine Mütter werden in den kommenden Jahrhunderten nur Kinder mit vollendeten Schädeln gebären . . . und . . . du, Wirrwatz, wirst unsterblich sein!"

Aber den Unsterblichen zog jetzt Frau Klapper leise an dem Zipfel seines alten, ziemlich fettigen Schlafrockes von dem Bette der Wöchnerin hinweg. Diese brauche Ruhe, sagte sie, er möge das Zimmer verlassen.

Wirrwatz that es gern: noch warm von der Begeisterung seiner doppelten Vaterschaft, trieb es ihn mit der Gewalt des Geistes, seine eigene, eben gemachte Er-

fahrung in seinem großen Werke sogleich niederzuschreiben.

Hier aber hatte er sich gewaltig verrechnet, denn kaum schrieb er eine halbe Stunde als Frau Klapper mit der heitersten Miene von der Welt eintrat. Aufmerksam und zuvorkommend wie immer, hatte sie der Wöchnerin bereits für eine Wartfrau gesorgt; und da sie die beiden Eltern mit ihren neugeborenen Dickköpfen so überglücklich sah, war sie auch zufrieden und jetzt nur darauf bedacht, der Freude des glücklichen Vaters auch einen „gemüthlichen" äußeren Ausdruck zu geben.

„Ei was, Herr Professor!" — rief sie daher — „wer wird jetzt, in dem Augenblick, in dem man das Glück gehabt hat, Vater zweier so prächtiger Kinder zu werden, so ungemüthlich sein und . . . schreiben und arbeiten! Gleich legen Sie die Feder nieder und lassen Sie uns die Geburt ihrer lieben, so vielversprechenden, Zwillinge durch ein kleines „gemüthliches" Fest feiern."

„Aber . . ."

„Sehen Sie," — fuhr die freundliche Frau fort, indem sie einen Haufen Bücher von dem nächststehenden Stuhle herabwarf und sich dicht zu dem Professor setzte — „solche Augenblicke im Leben muß man festhalten. Man lebt ja nur einmal, und darf ja auch einmal etwas für sich thun. Wenn es Ihnen recht ist, lieber

Herr Professor, so lasse ich ein Gläschen Wein und ein Bischen zu essen auf ihre Rechnung holen, und wir machen uns ein recht „gemüthliches" Stündchen!"

„Aber, liebe Frau Klapper!" — meinte Wirrwatz, mit einem Seufzer auf sein Manuscript blickend und mit einem zweiten der Ausgabe gedenkend — „wir werden eine schöne Kindtaufe feiern."

„Ei was Kindtaufe!" — rief lachend die muntere Frau — „die kommt später. Heute und jetzt ist das so ein ganz anderes kleines gemüthliches Fest. O, ich will es schon nach ihrem Sinne einrichten. Und dann . . . die Wartfrau muß doch auch etwas zum Einstand haben, das ist hier so gebräuchlich!"

Und Frau Klapper war so heiter und so spaßhaft und wußte dem Professor den Kopf so heiß zu machen, daß dieser endlich einwilligte. Es war aber auch wirklich eine köstliche Frau, deren Lebenslust Jeden ansteckte, der in ihre Nähe kam. Wirrwatz mußte auf ihr hübsches Stübchen mit hinauf kommen. In zehn Minuten aber stand hier auf dem, mit einem weißen Tuche reinlich überbreiteten Tische eine ganze Mahlzeit: einige Flaschen Wein, aus dem nahe gelegenen Gasthofe zum „Landsberg," Brod, Butter, Käse, ein Teller mit Bricken und zwei kalte Hähnchen.

Wirrwatz überlief eine Gänsehaut beim Anblick dieser lucullischen Verschwendung; das Wittfrauchen aber

war so heiter und gemüthlich, daß sie wirklich seine filzigen Sorgen weglachte und scherzte.

„Man darf sich auch einmal etwas zu gute thun!“ — wiederholte sie immer, und dabei schenkte sie wacker ein und legte dem alten Wirrwatz so nett und appetitlich von den Hähnchen vor, daß dieser sich und sein Manuscript und seinen Geiz vergaß und selbst ein wahrer Lebemann wurde.

Auch die Wartfrau, der Obergesell und der Lehrjunge mußten herbei, und selbst die übrigen Gesellen bekamen etwas hinüber geschickt.

Frau Klapper — gewesene Strolch, früher verehelichte Haarlaß geborene Raschpel — glänzte vor Freude; . . . ja der Wein stimmte sie so heiter und so gesprächig, daß sie mit dem Professor über den Werth des Lebens und wie man es als verständiger Mensch genießen müsse, zu philosophiren anfing.

„Ei was!“ — rief sie dabei, behaglich mit einem Glase Wein die letzten Bissen des letzten der kalten Hähnchen hinunterspülend, — „ich sage Ihnen, Herr Professor, wer es nicht macht, wie ich, der ist ein Narr. Man muß jede Gelegenheit benutzen, sich einen gemüthlichen und unschuldigen Genuß zu bereiten.“

„Wenn sich aber keine Gelegenheit bietet?“ — meinte Wirrwatz.

„So schafft man sich eine und nimmt den Zufall beim Schopf!“ — rief lachend die muntere Meisterin.

„Und wenn man kein Geld hat.“

„So leiht man sich welches.“

„Und wenn einem Sorgen drücken.“

„So schlägt man sie sich aus dem Sinn.“

„Sie sind eine glückliche Frau!“

„Alle Menschen könnten so glücklich wie ich sein, wenn sie nur wollten!“ — rief die Heitere. — „Mir fehlt eben, wie Sie ja selbst vor acht Tagen aus meinem Kopf herausfühlten, jede Sorglichkeit. Dafür aber habe ich Lebenslust, und dem Lebenslustigen fehlt es nie an Stoff heiter zu sein.“

„Den meisten Menschen doch wohl.“

„Ei!“ — rief die Meisterin strahlenden Auges — „da müssen Sie es machen, wie ich es mit der Kindtaufe machte!“

„Haben Sie denn Kinder?“

„Ich habe keine und hatte nie welche?“

„Und doch Kindtaufe?“

„Das ist ja der Witz!“

„Ich verstehe Sie nicht.“

„Nun denn! da ich sah, daß ich keine Kinder bekam und also auch keine lustige und flotte Kindtaufe halten konnte — eine Kindtaufe ist nach der Hochzeit das schönste Fest im Leben — so . . .“

„Nun?“

„So lud ich mir eines schönen Tages alle Bekannten, Freunde und Freundinnen, Vettern und Basen und was dazu gehört extra zur Kindtaufe ein. Alle waren erstaunt, da sie wußten, daß ich kinderlos sei. Aber sie kamen, denn sie kannten mich, als lebenslustig und freigiebig. Ei, Herr Professor, da hätten Sie einmal ein Fest sehen sollen. Alles ging her, wie auf der schönsten und flottesten Kindtaufe und Alle waren ausgelassen lustig: Malaga und Madeira, Confect und Chocolade und nachher, wie sich von selbst versteht, etwas Festes und Kernhaftes: Kalbsbraten, Wurst, Schinken und einen mords Welsch!“

„Aber das Kind und die Taufe?“

„Das Kind,“ — rief die Meisterin lachend, und strahlte noch in der Erinnerung an jenen Tag und ihren Streich, — „das Kind hatte ich von Lumpen gemacht, wie eine Puppe geputzt und mit einer Maske versehen. Die Taufe aber nahm unser damaliger Obergesell, mein späterer zweiter Mann, vor, der sich als Pfarrer verkleidet hatte.“

„Aber das war ja . . .“

„Ein lustiger Streich und nicht mehr!“ — rief lachend die Meisterin — „und selten wohl ist ein köstlicheres Fest in Frankfurt gefeiert worden. Darum sage

ich: man muß den Genuß am Schopf fassen, wo man ihn haben kann. Der Mensch lebt nur einmal!"

In demselben Augenblicke pochte es an die Thüre. Es war ein Gläubiger der Frau Meisterin mit einem Wechsel. Aber die gute Frau ließ sich in ihrer gemüthlichen Heiterkeit nicht stören. Sie ließ den Mann sans gêne neben dem Professor niedersetzen, schenkte ihm Wein ein, nöthigte ihm mit ihrer freundlichen Art Essen auf, vertröstete ihn auf vier Wochen und hatte ihn bald mit ihrem Lachen und ihren Scherzen so weit gebracht, daß er „gemüthlich" wurde, den Wechsel in die Tasche schob und endlich mit einem warmen Händedruck und einem freundlichen: „Also in vier Wochen" schied.

Das war Lebensphilosophie, wie sie die Schneiderswittwe Frau Klapper, gewesene Strolch, früher verehelichte Haarlaß, geborene Raschpel, wohnhaft in der Bockgasse zu Frankfurt am Main, predigte und führte.

Erziehungsresultate.

Während aber Professor Wirrwatz auf die angeführte Weise unter den Flügeln der munteren Schneiderswittwe gedieh, und seine Zeit zwischen der Ausarbeitung seines großartigen Werkes und der glückseligen Beschauung seiner interessanten Zwillinge theilte, deren abnorme Schädel einer alltäglichen phrenologischen Untersuchung in Betreff ihrer Entwicklung unterlagen, . . . spielte das Drama im Zielfelder'schen Hause unter dem äußeren Scheine einer glücklichen Ehe und einer glänzenden Existenz immer noch fort.

Auch der Zeitgeist hat seine epidemischen Krankheiten, und wie ein recht ausgezeichneter Narr im Stande ist, ein ganzes Land voll Narren und seine Narrheit auf Jahrzehnte erblich — oder gar unsterblich — zu machen, so kommt Aehnliches auch mit den epidemischen Krankheiten des Zeit-Geistes vor.

Epidemie heißt ja ohnedem Volkskrankheit, da es von ἐπί, über und δῆμος, Volk, kommt. Man versteht darunter das gleichzeitige Vorhandensein einer

und derselben Krankheit bei einer großen Menge Menschen; und unter epidemischen Krankheiten solche, die, indem sie viele Mitglieder der menschlichen Gesellschaft gleichzeitig ergreifen, nicht sowohl an Orts-, als an bestimmte Zeitverhältnisse gebunden sind. Die Ursache der Epidemien ist demnach in einem Zusammentreffen von Umständen, durch welche bei mehreren Menschen die Anlage zu gewissen Krankheiten auf eine auffallende Weise gesteigert, oder auch bestimmte Krankheitsprocesse sogleich hervorgerufen werden, mithin in weiter um sich greifenden Umwälzungen der äthiologischen Verhältnisse der Menschen zu suchen.

Und ist das nicht bei dem allgemeinen Schwindel unserer Zeit, bei der unseligen Spielwuth — sei es an der Börse, am grünen Tisch, in Lotterien oder Actien, — bei der Sucht zu glänzen und mehr zu scheinen als man ist, so wie bei vielen ähnlichen Ausgeburten unseres Jahrhunderts der Fall?

Auch die Familie Zielfelder war — wie wir wissen, — in jedem einzelnen ihrer Glieder von diesen Zeitkrankheiten angesteckt. Die schlimmen Folgen derselben zu verbergen, galt es nun den äußeren guten Schein zu bewahren. Aber wer gehört denn jetzt der sogenannten „feinen“ und „gebildeten“ Welt an, der die Kunst der „Verstellung“ und des „Scheinens“ nicht verstünde.

Wer nur mit dem Zielfelder'schen Hause in die leiseste Berührung kam, bewunderte das Glück der Dahlenschen Ehe, beneidete die gnädige Frau Baronin auch in dieser Beziehung. Ja! man schlug die Hände über dem Kopfe zusammen, wer hätte von Eleonorens abstoßendem hartem und launigem Charakter je erwartet, daß sie sich mit einem Manne auf die Dauer vertragen könne. Und doch sah man den Herrn Baron und seine Gattin stets zusammen ausfahren, an allen öffentlichen Orten Arm in Arm erscheinen und voll Liebenswürdigkeit gegen einander.

Aber zu Hause?!?

Das Leben ist eine Kunst und eheliches Leben der feinste und schwerste Theil derselben. Der berühmte Macchiavell läßt in seinen Werken einmal den Satanas nach der Erde reisen, da so viele der zur Hölle Verdammten die Schuld der Verdammniß auf die Weiber schoben. Der Teufel wollte also sehen, ob dies auch wahr sei. Er kam und heirathete; aber . . . es waren noch keine sechs Wochen vergangen, da flüchtete sich Satanas wieder nach der Hölle und war froh, daß er Weib und Ehe hinter sich hatte.

Hätte der junge Baron von Dahlen diese hübsche Geschichte gekannt, . . . er würde den Teufel beneidet haben. Eleonore war jetzt — durch das, was bereits vorgekommen und den Zwang, den sie sich nach Außen

auflegen mußte, — im Inneren des Hauses wahrhaft unerträglich. Alle litten unter ihr: Vater, Mutter, die arme Lina und vor allen Dingen der ihr nun in den Grund der Seele verhaßte Gatte. Indeß hier traf ja Stahl auf Stein: es gab wirklich Funken und . . . Scenen, die man bei Kesselflickern eher gesucht haben würde, als in der Ehe so hochgestellter Leute.

O! eine wahrhaft glückliche Ehe ist gewiß das Schönste und Herrlichste auf Erden! Eher aber soll man den Neger unter der Peitsche seines unerbittlichen Wärters, — den Galeerensklaven auf seiner trostlosen Ruderbank, — den Gefangenen hinter seinem Gitter, — den Vogel im Käfig und den Fisch im Netze beneiden, als Ehegatten die sich gegenseitig verachten und hassen. So manches Erdenglück ward hier schon zertrümmert, so manche Seele geradezu dem Verderben entgegengeschleudert, und oft sah der Genius der Menschheit weinend auf einen Bund herab, der all seine Gaben verschlang, die er vermehren und verschönern sollte!

Und warum dies so tausendmal im Leben? Weil man so oft leichtsinnig heirathet, und . . . nicht aus Herzensdrang, Achtung und Liebe, sondern aus Convenienz und Eigennutz.

O, Schiller! großer Schiller! wie ewig wahr bleiben deine Worte:

„Drum prüfe, wer sich ewig bindet,
„Ob sich das Herz zum Herzen findet,
„Der Wahn ist kurz, die Reue lang!“

Und Lina war es, die die Trostlosigkeit der Dahlen'schen Ehe noch am lebhaftesten fühlte. Wohl hatte sie Schlimmes vorausgesehen, daß es aber so kommen würde, wie es jetzt stand, das hatte sie doch nicht erwartet. Eleonore bedauerte sie aus vollstem Herzen und doch mußte sie gestehen, daß sie zumeist die Schuld ihres Unglückes selbst trug. Wenn eine Frau, wie Eleonore — ein vollständig verzogenes Kind — Morgens schwarz findet, was ihr Abends vorher weiß erschien; wenn sie Gefallen daran findet, ihrem Mann in Allem zu widersprechen; allen unlauteren Eingebungen ihrer Gemüthsart, allen tollen Sprüngen ihrer Launenhaftigkeit, allen wilden Leidenschaften ihres Herzens maß- und ziellos zu folgen, dann trägt sie wahrlich selbst die Schuld, wenn sie unglücklich wird.

Wie furchtbar rächten sich an Eleonoren jetzt die Fehler einer vollständig verkehrten Erziehung; sie würden dies aber auch gethan haben, selbst wenn Dahlen ein besserer Mensch gewesen wäre.

Lina begriff die Unvernunft ihrer Verwandten nicht. Und handelte denn Eleonore nicht wirklich wie im Wahnsinn, wenn sie, ohne sich im Geringsten um die Züg-

lung der eigenen Neigungen, um die Ablegung der eigenen Fehler zu bekümmern, nichts desto weniger von ihrem Manne stets den höchsten Grad von Vollkommenheit, — bei ihrem ewigen Widerspruch, die unbedingteste Folgsamkeit, ja sklavischen Gehorsam forderte? Und wenn auch die fatalen Geldangelegenheiten nicht gewesen wären, konnte es denn den besten und nachgiebigsten Mann nicht außer sich und zur Verzweiflung bringen, wenn Eleonore um der unbedeutendsten Kleinigkeiten willen sofort ihr schwerstes Zungengeschütz gegen den Gatten spielen ließ.

Lina's Herz erbebte oft und blutete, wenn sie zusehen mußte, wie Eleonore den Unfrieden und das Unglück ordentlich mit Beflissenheit in ihren vier Pfählen heimisch machte. Aber Lina dankte auch Gott im Stillen auf den Knieen, daß er denjenigen Mann, den sie von allen Männern am höchsten auf Erden verehrte, daß er Sommer vor diesem Unglück bewahrt habe. O! sie lernte ja hier die große Wahrheit einsehen: Von allen Unglücksfällen, die uns im Leben erreichen können, ist häusliche Uneinigkeit der größte. Alle anderen Mißgeschicke, von welcher Bedeutung sie auch sein mögen, haben zum mindesten einen Trost: den, in dem Kreise der Familie eine Milderung zu finden. Aber wo das fehlt, was bleibt da noch übrig?

Und das ist das Eigenthümliche der Uneinigkeit, daß

sie immer an eine böse Absicht glauben läßt: jedes Wort kränkt, weil man es immer ungünstig auslegt, — weil man sich erinnert, daß gar manches Wort mit der Absicht gesagt wird . . . zu verletzen!

Und war denn nicht bei Eleonoren die unselige Rechthaberei, die ihr schon — in Folge der schlechten Erziehung und der mütterlichen Schwäche — als Mädchen eigen war, in einen vollständigen Widerspruchsgeist übergegangen? Wehe aber dem Manne, der an diesen Hausteufel gebunden ist; er wird nicht von ihm lassen, bis in den Tod. Die Lust des Widerdersprechens war in der That bei Eleonoren so stark, so übermächtig geworden, daß ihr das Leben verleidet gewesen wäre, wenn sie nicht mehr hätte widersprechen können.

Wie man sich aus dem Kerker nach Freiheit, . . . aus einem tiefen dunkelen und feuchten Thale doppelt nach den sonnigen Höhen der Berge sehnt, so dachte Lina jetzt mehr denn je an den Auscultator. Ach! es war ihr ja längst klar geworden, daß sie ihn liebe . . . und . . . da er ihr ganz verloren und nicht die leiseste Aussicht war, ihn je wieder zu sehen, . . . so durfte sie ihn ja auch in der Stille und Verborgenheit ihres Herzens weiter lieben. Ihn einst zu besitzen . . . davon war ja keine Rede, davon konnte gar keine Rede sein! Er hatte ja nicht ihr, dem armen unbedeutenden

Mädchen, . . . er hatte Eleonoren seine Neigung zugewandt.

Aber wenn sie nun doch unwillkürlich, und im Gegensatze mit der Ehe Eleonorens, auf den Gedanken geführt wurde, mit ihm, dem Manne ihrer stillen Liebe, vereinigt zu sein, o Himmel! wie ganz anders, wie schön, wie glücklich, wie selig dachte sie sich da das Leben.

Ach! es waren Mädchenträume! . . . die . . . ver-vergessen und unterdrückt werden mußten.

Indeß . . . das Schicksal ließ ihr auch nicht die Zeit oft und lange daran zu denken.

Eines Morgens — es war vierzehn Tage nach Eleonorens und Dahlens Ankunft in Frankfurt — kam Herr Zielfelder todtenbleich und zitternd von dem Comptoir in seine Wohnung herauf, als Lina gerade in Begriff war, die Zimmer zu ordnen.

„Um Gottes Willen, was fehlt Ihnen?" — rief Lina. — „Sie sind weiß, wie ein Tuch!"

Aber ehe Herr Zielfelder noch antworten konnte, brach er schon zusammen und sank, halb ohnmächtig, in einen Sessel.

Lina sprang herbei, goß kölnisches Wasser auf ihre Hände, rieb dem alten Herrn die Schläfe und ließ ihn den stärkenden Geist einziehen.

Wirklich kam er auch zu sich, obgleich Lina mit Entsetzen bemerkte, daß die Erholung mehr körperlich, als

geistig sei; starrten doch seine Augen groß und weit vor sich hin, als stünden in dem leeren Raume schreckliche Dinge vor ihm.

Erst als Lina ihm mit ihrer lieben kindlichen Stimme zusprach, kehrte das Bewußtsein allmählig zurück. Er sah sie erst groß und fragend an; dann hob ein schwerer Seufzer seine Brust, während er die Liebliche, Thränen in den Augen, sanft an sich heranzog und ihre Hand leise drückte.

„Sind Sie unwohl?" — frug Lina jetzt besorgt.

„Ja!" — sagte Papa Zielfelder noch immer halb wie träumend — „und sehr unglücklich! . . . Ich wünschte . . ."

„Soll ich zum Arzte senden?" — fuhr Lina mit bewegter Stimme fort; aber sie mußte die Frage mehreremale wiederholen, ehe der völlig zusammengeknickte Mann sie hörte und mit einem Kopfschütteln antwortete.

„Aber warum nicht?" — fuhr Lina in höchster Besorgniß und mit dem Ausdruck kindlicher Liebe fort. — „Lassen Sie mich immer . . ."

Zielfelder schüttelte abermals das Haupt; dann sagte er leise und mit Grabeston:

„Weil er mir nicht helfen kann."

Lina stand verwirrt.

„Wo ist meine Frau?" — frug Zielfelder.

„In der Matinée musicale des Herrn Driason."

„Und meine Tochter?"

„Sie fuhren zusammen dahin."

Zielfelder strich sich mit sichtlicher Angst durch die Haare. — „Wenn sie es dort erfahren sollten!"

„Soll ich den Bedienten nach ihnen senden?"

„Um Gottes Willen nicht!"

„Sie können auch jeden Augenblick zurückkommen!" — meinte Lina. — „Es geht auf ein Uhr!"

Aber der alte Herr hörte sie schon wieder nicht. Ungemein wichtige und peinliche Dinge mußten seinen Geist absorbiren. Er fing leise mit sich selbst zu reden an; aber was er sprach waren nur unzusammenhängende Worte . . . für Lina räthselhaft, aber äußerst beunruhigend. Ihre Angst steigerte sich auf das Aeußerste, als ein Wagen vorfuhr und wenige Minuten später Mutter und Tochter eintraten.

Sie befanden sich beide in glänzender Toilette.

Als sie Papa Zielfelder gewahrten, blieben sie überrascht stehen.

„Was giebt es?" — rief die Mutter besorgt, während Eleonore ihren kostbaren Fächer kalt und mürrisch auf den Tisch warf und den Vater fast mit einem verächtlichen Blicke streifte.

„Böses!" — stöhnte Zielfelder.

„A ha!" — rief die Tochter mit kaltem schneidendem Tone — „nun kommt auch das noch? Wie kann

man aber auch speculiren wie Du? Es ist unverantwortlich! O der Schmach und Schande . . ."

Zielfelder winkte Lina; sie verließ sogleich das Zimmer. Mama, der eine Ahnung kam, sank lautlos vor Schrecken auf einen Stuhl.

„So sind wir? . . ."

„Banquerott!" — rief Eleonore zornglühend — „sprecht das tödtliche Wort nur aus."

„Noch nicht!" — stöhnte Zielfelder! — Es sind Wechsel präsentirt worden . . ."

„Die Du nicht zahlen kannst."

„Ich nicht . . . aber . . ."

„Nun!"

„O Eleonore!" — rief Zielfelder in Todesangst — „mein Kind . . ."

„Was soll's!" — entgegnete die Tochter kalt, indem sie den Fächer wieder aufnahm und sich zum Weggehen fertig machte.

„Eleonore!" — wiederholte der alte Herr und es traten ihm abermals Thränen in die Augen. — „Habe Mitleid mit deinem alten Vater, mit deinen Eltern . . ."

„Ich verstehe Sie nicht!"

„Du kannst deinen alten Vater vor der Schande retten . . ."

„Lächerlich!“ — rief die Baronin. — „Etwa mit den im Monde gelegenen Gütern meines lieben Mannes?“

„Eleonore!“ — rief die Mutter bebend.

„Kind!“ — stöhnte der Vater, dem der kalte Hohn in der Stimme der Tochter, . . . dem Angst, Scham und Verzweiflung beinahe das Herz abstießen — „Kind! um Gottes und aller Heiligen Willen, wende Dich jetzt nicht von deinem bittenden Vater . . .“

„Ich begreife nicht . . .“

„Du hast seiner Zeit die Erbschaft deiner Tante zur eigenen Verwaltung in die Hände bekommen . . .“

„Nun?“ — fuhr die Baronin finster auf.

„Es waren damals schon mehrere Tausend Thaler . . .“

„Wenig genug!“

„Du hast damit . . .“

„Was habe ich damit?“ — rief Eleonore erbleichend.

„Nun, . . . Du hast damit — es ist ja nichts Böses — Du hast damit speculirt . . .“

„Wer sagt das?“ — rief die Tochter vor Zorn und Ueberraschung todtenblaß.

„Ich weiß es, mein Kind!“ — fuhr der Kaufmann in einem Tone der Entschuldigung fort — „ich weiß es, . . . und zwar mit Glück! . . . glücklicher als dein Vater . . .“

„Und vernünftiger, wie er!“ — rief Eleonore stolz,

da sie einsah, daß hier nichts mehr zu läugnen sei. — „Wo wäre ich jetzt, wenn ich diese Summe nicht hätte."

„Du bist im Hause deiner Eltern!" — sagte bittend Herr Zielfelder — „deiner Eltern, die Dich erzogen ..."

„Nun ja! und was mehr?"

„Du kannst sie jetzt retten . . ."

„Mit meinem ersparten Gelde? . . ."

„Eleonore! . . ."

„Und mich ganz zwischen zwei Stühle setzen? Mich, während mich mein elender Mann um meine Existenz betrogen hat und mein Vater banquerott macht, noch der letzten Mittel entäußeren?"

„Eleonore! . . ."

„Nein!" — rief diese mit kalter Entschiedenheit und der ganze Egoismus ihres Wesens trat grell an den Tag — „nein! Herr Papa, das thue ich nicht!"

„Eleonore!" — wiederholte Zielfelder, die Hände zusammenschlagend.

Eine Pause entstand. Madame Zielfelder barg ihr von Thränen überfluthetes Gesicht hinter ihrem Taschentuche.

Die Baronin ging mit stürmischen Schritten, den Kopf in den Nacken geworfen, die Stirne in tiefen Falten, den Mund scharf geschlossen im Zimmer auf und ab.

„Ihr Alle seid Egoisten!" — rief sie endlich.

„Wir?!“ — tönte es mit Bedeutung aus des Vaters Munde.

„Ja! . . . Ihr!“ — wiederholte die Erzürnte. — „Warum habt Ihr mich glänzend erzogen? ... nur und allein, um mit mir eine glänzende Speculation zu machen?“

„Kind! Kind!“ — rief die Mutter — „und das uns? Haben wir das an Dir verdient? wir, die wir Alles um Deinetwillen opferten . . .?“

„Warum hat mir Dahlen, der elende Betrüger, seine Hand aufgedrungen? . . . nur um meines Geldes Willen! O! ich war wahnsinnig, als ich Auscultator Sommer zurückwies. Er . . . er war der Einzige, der es redlich mit mir meinte!“

Papa Zielfelder hatte hierauf keine Worte. Er konnte seine Tochter nur mit weitgeöffneten Augen starr anblicken.

„Und nun!“ — fuhr diese fort — „soll ich Euch auch noch meine letzten Existenzmittel . . .“

„Es ist genug!“ — sagte hier der Vater mit einer wahren Grabesstimme, indem er sich erhob. — „Die Sache ist abgemacht. Ich gehe hin ... und . . . zeige meine Zahlungsunfähigkeit an.“

„Warum nicht?“ — rief Eleonore. — „Sind Sie der Einzige, dem so etwas vorkommt? Sie erklären sich banquerott, ziehen das Vermögen der Mama aus

der Masse . . . und . . . lassen den Gläubigern das Nachsehen."

„Und das meinst Du wirklich?"

„Mein Gott!" — rief die Baronin mit einem höhnischen Lächeln — „man muß sich zu helfen wissen! Ist die Sache geordnet und vorüber, — so daß sie uns nicht mehr schaden kann, — laß ich mich von Dahlen scheiden und ... heirathe Sommer ... oder sonst einen reichen Mann. Ich bin Baronin . . . sie werden sich um mich reißen . . . und dann . . . werde ich Euch auch unterstützen."

. „Danke!" — sagte der Vater kalt und wankte der Thüre zu.

„Morgen aber reise ich ab!" —

„Wohin?" — rief die Mutter erstaunt.

„Zurück in Dahlens Garnison. Ihr werdet mir doch wahrlich nicht zumuthen hier zu bleiben, wenn sich der Vater banquerott erklärt?"

„Nein!" — sagten hier beide Eltern zu gleicher Zeit; aber es lag viel... unendlich viel in diesem „Nein!"... so viel, als zwei gebrochene, zwei schwer gestrafte Herzen mit diesem einen Laute sagen konnten.

Ursachen und Wirkungen.

Trübe Tage lagen jetzt über dem Zielfelderschen Hause. Der Banquerott des Geschäftshauses war wirklich ausgebrochen und beugte die beiden, bis dahin so stolzen Leute gewaltig nieder . . . und doch lastete der Banquerott ihres Herzens noch schmerzlicher auf ihnen. Was hatten sie nicht alles für ihr Kind, für Eleonore, gethan, . . . und jetzt, im Momente der äußersten Noth, wandte sie sich im starresten Egoismus von ihnen ab, und ließ sie . . . untergehen.

Einsam, jedes für sich in seinem Zimmer sitzend und über ihr Mißgeschick brütend, gingen Papa und Mama Zielfelder jetzt erst die Augen über die verfehlte Erziehung auf, die sie Eleonoren gegeben.

Man hatte alles gethan, eine Weltdame aus ihr zu schaffen, die zu glänzen und zu blenden vermochte. Nur war freilich eine Kleinigkeit dabei übersehen worden, nämlich die: auch das Herz auszubilden. War aber die Bildung des Institutes schon eine rein äußerliche, die dem Egoismus Nahrung genug gab, so gab

die elterliche Erziehung, die freilich eigentlich gar keine Er- sondern eine Verziehung genannt werden mußte, noch völlig den Ausschlag. Den Sohn hatte man aufgegeben; die Tochter galt also — schon als junges Mädchen — für das einzige Kind. Was sie wollte, geschah; . . . was sie verlangte, bekam sie. So drehte sich in kurzer Zeit das ganze Haus um Fräulein Eleonore, die denn natürlich auch ihr liebes „Ich“ auf diese Weise mehr und mehr in den Vordergrund treten ließ . . . bis . . . sie endlich nichts mehr kannte, als . . . eben dies „Ich!“

So wucherte der Egoismus in ihrem ohnedem kalten Herzen immer üppiger empor — genährt und getragen von der unseligen Zeitkrankheit: der Speculationswuth — bis er jetzt seine giftigen Früchte abwarf. Vielleicht hätten die warmen Sonnenstrahlen elterlicher Liebe Besseres zu Tage gefördert . . . diese Strahlen der Liebe aber gerade fehlten. Die schwache Mutter affectirte eine Gluth, die alles Zartere versenkte, und der Vater war von jeher ein kalter Zahlen- und Geldmensch gewesen.

Das erste und wichtigste Hülfsmittel in der Erziehung ist aber das Beispiel. Was Kinder von Denjenigen, die sie achten und lieben, oder welchen sie doch nahe stehen, wie den Eltern, . . . beständig thun . . . wie sie diese beständig handeln sehen, davon urtheilen sie

ziemlich bald: sie müssen es ebenfalls thun, — sie müssen ebenfalls so handeln.

Beständiger Anblick verkehrter, ungerechter oder harter Handlungen macht daher auch, daß das Gefühl des Unrechtes bei dem Kinde entweder gar nicht erwacht, oder doch leicht abgestumpft wird; da im Gegentheil das Gefühl solcher Kinder, die von Jugend auf unter dem wohlthätigen Einflusse von Beispielen der Gerechtigkeit, der Humanität, der Uneigennützigkeit und Freigebigkeit aufgewachsen sind, sich — wenigstens in den meisten Fällen — gegen alles empört, was eine entgegengesetzte Gesinnung verräth.

Eleonore kannte ihren Papa nur als einen dürren Geld- und Zahlenmensch, . . . sie gewöhnte sich also an solche Naturen. Der Papa war so . . . das war also recht . . . so mußte man auch sein. Der Papa kannte nichts Höheres, als an der Börse zu speculiren, man mußte es also auch so machen. Der Papa war stets kalt, berechnend, ohne Liebe . . . man war also auch so. Die Mama war nichts als eine ganz oberflächliche, putzsüchtige, eitle Frau . . . das Kind ward wie sie!

Aber die Einsicht kam jetzt . . . zu spät!

Die junge Baronin von Dahlen hatte im Momente der Noth den Eltern den Rücken gekehrt, und war lieber mit dem, ihr doch so verhaßten Manne wieder in

dessen Garnisonsstadt und in die alten schrecklichen Ehe-verhältnisse zurückgekehrt, als die Rettung des Vaters zu versuchen, oder mit den Eltern — die es doch jeden-falls stets mit ihr gut gemeint — die Tage der Trüb-sale zu theilen.

Aber . . . Eleonore calculirte wieder. Das Geld war ihr an das Herz gewachsen. Was sie noch besaß, wollte sie nicht verlieren; denn mit ihm konnte sie sich, wenn sie erst eine Ehescheidung erzwungen, wie-der nach einem anderen Manne umsehen.

Da war es denn freilich für Herrn Zielfelder und seine Gattin ein großes Glück, daß ihnen in dem allge-meinen Schiffbruche doch noch ein treues und liebendes Herz geblieben . . . und dies war . . . Lina.

Lina's kindliches Herz war voll der regsten Theil-nahme an dem Mißgeschicke ihrer Wohlthäter. Sie litt vielleicht mehr noch als diese selbst, weil sie in ihrer Unschuld und ihrer Unkenntniß der Welt und des Lebens die Dinge noch viel schwerer nahm, als jene. Sie glaubte, ein Kaufmann, der Banquerott gemacht habe, könne es nie mehr wagen einem anderen Menschen in das Antlitz zu schauen . . . die Schande müsse ihn um-bringen.

Die arme Kleine! wie wenig kannte sie ihre Zeit und die Welt! Sie müßte ja sonst eingesehen und schon bemerkt haben, daß — wenn man es mit Anstand

und Geschicklichkeit betreibt — Banquerott machen jetzt gar nichts mehr Schlimmes ist. Im Gegentheil: es giebt mitunter gar keine bequemere Art reich zu werden. Man macht großartige Geschäfte, . . . benutzt auf eine geschickte Weise einen erschwindelten Credit, . . . zahlt dann 15% . . . und . . . steckt die anderen 85 in die eigene Tasche. Wiederholt sich diese Operation einigemale, ist man ein geborgener und reicher Mann. Und daß dies vorkommt, beweist das Witzwort der guten Frankfurter, das einem „Frommen" gilt, der auf diese Weise nach dreimaligem Umwerfen ein sehr vermögender und daher auch ehrenwerther Mann geworden ist, und das da heißt:

„Carl Severin Flix
„Bezahlt zum drittenmal nix!"

Aber in solche Dinge war Lina freilich noch nicht eingeweiht. Es kam ihr immer in ihrem einfältigen Verstande vor, als ob in dem Banquerottmachen etwas Böses und Unrechtes stecke, dessen man sich schämen müsse; und daß sich Papa Zielfelder, ihr Wohlthäter, etwas Unrechtes zu Schulden habe kommen lassen und sich nun vor aller Welt schämen müsse, war ihr entsetzlich. Glücklicherweise blieb ihr wenigstens Eleonorens Egoismus unbekannt, wenn sie schon nicht zu begreifen vermochte, wie ein Kind seine Eltern in solchen Zeiten verlassen könne. Aber gerade dies ließ sie doppelt theil-

nehmend und liebevoll gegen die Gedrückten sein. Und mit welcher Zartheit behandelte sie — die ja die ganze Haushaltung jetzt führte — die nun nöthig gewordenen großen Einschränkungen den beiden älteren Leuten gegenüber.

Lina hatte es sich von jeher zur Aufgabe gemacht, dasjenige zu erforschen und kennen zu lernen, was ihre Pflegeeltern gern und was sie ungern hatten, um das Eine zu thun und das Andere zu vermeiden. Jetzt wurde sie in dieser Beziehung nur noch aufmerksamer. Sie studirte ordentlich, wie sie die jetzt so niedergebeugten und einsamen Leute am besten erheitern und trösten, womit sie dieselben überraschen und ihnen Freude machen könne; . . . was sie zu meiden habe, um ihnen — in ihrem gedrückten und gereizten Zustande — nicht mißfällig zu werden oder gar wehe zu thun, und welche Dinge sie von ihnen entfernt halten müsse, um sie vor noch tieferem Schmerz zu hüten und zu bewahren.

Es waren dies kleine Züge ihres so still bescheidenen und doch so trefflichen Wesens, kleine Aufmerksamkeiten, kleine Bestrebungen; . . . aber sie träufelten doch einen lindernden Balsam in zwei gar schwer verletzte Herzen und täuschten sie mit der Ahnung wahrer kindlicher Liebe. Lina half indessen diese neue erhöhte Thätigkeit, dieses Ausströmen ihres liebenden Herzens gegen ihre Wohl-

thäter über den Schmerz einer anderen unterdrückten Liebe hinaus.

Aber es ist eigenthümlich, man sagt oft: im menschlichen Leben gehe es zumeist mit dem über die Menschen hereinbrechenden Unglück, wie mit einer Lawine: Eines hängt sich an das Andere, bis die Wucht des Ganzen Alles um sich her zerschmettert.

Wahr ist es dabei, daß dies lawinenartige Hereinbrechen des Mißgeschickes oft stattfindet; aber . . . sind wir denn nicht sehr oft selbst daran schuld? und dürfen die herben Schicksalschläge, die uns alsdann treffen, Unglück genannt werden? oder sind sie nicht eher die natürlichen Folgen und Strafen für unsere eigenen Verkehrtheiten?

Wer Wind säet, wird Sturm ernten! Eine Erziehung wie die Eleonorens, — ein Leichtsinn und eine Gewissenlosigkeit wie jene des jungen Dahlen, — eine so leichtfertig geschlossene Ehe wie die des Barons und seiner Gattin mußten naturgemäß zu einem schlimmen Ende führen.

Dahlen konnte es jetzt in der That zu Hause und bei seiner Frau fast nicht mehr aushalten. Sie aber auch nicht mehr bei ihm. Man war fertig mit einander und verachtete und haßte sich gegenseitig so sehr, daß sich der Sturm legte und eine absolute Gleichgültigkeit zwischen den Gatten eintrat.

Ohne weitere Verabredung ging jetzt jedes von ihnen seinen eigenen Weg. Man sah sich nur noch beim Mittagessen und auch da oft nicht. Der junge Baron durchschwärmte mehr als je die Nächte und kam nur noch selten nüchtern nach Hause. Die gnädige Frau aber suchte andere Zerstreuungen, und diese hatte sie zur Beschwichtigung ihres Gewissens sehr nöthig.

Es ist ein eigenthümliches Ding mit dem Gewissen. In gewisser Beziehung hat jeder Mensch zwei Gewissen: das eine sagt ihm, was er thun und lassen soll, das andere . . . was er sein soll.

Freilich schläft das letztere bei Vielen — es hatte auch bei Eleonoren bis jetzt geschlafen — und wenn sie gethan haben, was mit ihrem Charakter, ihren Verhältnissen, ihrer Bildungsstufe, mit den Zeitumständen und Sitten und mit dem täglichen Schlendrian des Lebens harmonirt, so sind sie ganz zufrieden.

Es gehört schon mehr dazu, an einen Kampf mit der schlechten Zeit, mit unwürdigen Verhältnissen, mit seinem eigenen verzärtelten und verzogenen Charakter, mit seiner einseitigen Bildung, mit seinen eingewurzelten Schwächen zu denken.

Die Aussprüche des Gewissens werden hier fast nie gehört, oder . . . sie sind bei den Meisten wie die ihres Geschmacks, sie gehen blos auf das Einzelne.

Bei Eleonoren regte sich — in Folge ihrer Selbst-

überschätzung — das Gewissen, in Bezug auf sie selbst, gar nicht. Desto lauter sprach jenes zweite Gewissen, . . . in Betreff dessen, was sie jetzt bereute nichts gethan zu haben.

Jetzt erst erinnerte sie sich mit Schmerz und Reue so recht lebhaft an Auscultator Sommer. Sie dachte sich ihn zurück: es war doch ein hübscher junger Mann gewesen, der sich einige Virtuositäten erworben und diese und jene Lebensgüter — um welche sie ihn jetzt beneidete — dadurch errungen hatte.

Er machte freilich strengere Forderungen an das Leben . . . aber auch an sich selbst, . . . und wenn Eleonore jetzt die Welt mit seinen Augen ansah, und nach seinem Maße zu messen versuchte, so erschien ihr allerdings ihr und der Ihrigen Sein und Wesen voller Mißbräuche und Schwächen.

Sie war ihrer und ihrer Umgebung zu gewohnt gewesen; die Mängel waren ihr zuletzt gar nicht mehr aufgefallen; die eigene Liebenswürdigkeit hatte sie doch wohl auch zu hoch in Anschlag gebracht. So war alles seinen Weg gegangen; nun aber sah sie, wohin dies geführt und ahnte, wohin dies noch führen müsse.

Der Schreck und die innere Verzweiflung warf sie nun vollends aus dem Geleise. Die Gedanken mußten übertäubt werden und es gab Wege dazu: sie brauchte nur Alles wegzuwerfen, was noch von Bindendem vor=

handen war, und ihr Ohr dem Gewissen ganz zu verschließen.

Sie that es . . . und ihr Hausfreund — sie war es ja aus ihren Mädchenjahren her gewohnt, „Freunde“ zu besitzen, wenn auch damals ohne schlimme Nebenbedeutung, — und ihr Hausfreund, der Hauptmann Stößer, half ihr durch sein liebenswürdiges Entgegenkommen dazu.

Jetzt verachtete sie sich wieder selbst, über die Vorwürfe, die sie sich kurz zuvor im Geheimen gemacht.

Sie sah ein, daß sie nicht wie Sommer sein konnte, . . . daß es mit ihr doch nicht so schlimm stehe, . . . daß sie sich, wenn auch nach einer ganz anderen Seite hin, doch auch mit lobenswerthem Bemühen gebildet, . . . und daß sie sich selbst, in Minuten der Schwäche, — sie nannte so das Erwachen ihres besseren Ich's — unterschätzt habe.

Mit einem Worte: der alte Egoismus und die alte Selbstüberhebung siegten auch diesmal wieder; und da sie nie gewöhnt war sich etwas zu versagen, . . . so versagte sie sich eben auch jetzt den Umgang mit Hauptmann Stößer nicht . . . obgleich sie wußte, wie ihr Mann davon dachte.

Sie wollte auch nichts Böses . . . nur ihren Willen wollte sie haben . . . d. h. einen „Freund“ . . .

einen „Hausfreund“ . . . und von diesem den Hof gemacht.

Aber hieß denn dies nicht geradezu mit Feuer spielen? Kannte sie nicht den Unwillen ihres Mannes über diesen Umgang? Ja, sie kannte ihn . . . aber gerade darum, und um ihren Mann zu ärgern, zu demüthigen, zu verletzen und zu kränken zog sie den Hauptmann noch näher an sich heran.

Wohin haben nicht schon in der Ehe Eitelkeit, Gefallsucht und Leichtsinn geführt? Ist hier nicht — wie überhaupt in der Liebe — auch ein kleiner Fehltritt schon tausendmal zur furchtbaren Lawine geworden? Du beginnst mit einer kleinen Untreue, — anscheinend so klein, so unschuldig, daß du die Mahnung deines Gewissens als kindisch bespöttelst und hinweglachst. Ein Weib, ein Mädchen entzückt dich. Warum sollst du auch nicht Gefallen an der Lieblichen haben, du bewunderst ja auch ein schönes Bild! und dann, bist du denn deinem Gatten oder deiner Gattin untreu, oder, wenn ledig, ist es Verbrechen, wenn du ein weibliches Wesen schön findest? — Ursprünglich gewiß nicht. Aber wenn dir die Ruhe deines Lebens, das Glück deiner Ehe, dein Friede, das Wohl deiner Familie, die Reinheit deiner Seele lieb sind, so sei vorsichtig, — prüfe — prüfe scharf und richte unerbittlich darüber, ob hinter diesem Wohlgefallen nicht ein geheimes und unlauteres Verlan-

gen lauert. Mancher langte nach einer Rose, sie zu brechen, und ward von einer Schlange tödtlich gebissen die hinter den duftenden Blumen lauerte. Aus dem Kleinen das Große! Ein Blitz, und der electrische Funke hat gezündet, und die Flamme äschert Städte ein und begräbt Tausende unter Ruinen. Ein Blick — ein Scherz, und ihr habt gegenseitig verrathen was in euch vorgeht. Das kaum erwachte Verlangen wird lebendiger, es wächst, es wird zur Leidenschaft, die Leidenschaft betäubt Vernunft und Gewissen, — macht blind gegen Pflicht und bisheriges Glück. Die Schwierigkeiten, den angestrebten Gegenstand zu erlangen, erhöhen die Gluth. Die Eitelkeit, Sieger zu bleiben, eilt als Verbündete herbei — — und — — das ersehnte Glück ist erreicht! — — aber — — — was ist das für ein Glück? Was kann das größte Glück für dich sein, wenn du es mit Gewissensbissen, mit Verachtung deiner selbst erkaufen mußt? Und wie, wenn du entdeckt, verrathen wirst? — Der Boden öffnet sich unter deinen Füßen und verschlingt Alles, Alles, was dir bisher lieb und werth war, was dich erfreut und beseligt — ja dein Fehltritt kann den Fluch über deine Ehe breiten und dir selbst das Zeichen Kains auf die Stirne drücken.

Das kann geschehen bei glücklichen Ehen, ... ist schon tausend und abertausendmal bei solchen vorgekom-

men; um wieviel mehr bei unglücklichen, ... bei einer so zerfallenen Ehe, wie die des Barons und der Baronin war.

Freilich that Dahlen in der ersten Zeit nach ihrer Rückkunft aus Frankfurt und dem Banquerott seines Schwiegervaters als bemerke er die immer enger werdende Freundschaft seiner Gattin mit Hauptmann Stößer nicht. Da aber dennoch der Zorn darüber in seinem Inneren kochte, trank er und durchtobte er die Nächte um so mehr.

Natürlich war es nicht Eifersucht der Liebe, die in ihm tobte ... sondern im Gegentheil: Eifersucht des Hasses. Er sah ja kaum seine Frau mehr an; aber eben weil er sie haßte, erfüllte ihn alles, was sie erfreuen und über ihre unglückliche Ehe trösten konnte, mit doppeltem Zorn.

Dabei aber wurde das Verhältniß der Baronin mit dem Hauptmann nachgerade in der kleinen Garnisonsstadt so auffallend, daß es bösen Zungen Veranlassung zu gehässigen Aeußerungen in Menge gab.

Eleonore wollte nur getröstet, etwas erheitert sein, ... sie wollte nur ihren Mann ärgern und auf der anderen Seite ein wenig den Hof gemacht haben, wie sie es als Mädchen gewohnt war, ... das war die ganze Sache. Aber — wie wir vorhin sagten — Geringes ist oft die Wiege von Großem; ... eine einzige unkluge

oder unrechte Handlung wird gar häufig der Weg zu einer tragischen Wendung unseres Schicksals.

So war es auch hier der Fall. Lieutenant von Dahlen mußte von seinen Kammeraden erst leise, dann immer lauter und lauter Spöttereien über seine Frau und Hauptmann Stößer hören. Anfangs nahm er es, schon aus Gleichgültigkeit gegen die Gattin, leicht, ja er lachte wohl selbst mit; bald aber wurden die Scherze und Stichelreden — zumal bei den kammeradschaftlichen Trinkgelagen, die Dahlen jetzt Nacht um Nacht besuchte, — der Art, daß sie seine Ehre — d. h. dasjenige was man so im Leben unter Ehre versteht — verletzten.

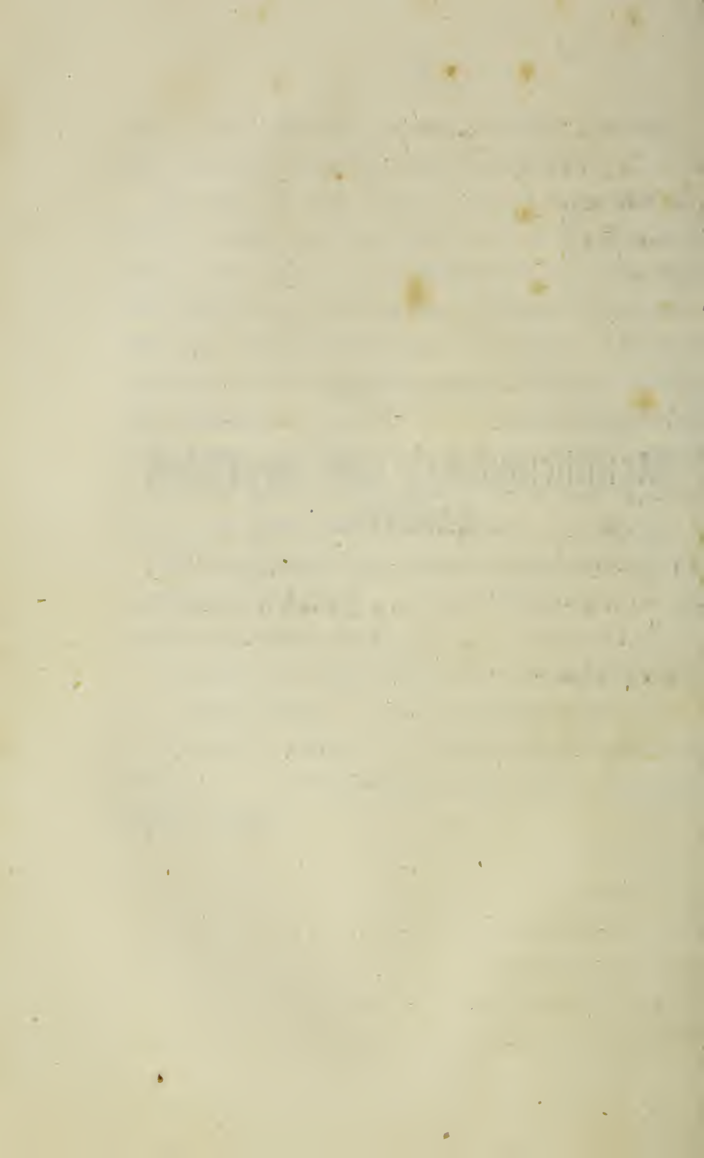
Es kam zwischen ihm und dem Hauptmann zu unangenehmen Auftritten, . . . zu Erklärungen . . . und schließlich zu einem Duell.

Eleonore hatte keine Ahnung von dem was vorging . . . bis sie erfuhr . . . daß sie Wittwe sei.

Lieutenant, Baron von Dahlen war in dem Duell geblieben — — der Hauptmann hatte sich den Militärgerichten gestellt.

Drittes Buch.

Menschenhandel und menschlich handeln.



Eine peinliche Entdeckung.

Noch immer besuchten Grubenbesitzer Springfuß, Weihrauch und Sommer das Wirthshaus zum „goldenen Hasen" in jenem freundlichen Landstädtchen, in welchem einst der Geniestreich des Auscultator Sommer mit den Frankfurter Lotterieloosen so großes Aufsehen gemacht, und seinem Freunde, dem damaligen Auscultator, jetzigen General-Verwalter Weihrauch, sein Frauchen verschafft hatte.

Die drei Freunde besuchten, wie gesagt, noch immer den alten „goldenen Hasen," obgleich sich während dieser Zeit manches geändert.

Auscultator Sommer war Assessor geworden und da sich kurz darauf sein Vater, der ein sehr bejahrter Mann war, zurückzog, und dem Sohne, gegen Bezug einer Leibrente, sein ganzes Vermögen überließ, so quittirte dieser den Staatsdienst mit seiner lästigen Abhängigkeit und der gewaltigen Fernsicht auf höhere Anstellung, und betheiligte sich an dem Geschäfte seines

Freundes Springfuß, das von Tag zu Tag an Ausdehnung gewann.

Grubenbesitzer Springfuß war ein Mensch, der überall Glück hatte. Bei großer Gemüthlichkeit und einer fast nicht zu erschütternden Ruhe krönten, ohne daß er sich viel Mühe gab, fast alle seine Unternehmungen die glücklichsten Erfolge. Allerdings mußte man zugestehen, daß er dabei ein sehr einsichtsvoller Mann sei, der sein Geschäft durch und durch kenne und verstehe. Eben darum sah aber Springfuß auch ein, was ihm noch fehle, um seinen Unternehmungen einen noch größeren und bedeutsameren Aufschwung zu geben; und dies waren zwei Dinge: einmal ein Theilnehmer, dessen Charakter sich durch jene Energie auszeichne, die ihm abging, und dann: Geld. Denn obgleich Grubenbesitzer Springfuß jetzt schon ein sehr bedeutendes Vermögen besaß, so reichte dies doch lange nicht aus, um dem sehr kostspieligen aber auch trefflich rentirenden Grubenbau jene Ausdehnung zu geben, die das Unternehmen zu einem großartigen erheben konnten.

Die Steinkohlenflötze, auf welche Springfuß in neuester Zeit gestoßen, waren von ungemeiner Mächtigkeit und Güte; während mehrere seiner Eisengruben schon jetzt ein fast glänzend zu nennendes Ergebniß lieferten. Nur der Aufstellung von Dampfmaschinen und der

Herstellung einiger Verbindungswege bedurfte es noch, um der Concurrenz weit und breit die Spitze zu bieten.

Beides, Energie und Geld, fand Springfuß aber bei seinem Freunde, dem Assessor Sommer, vereinigt, und so bot er diesem den Eintritt in sein Geschäft an, was Sommer auch um so lieber acceptirte, als ja auch Weihrauch in demselben seine Verwendung gefunden, und die drei alten Universitätsfreunde demnach auf die schönste Weise zusammenwirken konnten.

Freilich mußte sich Sommer dabei in ein ganz neues Fach einlernen; dies aber war für einen Mann von seiner Intelligenz nicht nur eine leichte Aufgabe, sondern es bot dem jungen strebsamen Assessor auch in und mit der neuen Wirksamkeit einen neuen Reiz. Seine juristischen Kenntnisse aber bildeten auf alle Fälle eine sehr schätzbare Mitgabe: Springfuß stand nun dem Technischen, Sommer hauptsächlich dem Juristischen, und Weihrauch der Verwaltung vor.

Uebrigens war dies nicht die einzige Veränderung, welche man in jüngster Zeit an Sommer bemerken konnte.

Wohl war der Assessor noch immer der lebenslustige Mann, der er als Auscultator gewesen; aber dieser, wirklich gewinnenden Heiterkeit und fast ansteckenden Lebenslust, gesellte sich jetzt doch auch zur rechten Zeit ein gewisser praktischer Ernst bei. Das früher noch

immer etwas stark burschikos Ueberschäumende hatte sich gelegt. Die letzten Lebenserfahrungen waren für Sommer zu einem wohlthätigen Dämpfer geworden, und bahnten somit jene schöne Harmonie des Charakters an, die den rechten und tüchtigen Mann auszeichnet.

An Liebesgram litt Sommer wahrlich nicht. Er hatte Eleonoren seiner Zeit mit Indignation den Rücken gekehrt. Ihr herzloses Benehmen gegen ihn war ja keiner Entschuldigung fähig. Dennoch brachte er es nicht fertig, sie — wie er sich vorgenommen — zu verachten und zu vergessen.

Eine tiefere Liebe war dies allerdings nicht — dessen war sich der Assessor klar bewußt — aber es war doch eine Theilnahme für Eleonore, die er sich nicht versagen konnte. Dennoch war Sommer charakterfest genug, von dem Tage seiner Rückkehr von Homburg an, keine Erkundigungen mehr über Eleonore oder auch nur ihre Familie einzuziehen; zumal ihn der Gedanke: von einem Menschen, wie Lieutenant von Dahlen, verdunkelt worden zu sein, jedesmal empörte, so oft er ihm kam.

Nur an Fräulein Lina dachte Assessor Sommer manchmal zurück; und dann ward es ihm warm um's Herz und eine Art Sehnsucht nach dem lieblichen Mädchen erfaßte ihn. Die Stunden, die er in ihrer Nähe zugebracht, deuchten ihm alsdann wie blühende liebliche

Oasen mitten in einer dürren Wüste. Es war ihm in solchen Augenblicken, als dämmere es vor ihm auf, wie milder Lenzesschein, . . . wie jene goldne Zeit, in der man sich nach Freuden der Liebe und großen Thaten sehnt, wenn im Auge des Himmels und im Busen der Erde der Frühling wiederkehrt.

Aber er schüttelte alsdann auch diese Erinnerung mit einem erzwungenen Unwillen von sich ab, da sie zu nahe mit jener an Eleonore selbst zusammenhing. Doppelt eifrig widmete sich der Assessor dann dem Studium des Bergbaus, der Geologie und Mineralogie, das er jetzt in seinen freien Stunden um somehr mit Liebe und Begeisterung betrieb, als er — fast unerwartet — mitten in das Bergwesen hineingekommen war.

Aber die Gruben und Bergwerke lagen ja ganz in der Nähe des freundlichen Landstädtchens, dessen erster Gasthof das Schild zum „goldenen Hasen" trug, und welches schon früher der Aufenthalt Sommers gewesen, als er und Weihrauch noch Auscultatoren waren.

In der That wohnten denn auch Sommer und der Grubenbesitzer noch hier, während Weihrauch und sein liebliches Weibchen auf dem Haupt-Grubenwerke in wild romantischer Gegend, zwei Stunden von dem Städtchen entfernt, ihren Wohnsitz aufgeschlagen hatten.

Dreimal in der Woche zum mindesten kam dabei Weihrauch zur Stadt, bei welcher Gelegenheit sich als-

dann die Freunde — nach vollendeter geschäftlicher Besprechung — der alten Gewohnheit getreu, in den „goldenen Hasen" begaben.

Nur war auch hier eine recht bezeichnende Veränderung eingetreten: Der Wirthshausbesuch fiel jetzt nicht mehr in die Vormittagsstunden, um im Kreise überlustiger und lockerer Zeisige den oder die sogenannten „Frühschoppen" zu trinken, denn aus einem Schöppchen wurden damals gar oft mehrere Schoppen; . . . sondern — nach gethaner Arbeit — in jene Zeit, in welcher sich im Allgemeinen solide Leute Ruhe und Erholung gönnen. Auch kam man nicht mehr in dem unteren Wirthszimmer zusammen, an dessen Spiegel einst die verhängnißvollen Lotteriebriefe gesteckt, . . . sondern in dem Collegzimmer des oberen Geschosses, wo die Zeitungen auflagen und neben recht fröhlicher Laune sich auch manch sinniges und ernstes Wort geltend machte.

Weihrauch und Sommer waren dabei noch immer die Heitersten. Witz, fröhliche Laune und Lebenslust hatten sie keineswegs verlassen, wenn auch die Ehe — die eine recht glückliche war — den früher so ausgelassenen Weihrauch zu einem ruhigeren Wesen verholfen. Da er zugleich aber auch sein nettes Weibchen und seinen kleinen Stammhalter — ein köstlich drolliges Kerlchen — innig liebte, so gab ihm die gesunde Vernunft den guten Gedanken ein: jetzt vor allen Dingen durch

ein solideres Leben dafür zu sorgen, daß seine Schulden abbezahlt und mit der Zeit etwas erspart werde.

Was auf Sommer beruhigend gewirkt, wissen wir.

So saßen denn auch heute gegen Abend die Freunde im „goldenen Hasen" auf dem oberen Collegzimmer zusammen und waren in ein ziemlich ernstes Gespräch über die Bedeutung der Zeitbewegungen vertieft. Die für sie und das industrielle Deutschland so wichtige Frage, die damals die ganze kaufmännische Welt beschäftigte: ob der Zollverein dem von Preußen vorgeschlagenen deutsch-französischen Handelsvertrag beitreten solle oder nicht? hatte die Veranlassung dazu gegeben. Von dem Speciellen wandte man sich sodann zu dem Allgemeinen und war dabei zu den Aufgaben gekommen, die unser Jahrhundert zu lösen habe.

„Die Hauptaufgabe die unsere Zeit zu lösen hat," — sagte in diesem Augenblicke Sommer — „scheint mir eben doch — um es mit wenigen Worten auszudrücken — die zu sein: statt der alten Grundfesten der Gesellschaft neue zu legen. Man stützte sich bisher noch zu viel auf leere Fictionen, auf falsche Annahmen, auf Erdichtungen und der Natur widersprechende Grundsätze: und zwar so gut im Staate, wie in der Kirche, in der Justiz, wie in der Verwaltung, . . . im Handel, wie in der Industrie, . . . in der Agricultur, wie in den Künsten und den Wissenschaften, . . . ja selbst in

der Erziehung und unseren socialen Verhältnissen. Hier muß überall die wahre, den Vernunft- und Naturgesetzen entsprechende, demnach eine neue Ordnung der Dinge begründet werden, mit welcher zugleich die Wirklichkeit an die Stelle der Erdichtung. . . das greifbar Praktische an die des Fictionellen tritt!"

„Es mag so sein!" — entgegnete Springfuß, der in der Ecke des Sophas saß und gemüthlich seine Pfeife schmauchte, — „aber ist diese Umwandlung der Grundlagen der menschlichen Gesellschaft nicht eine Riesenarbeit? wird unser Jahrhundert auch im Stande sein, diese Aufgabe zu lösen? — Daß die Gegenstrebungen nicht ausbleiben, sehen wir bereits."

„Es wird dieser Zeitströmung nichts widerstehen!" — sagte Sommer zuversichtlich — „sie ist naturwüchsig, eine reife Frucht der Zeit selbst und der Entwicklung in der Menschheit."

„Es ist wahr," — fiel hier Weihrauch ein — „der Zeitgeist übt ja schon sichtlich seine umgestaltende Kraft auf allen Seiten und an allen Ecken: an den alten Kirchen, an dem durch und durch morsch gewordenen Papstthum, an der Militärherrschaft, an dem Absolutismus, an Massen widerstrebender Thatsachen und Ideen."

„Die weitere Existenz dieser Dinge" — sagte Sommer — „sind Fragen des Jahrhunderts, die unabweislich vor uns stehen. Der Schlachtenruf der Zeit ist

Freiheit — nicht unvernünftige und gesetzlose — sondern im Gegentheil vernunft-gesetzliche und menschenrechtliche. Ohne eine solche Freiheit ist kein Heil für die Menschheit zu finden; . . . sie nur ist die Lebensluft, in welcher die Völker gedeihen und frisch und fröhlich aufblühen können. Will also die Menschheit zu einer schönen Entwicklung und Reife gelangen, so muß sie diese großen Fragen des Jahrhunderts erfassen und lösen . . ."

„Jedes einzelne Volk muß dies thun!" — rief Weihrauch.

„Sicher!" — setzte Sommer hinzu — „oder es wird von ihnen zerschellt und zermalmt werden. Was soll unsere Zeit, was soll die Zukunft z. B. mit dem Wahnsinn der Ernährung unnützer Mitglieder durch die menschliche Gesellschaft? mit der Ernährung von Faulpelzen in Klöstern, von Mönchen und Nonnen? mit dem gleich großen Wahnsinn, die besten Staatskräfte, die überwiegenden Staatseinnahmen an stehende Heere zu verschwenden? Rettung vor Verarmung der Massen, Ernährung nützlicher Mitglieder durch die Gesellschaft, Hebung des Credits, Freiheit des Handels und der Gewerbe, Beförderung der Arbeit, Aufhören des Proletariats, gehobene Sittlichkeit und damit fortwährende Abnahme der Verbrechen, religiöse und politische Freiheit und Gleichstellung, das sind die Aufgaben, von welchen

ich spreche, . . . die Aufgaben, deren Lösung unserem Jahrhundert, d. h. also: uns jetzt lebenden Menschenkindern, auferlegt sind."

„Und zwar muß sich daran," — fügte Springfuß hinzu — „soll überhaupt etwas aus der Sache werden, jeder Einzelne betheiligen."

„Wenn nur der liebe Egoismus nicht wäre!" — meinte Weihrauch.

„Er muß überwunden werden."

„Alle Achtung vor dem, der es dahin brächte. Aber an was krankt denn die ganze Welt mehr als an Egoismus?"

„Krankheit ist immer ein Ausnahmezustand; dagegen ist Selbstliebe in der Natur begründet."

„Ja! so lange sie uns allein angeht und sich mit der Befriedigung unserer Bedürfnisse begnügt."

„Was aber selten geschieht."

„Dann artet sie freilich in Selbstsucht aus."

„Ich will Euch etwas sagen, Ihr Leutchen!" — rief hier Verwalter Weihrauch — „wir wollen uns offen gestehen, daß wir unser Jahrhundert geradezu gar nicht besser bezeichnen können, als das Jahrhundert des Egoismus. In unserer Zeit müßte sich Minerva wahrhaftig schämen, mit ihrer Eule auf dem Helme aufzutreten; unser Vogel — d. h. das Zeichen der Zeit

— ist der Kuckuck, der das Ich . . . Ich . . . Ich . . . verkündet!"

„Ja wohl!" — sagte der Assessor lachend — „und dabei seine Eier von Anderen ausbrüten läßt."

„Bst! bst!" — rief der Grubenbesitzer — „nur eines nicht vergessen: Selbstliebe ist die Mutter der bürgerlichen Gesellschaft und Geselligkeit, der ganzen Entwicklung unserer Körper= und Geisteskräfte, aller Wissenschaft und Kunst . . ."

„Aber auch die Mutter aller Uebel!" — fiel Sommer ein — „der Gewalt des Starken über den Schwächeren, der Despoten und Priester, der Zwietracht und des Streites, der List und des Truges unter den Menschen, und, vor allen Dingen, der Selbsttäuschung und Selbstüberhebung. Ich habe traurige Erfahrungen in dieser Beziehung gemacht."

Eine kleine Pause entstand, in der Sommer sein Glas austrank und mit der Hand über die Stirne fuhr; Weihrauch aber, der den Freund gern von seinen Gedanken abbringen wollte, rief lachend:

„Wißt ihr auch was der Egoismus ist?"

„Nun?" — frug Springfuß.

„Egoismus" — fuhr Weihrauch fort — „Egoismus ist unsere moralische Blatter, nur daß gegen dieses Blatterngift keine Kuhpocken=Impfung hilft!"

„Ihr übertreibt!“ — sagte der Grubenbesitzer und dehnte sich behaglich auf dem Sopha.

„Ich glaube kaum!“ — rief Weihrauch. —

„Die Selbstsucht ist im Gegentheil, meiner Ansicht nach, die verbreitetste aller Leidenschaften; dabei schlägt sie die tiefsten Wurzeln und treibt die meisten Zweige . . . und zwar . . . bei Mann und Weib, bei Hohen und Niedern, bei Reich und Arm! Das Schlimmste aber ist, daß an ihr so oft alles Edle und Große scheitert: einmal, weil sie bei Vielen aus bloßer Bequemlichkeit und Weichlichkeit dahin wirkt, daß sie weder Hände noch Füße rühren, wo sie doch mit leichter Mühe helfen könnten; . . . dann aber und hauptsächlich: weil sie die Menschen verleitet ihr liebes Ich als höchsten Zweck zu betrachten, dem Alle und Alles nur als Mittel untergeordnet sind.“

„Und dann haben die Tröpfe auch immer noch Entschuldigungen für sich bereit!“ — meinte Sommer — „indem sie ihre erbärmliche Selbstsucht Selbstliebe nennen, wie den Stolz . . . Selbstgefühl.“

„Freund!“ — rief hier Weihrauch mit ironischem Lächeln; — „hast Du nie das komische Bild zweier Esel gesehen, die sich an einander reiben? Ich sage Dir, es ist das beste Conterfei des Egoismus! Sie thun, als wollten sie sich liebkosen . . . aber sie reiben sich nur einander, weil es jeden von ihnen juckt, und einer den

anderen daher benutzen will, dies lästige Gefühl loszuwerden."

Springfuß und Sommer lachten herzlich.

„Es giebt aber auch Egoisten," — sagte Weihrauch dabei — „die ganz dem Fuchse gleichen, der seinen Schwanz in einem Fuchseisen zurückließ, und nun bei dem ganzen Fuchsgeschlechte eine Generalfuchsschwanz-Abschneidung predigte und einzuführen suchte."

„Ja, ja!" — rief Sommer — „und es ist schwerer den Egoismus aus einem Menschenherzen auszurotten, als den Montblanc mit einer Nadel abzutragen."

„Freunde!" — fiel hier der Grubenbesitzer ein — „laßt uns die Menschen nehmen, wie sie sind. Warum uns über das Heer der Egoisten ärgern? Es hat doch auch jeder von uns sein Theilchen davon im Leibe!"

„Aergern wollen wir uns auch nicht!" — sagte der Assessor. — „Aber man sollte diese Zeitkrankheit dem Volke und sich selbst mehr zum Bewußtsein bringen. Sie zu heben, ist auch eine Aufgabe unseres Jahrhunderts."

„Aber wie?"

„Durch eine bessere Erziehung. Schon dem Kinde müssen Herz und Geist weit und groß gemacht, . . . es muß mit seinem kleinen „Ich" der ganzen weiten Welt, der ganzen Menschheit, . . . vor allen Dingen seinem Volke, so wie den großen Ideen des Jahrhunderts

entgegengestellt werden. Hier giebt uns ja das Alterthum die bedeutsamsten Winke."

„Sehr richtig! Aber was machen wir mit den großen Kindern?"

„Dasselbe! die kleinen nimmt die Schule in Anspruch, die großen, die Presse! Die Presse ist das Licht der Gesellschaft und in allem Licht ist etwas Göttliches!"

„Schön! sehr schön!" — rief Weihrauch, während Springfuß beifällig nickte.

„Das Denken ist mehr als ein Recht, es ist das Athemholen des Menschen!" — fuhr Sommer fort. — „Wer den Gedanken hemmt, greift den Menschen selbst an. Sprechen, schreiben, drucken, veröffentlichen, ist, vom Standpunkte des Rechtes betrachtet, eins und dasselbe; das sind die sich immer erweiternden Kreise des Geistes in seiner Arbeit, die tönenden Wellen des Gedankens. Von allen diesen Kreisen und Ausstrahlungen des menschlichen Geistes ist aber die Presse die weiteste. Ja man kann sagen: das Maaß der Presse ist zugleich das Maaß der Civilisation. Jeder Verminderung der Preßfreiheit entspringt daher eine Verminderung der Civilisation, und wo die Freiheit der Presse beschränkt ist, da kann man sagen, die geistige Ernährung sei gehemmt. Und hier kommen wir auch wieder auf dasjenige zurück, von dem wir ausgingen. Die großen Fragen, die die Zeit an

uns stellt, zu beantworten, . . . die Aufgaben, die uns das Jahrhundert zu lösen bestimmt hat, auch wirklich zu lösen, . . . dazu aber bedürfen wir vor allen Dingen die Presse. Bei einer freien Presse wird Licht über sie verbreitet, sie werden gangbar, man sieht die Abgründe, man findet die Ausgänge, man kann sie betreten und durchdringen. Ohne die Presse dagegen bleiben sie für die Mehrzahl der Menschen in tiefer Nacht verborgen und werden gefährlich. Löscht den Leuchtthurm aus, so wird der Hafen zur Klippe."

„Würde sie nur nicht gerade da so sehr gehaßt, wo man sie am meisten befördern sollte!" — sagte Springfuß, große Rauchwolken von sich blasend.

„Das ist ein Grund mehr, sie zu lieben!" — meinte Sommer. — „Denn wer haßt sie? Der Despotismus und das Junkerthum, . . . der Fanatismus und die Pfaffen, . . . Dummköpfe und die Zunft der Egoisten, von der wir eben sprachen. Aber sie bleibt doch die gewaltige Locomotive des Fortschrittes!"

„Der Tunnel, durch den sie hindurch muß, ist nur etwas finster und lang."

„Aber er hat doch immer einmal ein Ende, wie alle Tunnels, und zeigt jetzt schon an diesem Ende eine liebliche nnd erfreuliche Fernsicht."

„Und wie viel tausend Jahre durchfährt ihn jetzt schon die Menschheit?" — frug der Grubenbesitzer spöttelnd.

Sommer lachte.

„Ich habe sie nicht gezählt!“ — sagte er dann: „sechs . . . zehn . . . hunderttausend Jahre vielleicht! aber . . . ich weiß, daß die Station einer schönen, lichten, vernunftgemäßen Existenz des Menschengeschlechtes nicht mehr so ferne ist . . . und . . . einst erreicht wird.“

In diesem Augenblick trat der Kellner ein und legte das eben angekommene Frankfurter Journal auf den Tisch. Weihrauch nahm es auf, nahm das Hauptblatt und reichte Sommer die Beilage hin. Springfuß dampfte gemüthlich weiter.

Die Stille des Lesens trat auf einige Zeit ein.

Plötzlich fuhr Sommer mit einem „Donnerwetter!“ heraus.

„Was giebt es?“ — frugen die beiden Anderen.

„Da wird von einem Duell berichtet,“ — entgegnete der Assessor mit bewegter Stimme, indem er noch immer in die Zeitung starrte und auf eine Stelle in derselben hindeutete — „in welchem ein Lieutenant von Dahlen geblieben sein soll.“

„Dahlen!“ — riefen die Freunde erstaunt; denn sie, aber auch nur sie allein, waren von Sommers Verhältniß mit Eleonore Zielfelder und dem, was damit zusammenhing, unterrichtet.

„Lieutenant von Dahlen!“ — wiederholte der Assessor, der sich wirklich etwas entfärbt hatte.

Weihrauch schaute über Sommers Hand hin in das Blatt: — „Es unterliegt keinem Zweifel“ — sagte er dabei — „es ist Eleonorens Gatte. Hier ist ja auch der Garnisonsort genannt . . . und dort gab es gewiß keine zwei Lieutenant Dahlen.“

„So ist sie Wittwe!“ — sagte Sommer leise, indem er sich Mühe gab, seine Bewegung zu verbergen.

„Worüber die Dame eben nicht sehr böse sein wird — meinte Grubenbesitzer Springfuß mit der ihm eigenen Ruhe.

„Warum?“ — frug Sommer.

„Weil sie sehr unglücklich mit ihrem Manne gelebt haben soll.“

„Konnte das anders kommen?“ — rief Sommer. — „Dieser Dahlen war wirklich ein jämmerlicher Tropf . . .“

„Mag sein!“ — meinte Springfuß. — „Der Banquerott wird indeß auch das Seinige zur Uneinigkeit und gegenseitigen Erbitterung beigetragen haben!“

„Banquerott?“ — rief der Assessor staunend — „was für ein Banquerott?“

„Nun, der des Frankfurter Hauses H. H. Zielfelder & Comp.“

„Zielfelder!“ — rief Sommer und sprang auf.

„Lieber Assessor!" — sagte der Grubenbesitzer ruhig und mit begütigender Stimme. — „Das kommt davon, wenn man den Freunden verbietet, über etwas zu sprechen, was einem so nahe angeht. Du wolltest, seit Du von Homburg zurückkamst, nichts mehr . . . auch nicht ein Wort mehr von Zielfelders oder die Baronin hören . . ."

„Und der Alte ist wirklich Banquerott?" — frug Sommer noch immer wie im Traum.

„So ist es!"

„Aber, du mein Gott!" — rief der Assessor — „der Mann machte ja ein ganz bedeutendes Haus?

„Es ist nicht alles Gold, was glänzt."

„Springfuß, bist Du Deiner Sache auch gewiß?"

„Nur zu gewiß!" — sagte dieser mit leichtem Stirnrunzel. — „Ich ging mit zur Leiche."

„Wie so?"

„Ich hatte eine Forderung."

„Aber da weiß ich ja nichts davon."

„Es war noch vor Deinem Eintritt in das Geschäft. Ich schrieb sie bei der Billanz gleich ab."

„So schlecht steht es!"

„Sehr!"

Der Assessor schwieg und setzte sich wieder.

„Es ist nur gut," — sagte er dann — „daß Dahlen Vermögen hinterläßt."

Weihrauch blies einige dicke Rauchwolken in die Luft.

„Ich fürchte," — sagte er dann — „daß Du Dich auch da irrst, Assessor!"

„Wie?" — rief Sommer. — „Der Baron sollte ja doch Güter besitzen?"

„Das ist es eben," — meinte Springfuß — „er sollte Güter besitzen; . . . allein . . ."

„Nun?"

„Die Geschichte war Schwindelei!"

„Und es ergab sich . . ."

„Daß er wohl Schulden, aber kein Vermögen habe; . . . wenigstens so wenig. . . ."

„Und ist sie Mutter?"

„So viel ich weiß, nicht!"

Abermals trat eine kleine Pause ein.

„Ich glaube," — hub jetzt Weihrauch an, indem er sich einschenkte, — „Du kannst froh sein, Assessor, das Du nicht durch eine Heirath in die Sache verwickelt wurdest. Wie es sich herausgestellt hat, war alles dort faul."

„Und Ihr sagtet mir kein Wort von dem allen?"

„Du hattest uns das unsere abgenommen: in Deiner Gegenwart keine Sylbe über Eleonore, Dahlen und das Haus Zielfelder zu sprechen."

„Das ist wahr!" — versetzte der Assessor. — „Aber konnte ich auch so etwas erwarten?"

„Nun so laß der Sache auch jetzt ihren Lauf. Die Tochter hat dies Schicksal so gut um Dich verdient, als der Vater. Wäre der Herr Baron nicht gekommen, hätte man den guten Auscultator Sommer hinter das Licht geführt.“

„Sage das nicht von ihr.“

„Es ist doch wahr.“

„Vergiß die Sache.“

„Sie dauerte mich dennoch!“

„Mensch!“ — rief hier Weihrauch fast unwillig — „da wäre Dein Mittleid wahrlich am unrechten Orte angebracht!“

Sommer zuckte mit den Achseln; . . . aber er blieb für den ganzen übrigen Abend still und schweigsam.

Mißverständnisse und Herzensstöße.

Es ist etwas Eigenthümliches, wie man in unseren Zeiten den Begriff „Ehre" auffaßt. Wahre, wohlverstandene Ehre ist eine der stützenden Hauptsäulen des Staates und des Charakters. Wer gleichgültig gegen Ehre ist, ist auch gleichgültig gegen Schande. Dennoch steht bei uns das Gesetz der Ehre nicht immer in Einklang mit den Gesetzen der Tugend und der Vernunft.

Oder wäre es nicht an dem?

Blicken wir doch einmal um uns! Man hält sich für geehrter, als reicher oder vornehmer Müßiggänger von fremdem Verdienst zu leben, als im Schweiße seines Angesichtes sein Brod zu verdienen; . . . man hält es für ehrenvoller, einem den Degen durch den Leib zu stoßen, oder mit einer Kugel ihm die Hirnschale zu zerschmettern, als — wo man Unrecht hat — um Verzeihung zu bitten; . . . man zahlt lieber Spielschulden . . . als den Lohn des Handwerkers oder eines Bedienten.

Aber die „Ehre“ ist freilich auch verschiedener Natur, da es ja eine äußere und eine innere Ehre giebt. Man kann z. B. in hohen Ehren stehen, Ehrenämter bekleiden, mit Orden und Ehrenzeichen behängt sein, selbst Ehrensäulen und Ehrenpforten errichtet bekommen haben, und doch . . . weder ein ehrlicher Mann sein, noch Ehre im Leibe haben. Mit der Ehre geht es, wie mit der Religion: wer sich nicht selbst ehrt, und nicht religiös im Herzen ist, den macht das Urtheil Anderer, der Orden auf der Brust, das Amt, der Reichthum oder der Adelstitel so wenig zum Ehrenmann, als eine päpstliche Bulle den armen Sünder zum Heiligen!

Die wahre, vernunftgemäße innere Ehre aber ist eine kostbare Perle; . . . Assessor Sommer besaß diesen Schatz, nur verband er leider wieder eine Schwäche damit, die noch von der Universität her stammte: er ging in dem Begriff der Ehrenhaftigkeit oft zu weit. Es lag dies in seinem Charakter. Der Charakter eines Menschen ist aber nicht bloße Folge seiner Naturanlagen, noch das abstrakte Resultat seiner Erziehung, sondern ein Erzeugniß, das aus der Wechselwirkung beider hervorgeht.

Sommer — an und für sich sehr empfindlich für Ehre und dabei in seinen jüngeren Jahren ein flotter und kühner Bursche — stand, als Student, oft genug

auf der Mensur und hatte mehr als ein ernstliches Duell.

Es ist wahr: der gesunden Vernunft, der ruhigen Ueberlegung erscheinen derartige Paukereien und Duelle unsinnig und zweckwidrig. Und was sind sie denn auch anders, als die letzten Spuren einer, einst gewaltigen, Zeitkrankheit? . . . einer krankhaften geistigen Richtung, die das Denken, Wollen und Thun des Mittelalters und der Ritterzeiten durchdrang und beherrschte.

Warum aber betrachtet man heutzutage das Duellwesen nicht in dieser Weise und begräbt es mit den übrigen Resten jener längst überlebten Epoche?

Wir können uns hier natürlich nicht weitläufig auf diesen Gegenstand einlassen, glauben aber so viel andeuten zu müssen: daß auf den Universitäten — wo dasselbe hauptsächlich noch heimisch ist — vor allen Dingen der hohe edle Geist für Wissenschaftlichkeit, Recht und Freiheit verallgemeinert und befördert werden muß, in dem erglühend der Studirende im Studirenden nur den Freund und Bruder sieht, der diese heiligen Interessen zugleich mit ihm erstrebt. Freimüthige Lehrer und kräftige Mitglieder im akademischen Senate können hierzu das Meiste beitragen. Frei von Parteiungen würde alsdann ein inniges, friedliches Verhältniß entstehen, und jene große Idee in's Leben treten, auf welche hin schon durch die Burschenschaften gearbeitet wurde.

Sicher aber würden alsdann auch sowohl dies friedliche und einträchtige Verhältniß, so wie der höhere und edlere Aufschwung die Duelle immer seltener machen und einzuführende Ehrengerichte sie endlich ganz verschwinden lassen. Auch bei dem Militär wären solche Ehrengerichte — zur Hebung der widersinnigen Duelle — sehr am Platze; denn soviel ist doch wahrlich gewiß, daß die mittelalterliche, den Ordalien entwachsene Idee: das Duell — der Zweikampf — falle es aus, wie es wolle, stelle die angegriffene oder verloren „geglaubte" Ehre des Beleidigten oder Beschuldigten wieder her — — eine Tollheitsidee ist!

Dabei wird gerade durch das Paukerei-Wesen auf den Universitäten das Ehrgefühl der jungen Leute krankhaft erhöht und überreizt, und wenn sich dies auch später durch die Jahre und durch das Leben mildert, so geschieht dies doch nur allmählig und führt gar oft noch zu Mißstimmungen, Zerwürfnissen, unpraktischem Handeln und wirklichen Verlegenheiten.

In einer solchen Mißstimmung und Verlegenheit befand sich auch jetzt Assessor Sommer. Die Nachricht, daß Lieutenant Dahlen im Duell geblieben, seiner jungen Wittwe nichts hinterlassen und diese nun auch noch durch den Banquerott des Vaters ihr ganzes elterliches Vermögen verloren habe, hatte Sommer unendlich

peinlich berührt und lastete noch jetzt mit Centnerschwere auf ihm.

Er konnte in der That fast an nichts anderes denken, als an die junge Wittwe, auf deren Schuldern das Schicksal des Herabgekommenseins um so drückender lasten mußte, als sie ja, von Kindesbeinen an, an ein reiches und luxuriöses Leben gewöhnt war. Sommer vergaß dabei wirklich ihre Fehler, während Zeit und Entfernung ihre wenigen guten Seiten in ein Licht stellten, das Gegenwart und Nähe wahrscheinlich wieder verdunkelt haben würden. Auch an die arme Lina, deren ganze Stütze die Familie Zielfelder gewesen, dachte er mit Schrecken und der innigsten herzlichsten Theilnahme. Was sollte nun aus ihr und Eleonoren werden?

Er marterte sich mit diesem Gedanken und die Ungewißheit über ihre Lage erhöhte noch diese Pein.

Erforderte es denn jetzt nicht auch seine Ehre, zu Derjenigen heranzutreten, um die er geworben, als sie noch reich war und dem Glücke im Schoß saß, und zu sagen: nun bist du unglücklich, aber ich handle als Ehrenmann, bleibe meinem Wort treu und biete dir auch jetzt meine Hand.

Tausende hätten über einen solchen Gedanken gelacht und gerufen: „Hast du mich damals nicht gewollt, hast du mir damals dein Wort gebrochen und einen Laffen

vorgezogen, nur und allein weil er „Baron" war, so siehe du jetzt auch zu, wie du zurecht kommst!"

Sommer aber dachte hier anders, eben weil ihn sein sehr zartes, in der That allzuempfindliches Ehrgefühl dazu trieb. Ob sich nicht doch auch eine leise Zuneigung dabei geltend machte? . . . wir sagen eine „leise Zuneigung," . . . denn . . . Liebe war es nicht; . . . Liebe, d. h. wahre, innige, leidenschaftliche Liebe wäre sofort und auf der Stelle entschieden gewesen und hätte die Schritte mit Begeisterung gethan, die der Assessor — der doch sonst immer rasch und energisch zu handeln pflegte — jetzt Tage und Wochen überlegte und in Erwägung zog.

Es waren dies Tage und Wochen geistiger und moralischer Unbehaglichkeit; . . . unbehaglich namentlich durch das innere Schwanken, das jeder gesunden und kräftigen Natur ohnedem etwas Entsetzliches ist.

„Donnerwetter!" — rief Sommer einmal dabei — „das Philisterthum ist doch eine harte Nuß, nicht leicht aufzubeißen, und mancher Kern vertrocknet unter der harten Schale! Ich fühle das . . . und ahne, wie es einem gehen kann, wenn man sich nicht seiner Haut wehrt! Aber . . . Halbheit ist die Kupplerin der Sünde, . . . und . . . wenn sie auch unsere Zeit als eine Göttin der Weisheit verehrt, will doch ich nichts von ihr wissen."

Wie wahr! Nur wenige unter den Menschen wagen es ja . . . ganz gut oder ganz schlecht zu sein. Ein Bißchen gut und ein Bißchen schlecht, hält man für die praktischste Mischung, während man glaubt, mit Halbheit am besten laviren zu können.

Naturen freilich, wie Sommer, ist nichts mehr zuwider, als ein solches Wesen. Er entschloß sich also den schwankenden Zustand rasch zu enden. Dennoch sollte Alles mit Bedacht geschehen und erst die nöthigen Erkundigungen in Frankfurt eingezogen werden. Namentlich lag dem Assessor dabei auch Lina's Schicksal auf der Seele, an deren mißliche Stellung er fast — obgleich er es sich nicht eingestehen wollte — mehr als an die Eleonorens dachte. Letztere konnte er ja vielleicht, durch die Lösung seines früher gegebenen Wortes, retten . . . aber Lina?

Einen Augenblick schwebte ihm dabei der Gedanke vor: für den Fall einer Verbindung mit der jetzt so unglücklichen jungen Wittwe, das liebe herzige Mädchen mit in sein Haus aufzunehmen. Aber . . . sonderbar! . . . dieser Gedanke trieb ihm das Blut so mächtig nach Kopf und Herz, daß er darüber erschrack, als hätte er etwas Böses gedacht oder gethan, und doch war dies wahrhaftig nicht der Fall. Er fühlte nur ein eigenthümliches Etwas, und daß er alsdann vielleicht zu viel Interesse — seiner Frau gegenüber — an dem

guten Kinde nehmen würde. Und doch, wie schön wäre es gewesen, sie als wahre Herzensfreundin in der Nähe zu haben: ein beruhigendes, still ausgleichendes Element ...neben Eleonorens Launen und Härten, die ihm nachgerade doch wieder in das Gedächtniß kamen.

Aber nein! nein! . . . ein freundliches Wort zu Lina . . . und er sah' schreckliche Scenen der Eifersucht vor sich.

Um keine Welt also! — Es mußte für die kleine schwesterliche Freundin auf andere Weise gesorgt werden.

Das wie machte ihm nun freilich wieder neue Sorgen.

Nur ein Besuch in Frankfurt konnte entscheiden. Sommer besprach sich daher mit seinem Freunde Weihrauch. In Frankfurt war für das Geschäft immer etwas zu thun und so ging er denn auf einige Tage nach der freundlichen Mainstadt.

Freilich konnte er hier, wollte er seinen Zweck erreichen, keinen direkten Besuch im Zielfelder'schen Hause abstatten, das ohnedem — wie er zu seiner peinlichen Ueberraschung erfuhr — geschlossen und mit seinem ganzem Inhalte unter Siegel gelegt war. Herr und Frau Zielfelder hatten ein kleines Logie bezogen, sahen Niemand und ließen Niemand vor, während eine alte Magd und Lina ihre ganze Bedienung abgaben.

Und Eleonore?

Assessor Sommer konnte nicht genug staunen.

So viel er in seinem Gasthofe obenhin erfuhr, war die Frau Baronin von Dahlen zwar auch wieder nach Frankfurt gezogen, . . . keineswegs aber zu ihren Eltern. Sie bewohnte im Gegentheil eine zwar kleine aber hübsche Wohnung vor der Stadt und lebte ganz anständig.

Sommer's Gefühle waren bei dieser Nachricht sehr gemischt. Wie konnte sich Eleonore jetzt von ihren Eltern trennen? . . . jetzt, wo sie Wittwe war, und ihr — wie es schien — denn doch noch einiges Vermögen aus ihrer Ehe geblieben. Für letzteres war der Assessor froh: er hatte sich das verwöhnte, vom Glück verzogene Kind in den traurigsten Umständen und in voller Verzweiflung gedacht. Das Schicksal hatte sie also doch vor diesem Uebel geschützt und das Gerücht, wie so oft im Leben, gehörig übertrieben.

Indeß, das waren allerdings nur oberflächliche Berichte, so gut sie der Besitzer des Hôtels, in welchem Sommer abgestiegen, geben konnte.

Es galt nun die stricte Wahrheit und das Genauere zu erfahren; hing doch von Beiden die Zukunft zweier Menschen ab.

Sommer dachte lange über den dabei einzuschlagenden Weg nach. Ein Besuch bei der jungen, immmerhin hart geprüften Wittwe, die noch dabei seine Hand aus=

geschlagen, schien ihm geradezu undelicat und verletzend. Die Alten nahmen keine Besuche an und Lina? . . . wie? . . . wo? . . . wann? . . . sollte und konnte er sie sprechen? . . . Und eine Zusammenkunft? lag darin nicht Gefahr für Linas guten Ruf?

Sommer setzte sich hin und schrieb; . . . aber . . . er fing dreimal an und zerriß jedesmal die Anfänge der Briefe wieder. Was er geschrieben, schien ihm bald zu hart, bald zu inquisitorisch, und dann fürchtete er auch dem edlen Herzen Lina's und ihrem Zartgefühle mit dem kalten todten Buchstaben in manchen Stellen zu nahe getreten zu sein. Vielleicht auch konnte sie seine Worte mißverstehen . . . und dies wollte er um Alles in der Welt vermeiden. Es war ja in der That nicht eigentlich Liebe, die ihn jetzt zu Eleonore zurückführte, sondern sein, ihr früher gegebenes Wort. Und — er gab sich keine Rechenschaft darüber — Lina sollte nicht auf den Glauben kommen: er liebe noch Eleonore.

Der Assessor warf die Feder unmuthig weg.

Was war er doch für ein anderer Mensch geworden; — ein „Philister," wie er sich schalt. Wo war der alte leichte Sinn hingekommen, der ihn früher mit gottvoller Leichtigkeit über alle Schwierigkeiten des Lebens hinausgeführt?

Er seufzte nach jener Zeit und fühlte doch zugleich,

daß jener frohe heitere leichte Sinn noch in ihm stecke ... und ihn nur irgend etwas in eine peinliche und schiefe Stellung gebracht. Es drückte ihn etwas und fesselte ihn, das gesprengt werden mußte, um wieder frei und der Alte zu sein. Und doch konnte er es sich nicht zum Bewußtsein bringen, in was dies „Etwas" bestand.

Aber eben dies Gefühl verstimmte ihn schon seit längerer Zeit ... und ... heute mehr denn je!

Er war verdrießlich über sich selbst und daß er keinen rechten Ausweg finden konnte. Nichts wollte ihm glücken; ... die Briefe lagen zerrissen am Boden, ... die Feder daneben. Warum auch hatte er sie zerrissen? ... warum war er in dieser Sache so sonderbar, so übertrieben zartfühlend? ... das war doch sonst seine Art nicht! Auch dies ärgerte ihn jetzt wieder als eine Inconsequenz ... und endlich ärgerte er sich darüber: daß er sich ärgere.

Jeder Mensch — sagt Jean Paul — hat Tage, die in der Litanei vergessen wurden — verdammte, verteufelte, verhenkerte Tage — wo Alles gekreuzt geht und in die Quere; wo alles keift im Hause und knurrt, ... wo die Kinder und der Hund nicht „Muck!" sagen dürfen und der Hausherr die Thüren zuwirft und die Haus-Herrin alle Zankregister zieht; ... wo man lauter alte Schäden aufstöbert, alle Waldfrevel der Mäuse

und Motten, jeden alten Fleck im Rock, und daß der Wurstschlitten ausgesessen ist zu einem hölzernen Esel, und daß der Hund und das Kanape im Hären begriffen sind; . . . wo alles zu spät kömmt, alles verbrät, alles überkocht, alles verkehrt geht, . . . und wo man, wenn man sich bei dieser elenden, miserabelen Krankheit ohne Motive genugsam ereifert hat . . . ohne Ursache, sich endlich zufrieden giebt . . . wieder ohne Ursache.

Auch der Assessor hatte heute einen solchen verteufelten Tag; auch er war sich der Ursache der Verstimmung nicht klar bewußt, die ihn in der letzten Zeit öfter erfaßte . . . und doch lag sie ihm unendlich nahe: eine Täuschung über sich selbst und seine wahren Gefühle hatte ihn lange schon irre geführt. So tappte er wie in einem Labyrinthe umher, ohne den Ausgang zu finden; dasjenige, was er, ohne es zu wissen, besaß — wahre innige Liebe — suchend . . . aber stets am verkehrten Orte.

Hätte er nur ganz einfach die Stimme seines Herzens genauer geprüft und den instinctiven Zug desselben als Magnetnadel betrachtet, er würde bald genug in den rechten Hafen eingelaufen sein; so aber hatte schon im Anfange seiner Bekanntschaft mit Eleonore Zielfelder ein klein wenig Berechnung irre führend gewirkt, und jetzt steigerte nun gar sein übertriebenes Pflicht- und

Ehrgefühl die verwirrende Inclination und Declination noch bedeutend.

Aber so sind wir Menschen: oft recht gescheit und praktisch im Leben und die Unpraktischsten in Betreff unserer inneren Angelegenheiten.

Sommer that indessen in seinem Aerger das Beste, was er nur thun konnte: er ließ sich gehen . . . und . . . da zeigte die Magnetnadel auf Lina.

Der Assessor nahm Hut und Stock und machte sich auf den Weg zu ihr. Vielleicht gelang es ihm, die Liebliche allein zu sprechen. Wo nicht . . . konnte er im schlimmsten Fall nur abgewiesen werden, und dann blieb immer noch Zeit zum schreiben.

Aber erst bedurfte seine Seele einer Auffrischung und Verjüngung durch einen Gang in das Freie. Sommer kannte die herrlichen Anlagen, die Frankfurt wie mit einem grünenden und blühenden Gürtel umgeben; er suchte sie auf und durchschritt sie mit Lust. Und wahrlich! die Natur, die wie ein schäumender Springquell emporgedrungen war in Pflanzen und Bäumen, trat jetzt so heiter vor seinen bis dahin verdüsterten Sinn, daß er sich wie neugeboren fühlte.

Dabei lag freilich auch wieder ein Stück Sonnengold über seinem inneren Leben. Er war ja im Begriff zu der Lieblichen zu gehen, in deren Nähe er früher so gern verweilt, zu der es ihn — auch während der gan=

zen Zeit seiner Trennung von ihr — immer wie zu einer lieben Freundin, zu einer guten treuen Schwester, hingezogen.

Er dachte denn jetzt auch nur an sie: wie er sie finden werde? . . . wie sie wohl nach all den Stürmen aussehen möge? . . . in welcher Lage sie sich befinde? . . . was von seiner Seite für sie zu thun sei?

Sonderbar! die Sorgen um Lina's Zukunft hatten für ihn etwas ungemein Angenehmes. Es lag für den Assessor ein eigenthümlicher Reiz in dem Gedanken: dem guten lieben bescheidenen Kinde das Leben leichter und — wo möglich — angenehm zu machen. Die Annahme, daß ihr kindliches Herz alsdann dankbar und mit freundlicher Erinnerung für ihn schlagen werde, erfüllte ihn sogar mit einem Gefühle so reiner Freude, so innigen Glücks, wie er es bis dahin noch nie gekannt. Es waren wirklich schöne Träume einer schönen Zukunft, die ihn jetzt im Gehen umschwebten, bis er plötzlich auffuhr und überrascht bemerkte, daß er auf dem ganzen Wege nur an Lina gedacht.

Er nahm den Hut ab und fuhr sich über die Stirne . . . was beabsichtigte er doch? . . . . ach ja! . . . er wollte sich bei ihr nähere Auskunft über Eleonore holen . . . über Eleonore, . . . um deren Liebe, um deren Hand er sich vor noch nicht allzulanger Zeit beworben, und, der Wort zu halten, er jetzt, da sie im Un-

glück war, für Pflicht hielt. Er hatte ihr ja Treue gelobt, wenn sie die Treue gebrochen, konnte ihn dies seines Wortes entheben?

Er gab sich Mühe Eleonorens immerhin hübsche Züge vor seine Seele zu ziehen und die Erinnerung an manche schön mit ihr verlebte Stunde heraufzubeschwören. Und siehe, der wunderbare Einfluß, den sie — der Zauberin Circe gleich — schon früher auf ihn ausgeübt, erneute sich jetzt in des Assessors Geist. Eleonore hatte eben doch — trotz all' den Schattenseiten ihres Charakters — etwas eigenthümlich Anziehendes und Fesselndes.

Des Assessors Herz schlug in der That bei der so lebhaften Erinnerung an Diejenige, die einst, wenn auch nur auf kurze Zeit mit ihm so gut als verlobt war, etwas heftiger; ... aber ... es entging ihm Eines: das nämlich, daß ihn dabei auch nicht eine Spur jener inneren reinen Freude, jenes innigen Glücks erfüllte, wie es ihm, bei dem Gedanken an Lina, mit Frühlingsmilde überkommen. — — —

Er stand jetzt vor dem bescheidenen Hause, in welchem zur Stunde Papa und Mama Zielfelder in Miethe wohnten.

Die Erinnerung daran gab ihm einen Schlag auf das Herz. Vor gefallenen Größen zu stehen, ist für fühlende Menschen immer etwas Peinliches ... und

. . . Zielfelders waren, einem Auscultator gegenüber, immerhin Geldgrößen gewesen.

Der jetzige Assessor trat fast zagend ein.

Wie eng und klein war es hier. Sommer frug im ersten Geschoß nach Herr und Frau Zielfelder: „Einen Stock höher!“ hieß es.

Wieder schlug es auf sein Herz: welche niederdrückende Empfindung für so stolze Leute — für Menschen, die ein großes Haus gemacht — jetzt eine so kleinbürgerliche Wohnung inne haben zu müssen.

Seine Hand sträubte sich ordentlich die Schelle zu ziehen. Er that es wirklich auch nur leise, als ob er Kranke zu erschrecken fürchte.

Eine alte Magd öffnete. Der Assessor kannte sie noch recht gut; aber die Augen der Alten schienen in der letzten Zeit sehr gelitten zu haben, sie waren roth und schwach, denn sie starrten den Assessor an, ohne ihn zu erkennen.

„Nun, Marie!“ — sagte Sommer leise und beklommen — „kennt sie mich nicht mehr?“

Aber der Klang der Stimme verrieth der Alten jetzt den Mann, den sie — in der schönen Zeit seines Besuches zum Schützenfeste — so gern gehabt, weil er immer so lustig gewesen und auch mit ihr oft gemüthlich gescherzt hatte.

„Ach, du lieber Heiland!“ — rief sie daher jetzt

halblaut und mit dem Ausdruck freudigen Erschreckens — „ach, du lieber Heiland! der Herr Auscultator!"

„Ja!" — entgegnete Sommer freundlich — „ich muß doch einmal wieder nachsehen . . ."

Aber die Worte blieben ihm in der Kehle stecken, denn die Augen der Alten füllten sich mit Thränen.

„Und" — sagte sie fast flüsternd — „Sie haben den Weg zu uns . . . jetzt armen Leuten gefunden?"

„Wie sollte ich nicht!" — versetzte der Assessor. — „Ich denke, bei wem man in Zeiten des Glücks frohe Tage verlebt, bei dem sollte man, in schlimmen Zeiten, auch die trüben Tage tragen helfen."

Die Alte schüttelte traurig mit dem Kopfe. Dann sagte sie — immer leise, als fürchte sie gehört zu werden und Jemanden zu stören, — „da denken der Herr Auscultator anders, wie die übrigen Herrschaften, die früher in's Haus kamen und so oft bei kostbaren Essen, Bällen und Gesellschaften hier waren. Von den Allen läßt sich keine Seele mehr blicken."

„Schlimm genug!" — meinte Sommer, mit einer Miene der Verachtung. —

„Es ist die alte Geschichte,
„Doch bleibt sie ewig neu,
„Und wem sie just passiret
„Bricht sie das Herz entzwei."

„Ja!" — sagte die Alte und große Tropfen liefen

über die gefurchten Wangen, — „uns hier ist freilich allen Vieren das Herz beinah gebrochen."

Der Assessor wollte jetzt nach Lina fragen, denn seine Natur widerstrebte der Rührung und doch fühlte er, bei dem aufrichtigen Schmerz der Alten, so etwas Aehnliches in seinem Inneren aufsteigen. Aber auch die Frage nach der Lieblichen kam nicht heraus, da ihn plötzlich eine sonderbare Verlegenheit packte. Er frug daher zuerst nach Herr und Madame Zielfelder.

„Die sitzen da . . . und dort!" — sagte die alte Marie, indem sie mit ihrem Zeigefinger auf zwei verschiedene Thüren wies, — „sprechen kein Wort und lassen Niemand vor."

„Und . . . Fräulein Lina?"

„Die treue gute Seele!" — rief die Alte halblaut, während es wie ein Sonnenblick über ihre welken Züge lief. — „Ach du lieber Heiland! wo wären wir, wenn wir Fräulein Lina nicht hätten!"

„Sie hat wohl recht mitgetrauert!"

„Und wie! aber sie hat auch mit angepackt; wenn sie sich Nachts satt geweint, dann war sie den Tag hinten und vorn und überall, . . . tröstete den Herrn und die Madame; . . . sorgte für sie, als ob sie ihre leiblichen Eltern seien, . . . half mir Alten, bei der es leider nicht mehr so recht fort will, . . . kurz! sie hielt uns und die jetzt freilich sehr kleine Haushaltung zu-

sammen, als wenn sie noch so alt und die beste Hausfrau wäre."

„Marie!" — rief jetzt eine sanfte Stimme halblaut aus einem der Zimmer.

Die Alte deutete nach einer der Thüren.

„Darf ich?" — frug Sommer.

Marie nickte . . . und der Assessor trat leise, auf den Zehen gehend, ein.

In dem außerordentlich einfach ausgestatteten Zimmer stand Lina vor einem Tische; aber der Art, daß sie der Thüre, mithin auch dem Eintretenden, den Rücken zuwandte.

Sie war mit Glätten der Wäsche beschäftigt und zwar so eifrig, daß sie gar nicht aufschaute. Nur die Thüre hatte sie leise gehen hören und glaubte also, Marie sei eingetreten.

„Marie!" — sagte sie jetzt leise und mit schwacher Stimme — „sei mir nicht böse! . . . Du hast mich heute Morgen gescholten, weil ich wieder verweinte Augen hatte; . . . aber sieh, . . . ich kann nichts dafür. Ich mag am Tage thun was ich will, so lastet es wie mit Centnerschwere auf meinem Herzen, . . . und nun gar die Nacht, wenn ich schlaflos daliege. — — — Ich arbeite gewiß so viel ich kann . . . es hilft aber nichts, . . . meine trüben Gedanken verlassen mich nicht; . . . es drückt mich etwas nieder, was ich nicht zu nennen

weiß. Selbst wenn ich Madame Zielfelder durch Vorlesen zu zerstreuen suche, bin ich es, die zerstreut ist... und ... die immer weinen könnte! ... Marie, liebe gute Marie, vergieb mir daher, daß ich mich des Nachts im Bette manchmal ausweine. Ich kann es ja am Tage nicht, ... da muß ich mir alle Mühe geben, um freundlich zu scheinen, damit ich meine armen unglücklichen Pflegeeltern nicht noch trauriger mache. Mein Gott, Marie, wenn mir nur diese unerklärliche Traurigkeit nicht immer bleibt ... das wäre doch entsetzlich! — — — aber — — — du antwortest ja nicht? ... Bist Du mir noch böse? ..."

„Gewiß nicht!" — sagte eine leise männliche Stimme.

Lina fuhr so stark zusammen, daß das Bügeleisen fast ihren Händen entglitten wäre; als sie sich aber umwandte entfuhr ihr ein halblauter Schrei. Erschrocken und doch auch freudig stammelte sie den Namen des vor ihr stehenden alten Freundes, während tiefe Blässe und flammende Purpurröthe auf ihrem Gesichte wechselten.

Sommer war nicht im Stande ein Wort zu sagen. Die Sprache war dem sonst so leichten und gewandten Manne in diesem Momente wie entfallen, während sein ganzes Ich eine so mächtige Bewegung erfüllte, daß er dem Mädchen nur beide Hände hinstrecken und die ihren mit der wärmsten Innigkeit drücken konnte.

Aber wie schnell wich dies freudige und glückliche Aufwallen dem peinlichen Gefühle des Erschreckens, als er Lina genauer betrachtete.

Das flüchtige Erröthen war einer tiefen Blässe gewichen, — einer Blässe, welcher man ansah, daß sie für beständig diese Züge bedecke. Und wie verändert war die Gute! Sonst thronte eine stille Freudigkeit auf diesem lieben Gesichtchen; . . . jetzt . . . hatte es den Ausdruck tiefer Melancholie angenommen, der auch der Bemühung zu lächeln nicht weichen wollte. O! welche traurige Bestätigung dessen, was er eben erst aus Linas eigenem Munde erlauscht. Es war keinem Zweifel mehr unterworfen, dem allen lag ein tiefer geheimer Gram zu Grunde; . . . aber warum nahm sich Lina das Mißgeschick ihrer Wohlthäter auch gar so sehr zu Herzen? Gewiß es war schön und achtenswerth, daß sie ihr Unglück aufrichtig und innig mitfühlte und theilte; . . . indeß . . . was geschehen, war nicht zu ändern, . . . mußte denn auch noch die Gesundheit eines so jungen und blühenden Mädchens daran gesetzt werden?

Sommer durchzuckten diese Gedanken schmerzlich. Linas beide Hände noch immer haltend, frug er daher die mit gesenkten Blicken vor ihm stehende Freundin mit leiser bewegter Stimme: ob sie krank sei?

„Nein!“ — sagte Lina kopfschüttelnd, während ein fast rührendes Lächeln um die Winkel ihres Mundes

spielte. — „Das plötzliche Erscheinen eines so lieben Freundes hat mich nur für den Augenblick etwas erschreckt.“

Die Arme war ja schon gewöhnt die Geheimnisse ihres Herzens zu verbergen, und in ihrer Brust ein Gefühl zu verschließen, daß sie Niemanden zu gestehen wagte, am wenigsten dem Manne, der eben zu ihr sprach.

„So haben Sie wohl nicht geglaubt ihren Freund so bald wieder zu sehen?“ — fuhr Sommer fort, die Hände des Mädchens loslassend.

„So bald?“ — wiederholte Lina mit trübem Lächeln — „mir scheint die Zeit lange; . . . aber“ — fügte sie, über sich selbst erschrocken, hinzu — „welche Veränderungen treffen Sie hier!“

„Sehr traurige!“ — entgegnete der Assessor. — „Ich nehme den tiefsten, den innigsten Antheil an denselben.“

„Das bin ich von Ihnen überzeugt!“ — fuhr Lina fort. — „Sie gehören nicht zu den harten, kalten und häßlichen Menschen, die den Rücken wenden, so bald ihre Freunde und Bekannten in's Unglück kommen. O! wie hab' ich mich in so Vielen getäuscht!“

„Weil sie zu gut sind, die triviale Alltagsbrut zu begreifen!“ — sagte Sommer. — „Sie haben indeß Unrecht, sich die Sache so sehr zu Herzen zu nehmen. Derlei Dinge kommen im Leben öfter vor; . . . sie sind peinlich, es ist wahr; . . . aber . . . auch das Peinliche

muß der Mensch überwinden. Glauben Sie mir, Fräulein Lina, es werden für Sie auch wieder bessere und glücklichere Zeiten kommen."

Das Mädchen schüttelte traurig den Kopf; Sommer aber war es, als schimmere es feucht in den schönen treuen Augen.

„Haben Sie Vertrauen!" — sagte er daher sanft — „die Menschen, die Sie schätzen, werden gewiß für Ihre Zukunft sorgen."

„Für meine Zukunft?" — wiederholte Lina mit einem Seufzer. Dann fuhr sie sich mit der Hand über die Stirne und setzte mit Selbstüberwindung hinzu — „ich denke nicht an mich, Herr Auscultator; meine Zukunft ist aber die meiner armen unglücklichen Pflegeeltern. Ich werde sie nie verlassen, so lange sie im Elend sind."

Sommers Augen ruhten mit Wohlgefallen auf dem edlen Kinde. „Wie glücklich" — dachte er — „muß der Mann werden, der dies Wesen einst sein nennen darf."

Aber gerade dieser Gedankengang führte ihn auch wieder auf den eigentlichen Zweck seines Besuches zurück, den er über die Erscheinung Linas in der That ganz vergessen hatte. Der Assessor frug daher: ob er Herrn und Madame Zielfelder seine Aufwartung machen könne; war aber innerlich sehr froh, als ihn Lina bat, von

diesem Vorhaben abzustehen, da jeder Besuch die so sehr Niedergedrückten schmerzlich berühre und nervös aufrege.

Man faßt sich im Leben gern in solchen Fällen. Sommer frug daher in etwas erleichtert: — „So erlauben doch Sie mir noch einen Moment zu bleiben?"

„O wie gern!" — entgegnete Lina mit einem so schönen Erröthen, daß der Assessor ganz entzückt davon war. Freudig, wie in früheren Tagen, setzte er sich denn auch an ihre Seite, jene schöne Zeit berührend und der Stunden gedenkend, in welchen er so manchmal, wie jetzt, neben der Freundin gesessen und ihr sein Herz ausgeschüttet. Freilich konnte er dabei nicht wissen, was in des Mädchens Innerem vorging, . . . konnte die stürmischen Schläge ihres Herzens nicht zählen, . . . die Gefühle nicht ahnen, die bald freudig, bald unendlich schmerzlich auf Lina einstürmten.

Zog es doch fast wie ein Sonnenstrahl der Hoffnung durch ihre Seele; einer Hoffnung, die sie erbeben machte, und an der sie doch im nächsten Augenblicke selbst wieder verzweifelte.

Der Assessor hatte sich schon wieder ganz vergessen, . . . bis ihn der Name Eleonore mit einemmale zurückführte.

„Aber, mein Gott!" — rief er jetzt, wie aus lieblichen Träumen erwachend, — „was plaudere ich Ihnen da vor, während ich doch gekommen bin, die ernstesten

Dinge von der Welt mit Ihnen zu berathen. Vor Allem möchte ich wahrheitstreu wissen, wie es mit Eleonoren steht."

Ein leises, kaum bemerkbares Zucken gab sich in Linas Zügen kund. War der Freund um Eleonorens Willen gekommen?

„Sie antworten nicht?" — sagte der Assessor. — „So ist es wirklich so schlimm, wie ich gehört? Die Arme ist wohl sehr unglücklich?"

Lina war noch blässer als vorhin geworden; dennoch sagte sie gefaßt, wenn auch mit leiser bebender Stimme:

„Es ist ein Glück, daß sie eine große Charakterstärke besitzt."

Sommer schaute fragend auf.

„So hat sie sich den Tod ihres Mannes nicht so sehr zu Herzen genommen?"

„Sie lebte sehr unglücklich mit ihm."

„Das konnte ich mir denken und hörte es auch. Die unglückliche Eitelkeit, Baronin zu werden, hatte sie bei der Wahl des Mannes verblendet und irre geführt. Indeß mußte die Ueberraschung doch schrecklich gewesen sein. War sie nicht außer sich?"

„Erst" — fuhr Lina stockend fort — „als sie hörte . . ."

„Nun?"

„Daß Dahlen ihr nichts als Schulden hinterlassen."

„So bedauert sie also den Verlust ihres Vermögens mehr, als den des Gatten!“

„Und war ihr das nicht zu verzeihen?“ — sagte Lina mit jener Milde und Schonung, die Sommer schon an ihr kannte. — „Es stand ja ohnedem eine Scheidung vor der Thüre. Auch wissen Sie ja, wie frei Eleonore von jeder Empfindelei ist. Ich schämte mich in der That, daß mich die Sache mehr erfaßte, als sie; . . . aber . . . es war doch immer ein junges Leben, das so plötzlich weggerafft wurde.“

Der Assessor sah Lina mit Blicken an, in welchen Theilnahme und Wohlgefallen lag. Warum war doch Eleonore nicht wie ihre Verwandte. Es lag wirklich gar viel Schönes und Edles in dem Charakter der Letzteren . . . und zugleich so viel Bescheidenheit.

„Aber warum diese Vergleiche?“ — frug sich Sommer fast unmuthig. Dann sagte er laut:

„Und wie haben sich Eleonorens Verhältnisse jetzt gestaltet? Sie hat wohl recht mit Sorgen zu kämpfen?“

Die Frage brachte Lina sichtlich in Verlegenheit.

„Es ist, Gott sei Dank, doch nicht so schlimm!“ — sagte sie dann mit niedergeschlagenen Augen und kaum hörbarer Stimme, als befürchte sie, daß eines ihrer Worte in den anstoßenden Zimmern gehört werden könne.

„Nicht so schlimm?“ — frug der Assessor. — „Sie sagten doch . . .“

„Daß ihr Dahlen nichts hinterlassen habe.“

„Und die Eltern konnten ihr doch auch nichts geben.“

„Leider waren sie dies nicht im Stande; aber . . . Eleonore besitzt noch ein eigenes kleines Vermögen. Es ist allerdings nicht sehr viel; . . . indeß . . . es sichert doch vor der Hand ein bescheidenes Dasein.“

„Aber warum wohnt sie alsdann nicht bei ihren Eltern? Gemeinsam würden sich Schmerz und Sorgen gewiß leichter tragen lassen“

„Ich glaube es auch!“ — flüsterte Lina. — „Aber . . . indeß . . . es ist doch vielleicht so besser.“

„Besser?“

„Ja!“ . . . das heißt . . . so kann Eleonore sich doch dies kleine Vermögen erhalten. Sollten sich alsdann später ihre Verhältnisse bessern . . .“

„Ich verstehe!“

„So wird sie gewiß auch ihre Eltern unterstützen . . .“

„Fräulein Lina,“ — sagte hier der Assessor, der das Letzte ganz überhört zu haben schien — „ich habe eine Frage auf dem Herzen, die für mich eine Lebensfrage ist.“

„Und die wäre?“ — lispelte das Mädchen mit kaum verkennbarer Beklommenheit.

„Glauben Sie . . . daß Eleonore jetzt . . . das heißt . . . wenn ihre Wittwentrauer vorüber . . . meine Hand annehmen würde.“

Lina ward todtenbleich.

„Um Gottes Willen, ist Ihnen etwas?“ — rief Sommer besorgt.

Aber Lina hatte sich schon wieder gefaßt.

„Nein!“ — sagte sie ruhig und mit erzwungenem Lächeln. — „Sie müssen vergeben. Es war nur ein vorübergehender Schmerz.“

„Ich belästige Sie doch nicht?“

„O nein!“ — sagte Lina, und es lag etwas Wehmüthiges in dem Tone ihrer Stimme. — „Ein so lieber Freund kann uns nie lästig werden.“

„So darf ich meine Frage wiederholen: glauben Sie daß Eleonore, jetzt, wo sie Wittwe ist, wieder dieselben Gefühle für mich hegen kann, die sie beseelten, ehe der Baron kam? — — — Wie? . . . Sie antworten mir nicht? — — Liebe gute Lina, ich habe immer wie ein Bruder zu Ihnen gesprochen, . . . Sie, zu mir, mit der Offenheit und Innigkeit einer treuen liebenden Schwester; . . . wollen Sie mir in dieser Lebensfrage nicht wieder so zur Seite stehen? Sehen Sie, Lina, ich will offen sein: ich halte es für eine Ehrensache, für eine heilige Pflicht, der, aus ihrer Höhe herabgestürzten jetzt

das Wort zu halten, das ich ihr früher, als sie noch in glänzenden Verhältnissen lebte, gegeben habe. Reicht sie mir die Hand . . . nun ja! . . . so kann ich ihr freilich kein brillantes, aber doch ein angenehmes Dasein bieten. — — Wagen und Pferde, ein glänzendes Haus, den Titel einer Baronin wird sie vermissen . . . aber" — setzte Sommer lächelnd hinzu — „man wird sie Frau Assessorin nennen . . ."

„Wie?" — rief Lina überrascht — „Sie sind Assessor geworden."

„Ich war es!" — versetzte Sommer.

„Wie soll ich das verstehen?"

„Als Assessor trat ich aus dem Staatsdienst und betheiligte mich an eines Freundes bedeutenden Bergwerksunternehmungen. Das Geschäft rentirt jetzt schon gut und wird mit der Zeit ausgezeichnet werden, so daß ich meiner zukünftigen Frau in der That eine schöne Existenz werde bieten können."

„Wie freut mich dies für Sie!" — sagte Lina, mit einem schönen Aufschlag ihrer melancholisch blickenden Augen.

Sommer faßte ihre Hand und drückte sie mit Innigkeit.

„Mich freut es auch!" — rief er dabei halblaut — „und zwar namentlich aus dem Grunde, weil ich dadurch in

den Stand gesetzt werde . . . Eleonoren, ihren Eltern und Ihnen, liebe Lina, . . . doch, ich bin ein Thor! Sie haben mir ja meine Frage noch gar nicht beantwortet: glauben Sie, daß Eleonore . . ."

„Ihre Treue, Ihr Edelmuth verdienen es!"

„Um Gottes Willen nur nichts von Edelmuth!" — rief Sommer lachend. — „Ich handle hier wahrhaftig nur als rechtlicher Mann."

„Möge Sie der Himmel dafür belohnen!" — meinte Lina; aber sie sagte dies so traurig, als fürchte sie, daß sich, bei einer Verbindung mit Eleonoren, ihr Wunsch nicht erfüllen werde.

Der Assessor erhob sich.

„Und was meinen Sie: darf ich wohl zu ihr gehen? Wird ihr mein Erscheinen nicht unangenehm sein?"

Die Hand Linas, die Sommer zum Abschiede wieder gefaßt, war kalt wie Eis und zitterte in der Seinen.

„Gehen Sie immer hin, Herr Assessor," — sagte das Mädchen leise — — „ich zweifle nicht an einer freundlichen Aufnahme."

„So will ich es versuchen. Aber ich darf doch auch Sie wieder sehen?"

Ein Blick, in dem etwas wunderbar Rührendes lag, traf Sommer.

„Ich möchte Sie nicht mit dem Besuche dieses Trauerhauses belästigen!“ — sagte Lina — „Sie finden hier nur . . . gebrochene Herzen.“

„Nur?“

„Ich meine die . . . meiner guten Pflegeeltern!“

„Und doch sind auch Sie leidend, liebe Lina, ich fühle es an ihrer kalten bebenden Hand.“

„O nicht doch!“ — rief Lina und zog ihre Hand schnell zurück.

„Ziehen Sie einen Arzt zu Rathe.“

Sie schüttelte mit dem Kopfe.

„Folgen Sie mir, Lina, . . . folgen Sie ihrem Bruder, . . . er meint es gut mit Ihnen!“

Aber in dem Momente brachen Thränen aus Linas Augen.

Nur ein: — „Leben Sie wohl!“ — flüsterte sie noch und . . . verschwand im Nebenzimmer.

„Sie ist wahrhaftig krank!“ — murmelte Sommer, weggehend, vor sich hin. — „Ich bin recht, recht besorgt um sie. Wenn es nur nicht von Bedeutung ist. Die Schicksalsstürme der letzten Zeit scheinen ihr Nervensystem erschüttert zu haben, und . . . jetzt opfert sich das arme Kind für seine Wohlthäter. Wenn ich nur etwas für sie thun könnte! . . . Sie war heute so sonderbar, wie früher nie!“

Und der Assessor, eigenthümlich bewegt und erregt,

ging nach dem Hause, in welchem die junge Wittwe, Eleonore von Dahlen, wohnte.

Er hatte sich Straße und Haus von der alten Marie bezeichnen lassen.

Im zoologischen Garten.

„Die gnädige Frau sind ausgegangen!“ — Mit diesen Worten abgefertigt, sah sich Assessor Sommer bald wieder auf die Straße gesetzt.

Er war dabei nicht einig mit sich selbst, ob ihn dies Nichtzuhausetreffen der Baronin in seiner jetzigen Stimmung ärgere oder angenehm berühre. Der Besuch bei Lina hatte Manches in seinem Inneren verschoben . . . seine Gedanken auf andere Pfade gelenkt . . . ihn wirklich besorgt gemacht. Mit einem Worte: er fühlte, daß Herz und Geist nicht frei genug seien, um einen so wichtigen Besuch vorzunehmen, der wohl gar zu einem enscheidenden Schritte führen konnte.

Und doch wäre er auch gerne wieder der gedrückten Stimmung ledig gewesen, die zur Stunde auf ihm lastete.

„Ich will mein altes erprobtes Mittel anwenden, meine Unbefangenheit und Ruhe wieder zu finden,“ dachte er — „und die Natur aufsuchen.“

Und er verließ die Stadt und machte einen weiten

Spaziergang. Auf einer mäßigen, nach Nordwest gelegenen Anhöhe fand er ein großes, im Style Ludwig XIV. erbautes Schloß. Zu seinem Staunen erfuhr er, daß es das neu erbaute Irrenhaus sei. Sommer konnte sich eines sarkastischen Lächelns nicht enthalten, als er gewahrte, mit welcher fast höhnischen Miene es auf Frankfurt herabsah, als wollte es sagen: müßte ich denn nicht noch zehntausendmal größer sein, um euch Narren dort alle zu fassen? Wie viele Menschenkinder leben denn da unten in dem städtischen Gewühle, die nicht in irgend einer Beziehung eine Schellenkappe tragen? Geht denn in diesem Jahrhundert des Schwindels und der Narrheit nicht Alles auf „Hyper" hinaus. . . . Hypersthenisch, hyperphilosophisch, hyperpolitisch, hyperreif u. s. w.? Ist nicht Alles übertrieben und überspannt bis zum Aeußersten: alle Lebensverhältnisse, alle Anforderungen an das Dasein? Regiert nicht im Allgemeinen eine krankhaft erhöhte Empfindlichkeit des menschlichen Nervensystemes die Welt? Würden denn unsere guten Alten all dies Treiben und Uebertreiben nicht lächerlich und die jetzt lebenden Menschen zum großen Theile für „übergeschnappt" halten?"

So dachte das vor ihm stehende Haus . . . oder vielmehr, so dachte der Assessor für das Haus und das war ein gutes Zeichen, denn wenn sich Spott und Humor wieder in ihm regten, dann kehrte für ihn auch

die volle Gesundheit der Seele zurück. Und zu dieser verhalf ihm jetzt auch die herrliche Fernsicht nach dem Taunusgebirge hin, die sich ihm — wenige Schritte weiter — öffnete. Ein entzückendes Bild breitete sich weithin aus . . . eine reiche gesegnete Landschaft von dem sanften Höhenzuge des Taunus begränzt; auf den Bergen die Ruinen alter Schösser, an ihren Abhängen und in der Ebene zahllose Dörfer. Von Frankfurt herüber trug dabei der Wind die Klänge einer rauschenden Musik...sie mußten aus dem zoologischen Garten herkommen, den Sommer schon von früher kannte. Es war wenigstens die Richtung und der Assessor irrte sich, bei seinem hervorragenden Ortssinn, in solchen Dingen selten.

War es nun die Musik? . . . war es das Interesse, was Sommer im Allgemeinen für diese schöne Anstalt hegte? . . . oder war es sonst ein geheimer Zug? . . . kurz, der Assessor lenkte seine Schritte von der Höhe herab, an der schönen Rothschildischen Besitzung der „Grünenburg", vorüber, der Bockenheimer Chaussee zu und auf dieser zurück nach dem zoologischen Garten.

Jeder einfache und gute Mensch ist auch ein Freund der Thiere. Wenn wir den forschenden Blick auf das bezaubernde Spiel des großen animalischen Lebens mit seinen tausendfach verschiedenen Formen und Gestalten richten, wenn wir, so recht ruhig das Alles betrachtend, mitten drinnen stehen, dann weilt unser Auge am lieb-

sten und längsten auf den Geschöpfen, deren Organisation der unsrigen am nächsten steht, deren Leben unserem eigenen am nächsten kommt.

Und wie könnte es auch anders sein! An den verschiedenen Formen und Farben um uns her üben wir schon als Kinder unsere Anschauungs- und Vorstellungskraft; aus den Vorstellungen des Einzelnen bilden wir nach und nach Gesammtvorstellungen, allgemeine Begriffe und Uebersichten über einzelne Gruppen der Naturkörper und richten erst später, nach hinlänglicher Kenntniß der Heimath, die Frage nach der Fremde.

Aber wir erkennen auch als Kinder immer das am besten, was in irgend welcher Beziehung zu uns selbst von Anderem hervorstechend ist; wir gewinnen zuerst für alle diejenigen Dinge das meiste Interesse, die mit unserem Leben und Thun verwandte Erscheinungen und analoge Gebilde zeigen.

So knüpft denn die wahre Naturbetrachtung immer zuerst an das Nahliegende und Verwandte an, an die Dinge, die uns zunächst und am ähnlichsten, an die Erscheinungen, die uns am meisten afficiren und unserm Sinn am zugänglichsten sind.

Darum muß auch eine richtige und hinlängliche Kenntniß der Natur uns Freude gewähren; denn sie weist uns hin auf das Glück und die Freude, welche wir täglich genießen; auf die Schönheit und Pracht, die

überall zu unsern Füßen blüht. Sie begeistert uns für die unerschöpflichen, ewig frischen Genüsse, welche die Natur dem erschlossenen Sinne ihres Freundes gewährt; sie führt uns hin zu der unendlichen Weisheit, welche in dem Wunderbau des Grashalms und des kleinsten Schmarotzerthieres sich eben so herrlich erweist, wie in dem aus tausend und abertausend Riesenkräften sich harmonisch gestaltenden Ganzen; sie führt uns hin zu der ewigen Liebe, welche das All erschuf, welche auch uns werden ließ, damit uns der Abglanz dieser Güte beseelen und wir, trotz unserer Kleinheit, mit dem eigenen Herzen ihr dienen.

In dem allen liegt denn auch der hauptsächliche und tiefere Grund, warum in unseren Tagen die zoologischen Gärten solche warme, ja man kann sagen begeisterte Aufnahme fanden.

Freilich spielte auch der Reiz der Neuheit dabei eine große Rolle, sowie — namentlich für die Damenwelt — der Vortheil, sich hier im vollsten Staate zeigen und sehen lassen zu können.

Auch heute — es war an einem Abonnententage — entfaltete Frankfurts schöne Welt in dem zoologischen Garten der lieblichen Mainstadt einen kaum beschreiblichen Luxus. Der weite schöne Garten war, namentlich in der Gegend der Wirthschaftsgebäude, wahrhaft überfüllt, und während zwei Orchester abwechselnd spielten,

rauschten die Damen in ihren übermäßig weiten und
kostbaren Gewändern in dichten Colonnen an einander
vorüber.

Das war es nun freilich nicht, was den Assessor
hierhergezogen. Er arbeitete sich daher durch das Ge-
dränge im vorderen Theile der Anlagen durch und be-
gab sich in die nach Norden gelegene Abtheilung, in wel-
cher Frankfurt eine so schöne und große Auswahl von
Antilopen aufzuweisen hat, wie sie so leicht kein ande-
rer zoologischer Garten besitzt. Sommer liebte diese net-
ten Thiere vor allen anderen; boten sie ihm doch schon
dadurch einen ganz besonderen Genuß, daß sie ihm in
Gedanken das Bild jener Tage vor Augen zauberten,
in welchen Wiederkäuer überhaupt noch heerdenweise un-
sere Erde bewohnten. Die große und artenreiche Fa-
milie der Antilopen ist ja noch jetzt eine vielgestaltige
Repräsentantin aller Formen der wiederkäuenden Thiere,
die sich als deren Centralgruppe, lebendig erhalten hat.
Aber wie leicht und schön gebaut waren auch die
Meisten derselben, flüchtig wie Gemsen und schwungkräf-
tig wie Hirsche. Sie sahen dabei den Assessor mit ihren
großen schwarzen Augen so friedlich, ja sehnsüchtig an, daß
es ihn in seiner jetzigen Verfassung fast gerührt hätte...
dagegen freilich wirkten ihre lebhaften und gewandten
Sprünge; mehr aber noch die geistreichen Bemerkungen
eines alten abgelebten Faquins, der sich neben ihn ge-

stellt hatte und die Thiere nun durch sein in die Augen gepetztes Glas musterte. Der Mensch hatte ein entsetzlich nichtssagendes und blasirtes Gesicht, war aber — trotz seinem Alter — wie die meisten jungen Herrchen hier von dem Kopfe bis zu den Füßen ein Repräsentant der neuesten Moden. Eine Duftwolke hüllte ihn dabei so intensive ein, daß ihn selbst die Thiere, sobald sie sich ihm auf einige Schritte genähert hatten, den Rücken wandten.

Der alte Geck — er trug eine sehr sorgfältig gearbeitete Perrücke und ein Bändchen im Knopfloch — lächelte dabei so süßlich, daß Sommer die Galle stieg und er sich nicht enthalten konnte mit leisem Hohne zu sagen: „Die schönen Thiere scheinen nichts von Ihnen wissen zu wollen, mein Herr!"

„He! he! he!" — entgegnete der Angeredete lachend — „sind diplomatisch diese Hartebeests! . . . He! he! he! . . . sind diplomatisch! . . . errathen meine Gedanken!"

„Ei der Tausend!" — rief der Assessor ironisch — „und was sind das für Gedanken, wenn man fragen darf?"

„He! he! he! . . . mörderische!" — meinte der alte Laffe schmunzelnd.

„Sie erschrecken mich!" — rief Sommer und ließ einen verächtlichen Blick über die verwitterte Modege-

stalt gleiten. — „Sie werden die armen Schelme doch nicht umbringen wollen?“

„Umbringen? . . . He! he! he!“ — fuhr der Bebänderte fort — „diplomatisch . . . allerdings! . . . das heißt wollen, . . . mögen . . . leider nicht können.“

„Ich verstehe nicht!“

„Glaub's schon! . . . sind nicht Diplomat!“

„Nein, nur Assessor!“

„Ah!“ — machte der Blasirte mit einer leichten Kopfbewegung.

„Und wen habe ich die Ehre . . .?“

„Von Melsch! . . . ja, . . . he! he! he! . . . Melsch von Melschhausen . . . in diplomatischer Sendung . . . he! he! he!“

Sommer verbeugte sich mit einem Lächeln, das jeden Mann von Vernunft und Ehrgefühl zu einer Erklärung herausgefordert hätte. Den Diplomaten berührte es, wie es schien, nicht. Er mußte sogar gar nichts darin finden, da er ebenfalls gemüthlich weiter lächelte und sagte!

„Jetzt werden Sie meine Gedanken errathen!“

Der Assessor war nicht so glücklich!

„He! he! he!“ — rief der Alte — „scheinen kein Gourmand, kein Gastronom zu sein.“

„Allerdings bin ich das nicht, da ich sträflicherweise,

die herrliche Wissenschaft der Gastronomie zu studiren versäumt habe."

„Sehe es! . . . he! he! he! müßten sonst wissen, junger Mann, daß diese „Hartebeests" das köstlichste Wildpret sind, das es auf der Welt giebt!"

„Was Sie sagen!" — rief Sommer mit verstelltem Staunen.

„Fein! — sage ich Ihnen — pic fine!" — entgegnete der Diplomat und seine sonst matten Augen leuchteten und strahlten, während er den Daumen und den Zeigefinger der linken Hand mit Grazie an den Mund führte und ein leises Schnalzen hören ließ, — „fein! ... pic fine! . . . He! he! he! . . . Wissen Sie was Sir Harris darüber sagt?"

„Bin nicht so glücklich!"

„Sir Harris . . . o! . . . he! he! he! . . . und das ist ein wohlerfahrener Feinschmecker! ... Sir Harris sagt: ein Antilopenbraten ist der König aller Braten! . . . Hören Sie, lieber Assessor? He! he! he!... der König aller Braten! . . . besitzt einen reinen, unvergleichlichen Wildpretduft und zeigt reizend aussehende Lagen von Fett! . . . Hören Sie? . . . reizend aussehende Lagen von Fett!"

„Ich staune über die Tiefe der Beobachtung!"

„Ja! . . . Sir Harris! . . . He! he! he! . . ."

„Ist ein großer Mann!"

„Sicher! . . . sicher! . . . und — sagt er diplomatisch weiter — . . .“

„Harris?“

„Harris!“

„Und er sagt?“

„Die überraschende Menge von solchen reizenden Fettlagen — o! — ich liebe alle Fettlagen . . . he! he! he!“ — und er strich sich dabei wohlgefällig den dicken Bauch — „die überraschende Menge solcher reizenden Fettlagen zwischen dem Mageren übertreffen alle Wildpretarten, die mir irgend bekannt sind! Das köstliche Wildpret . . .“

„Sagt Harris?“

„Sagt Harris! . . . zerschmelze förmlich auf der Zunge . . . ach! . . . he! he! he! . . . und nun gar das Bruststück!“

„Das Bruststück?“

„He! he! he!“ — rief der alte Diplomat mit cynischem Lachen — „ich liebe die Bruststücke sehr! . . . Sir Harris sagt: das sei absolut nur ein Bissen für einen Monarchen! . . . Hören Sie, mein Freund, . . . für einen Monarchen!“

Und der Graf leckte sich mit seiner weißlichen Zunge die Lippen, während seine weitgeöffneten Augen die Antilopen zu verschlingen und in sich hineinzuziehen drohten.

Sommer strahlte vor Entzücken: einen solchen Tropf, ... einen solchen Gaumenlüstling und Bauchdiener hatte er bis dahin in seinem Leben noch nicht getroffen. Dies Original war ganz dazu gemacht, seine trübe Stimmung völlig zu verscheuchen.

„Aber!“ — sagte jetzt der Andere indem er sich mit Gewalt von den Antilopen abwandte — „lassen Sie uns diplomatisch sein und weiter gehen, mein Bester! ich kann diese verwünschten „Hartebeests“ nicht mehr länger ansehen ... he! he! he! . . . sie könnten mich zum Dieb machen! . . . O! lebten wir doch in der Cap-Colonie!“

„Und warum das?“ — frug der Assessor lächelnd, indem sie der Giraffe zuschritten.

„Warum?“ — wiederholte der Diplomat — „he! he! he! weil dort die Impoofoo, die schmakhafteste aller Antilopenarten, zu Hause ist.“

„Ei nun!“ — meinte der Assessor mit verstelltem Ernste — „wie wäre es, mein Herr, wenn Sie einen Acclimatisationsversuch mit diesen Thieren machten? Denken Sie, wenn Sie ganze Heerden der Kuhantilope erzeugen würden, . . . welche Masse von Königsbraten gäbe das!“

„He! he! he!“ — lachte der alte Gourmand — „Sie sind ein Spaßvogel! . . . aber diplomatisch . . . das ist ja schon geschehen ... und wirklich das Einzige,

was mich an diesen kleinen zoologischen Garten knüpft. Bubalos hat hier in Frankfurt schon geworfen. Paris ... große Versuche. Der verstorbene Earl of Derby war aber doch der Erste, welcher 1840 die Cultur der Antilopen in England einführte, ... großer Diplomat!"

„Unsterblich!"

„Auch Viscount Hill im Hawk Stone Park, in Shropshire und Marquis of Breadalbane zu Taymonth haben Zuchten angelegt!"

Der alte Geck und der Assessor waren hier bis in die Nähe der Giraffe gekommen, als das gewaltige Schreien eines Esels ihr Gespräch unterbrach.

Sommer horchte erstaunt auf: — „Giebt es denn hier auch Esel?" — frug er dann.

„O ja!" — entgegnete der Diplomat. — „Sie haben einen vor sich!" — und damit deutete er auf eine Einfassung von Holz, innerhalb welcher sich in der That zwei hübsche egyptische Esel befanden.

„He! he! he!" — lachte der alte dickbäuchige Herr dabei, indem er sich vergnügt die Hände rieb. — „Ich liebe diese Thierchen ungemein ... schon ihrer Distinction wegen."

„Distinction?" — frug der Assessor.

„Ja! ... He! he! he! hat ihnen doch schon die Natur einen Orden mitgegeben ... Kreuz auf dem Rücken!"

„Verstehe!“ — entgegnete Sommer mit ironischem Blitzen des Auges, — „so zu sagen ein natürliches Adelsdiplom.“

„He! he! he!“ — lachte der Alte und drohte mit dem Finger — „Schäker! ... aber nicht diplomatisch, ... wo Bundestag hier ist!“

„Bitte!“ — rief Sommer mit kaum verbissenem Lachen. — „Ich beabsichtigte keine Anzüglichkeit. Das Mittelalter dachte übrigens in diesem Punkte aufgeklärter als wir. Es gab damals Ritter, die den Grauen sogar in ihr Wappen aufnahmen und die Mönche gingen noch weiter. Als zum Beispiel Cisterziensermönche zu Speier darüber verlegen waren, wohin sie ihr Kloster bauen sollten, entschlossen sie sich einen Esel mit ihrem Gelde zu beladen und ihm dann zu folgen. Ich frage Sie, Herr Graf, konnten Mönche einen besseren Wegweiser haben?“

„He! he! he!“ — lachte das alte Modejournal. — „Und wo trappte Grauchen hin?“

„Er blieb in einer morastischen Gegend stecken und die Mönche folgten dem Winke der Vorsehung und ... bauten Maulbronn.“

„He! he! he!“

„Noch jetzt zeigt man den Eselsthurm und das alte vortreffliche Klosterwappen, einen Esel, über dem Thore; auch sollen sich dort noch mehr Eselsspuren finden.“

„Was Sie sagen!“ — meinte der Dicke, eine Priese feinen Tabak aus der goldenen Dose nehmend. — „Warum das gute Thier nur so verachtet ist?“

„Warum?“ — wiederholte der Assessor — „weil es eben ein Esel ist, der sich Alles gefallen läßt: dienstwillig, geduldig und unterthänig und dabei Disteln frißt.“

„He! he! he!“ — lachte der alte Herr, die rechte Hand, die die Priese genommen, wieder mit dem hellgrauen feinen Glacéhandschuh bekleidend. — „Wissen Sie wo ich diese Thiere schätzen lernte?“

„Nun?“ — sagte der Assessor — „vielleicht in Ihrer Heimath?“

„Nein! . . . diplomatisch! . . . als ich mit unserer Gesandtschaft in Italien und Spanien war. Spanien und Italien wissen die Esel besser zu würdigen, als wir . . . und daher sind sie dort schöner. He! he! he! . . . Sehen Sie? Spanien giebt so wenig gerne Zuchtesel ab, als die Engländer oder Araber Zucht-Hengste! . . . diplomatisch! . . . ganz diplomatisch!“

„Sie sollten das nicht thun!“ — meinte der Assessor — „denn Italien und Spanien wimmeln ja voll Esel!“

„Schade daß sie im Norden und bei uns Deutschen ausarten.“

„Entschuldigen Sie, mein Herr, ich halte dies für

ein Vorurtheil; es giebt bei uns nicht minder stattliche Esel, nur daß sie zumeist gröber sind."

„Mag sein! . . . aber daß der Esel ein würdiges und heiliges Thier ist ... he! he! he! . . . das beweist ja schon die Bibel. Denken Sie nur, mein Werthester, an Billelat's Esel."

„Bileam wollen Sie sagen."

„Richtig: und der sprach sogar! — He! he! he!"

„Als wenn das etwas Besonderes wäre, das Esel reden!" — rief der Assessor mit einem Blick auf seinen Nebenmann — „oder ein Beweis, wenn man nicht spricht, daß man nicht sprechen könne! Kann man nicht desto mehr denken, und sind die rechten Vielsprecher immer Denker? Uebrigens liegt ja in den Worten, die Bileams Esel sprach: „„Bin ich nicht dein Esel, der dich so lange getragen hat, und doch schlägst du mich?"" Der Grundtext zu einem recht praktischen Commentar über Fürsten, Staatsdiener, Bürger- und Menschenrechte."

„Wa . . .!" — stammelte bei diesen Worten der alte Geck und blickte durch sein in die Augenhöhlen gepetztes Glas den Assessor groß und erschrocken an. — „Ich habe wohl falsch . . ."

In diesem Augenblick hub der egyptische Esel, vor dem die beiden Herren noch standen, wieder so stark

zu schreien an, daß der alte Diplomat mit seiner Rede einhalten mußte.

„Gottvoll!" — rief Sommer zu des alten Gecken Ohr gewandt — „wissen Sie woran mich dies erinnert?"

„Nun?" — frug jener mit verfinsterter Stirne.

„Als Heinrich IV. einstens die Deputirten einer Stadt, bei seinem Einzuge in dieselbe, am Thore empfing, wurde die Rede der Herren — wie hier die Ihre — auch von dem Geschrei eines Esels unterbrochen. Da lächelte der König und rief: Messieurs . . . l'un après l'autre!"

Und mit diesen Worten verbeugte sich Sommer vor dem Gecken und verschwandt unter der Menge. Melsch stand starr vor Entsetzen. — —

Sommer drückte sich jetzt nach dem mit Enten, Gänsen, Schwänen, Tauchern und Pelikans bedeckten Weiher hin, durch die auf- und abwogende Masse geputzter Damen, deren ungeheure Crinoline und theilweise nachschleppenden Kleider die Passage in der That fast unmöglich machten. Einzelne Erscheinungen waren dabei so auffallend in ihrer Coquetterie, das ihnen Alles nachschaut. So stolzirte eben an dem Assessor eine Dame vorüber, die in Seide rauschte. Alles war Lila und Weiß an ihr: Kleid, Hut, Sonnenschirm, sogar über das Gesicht hatte eine Schminke — des harmonischen Zusammenklanges wegen — einen leisen Schimmer

von Lila verbreitet. Sie war schön gewachsen und schön von Zügen, aber sichtlich ohne Geist. Und wie Manche hier glichen ihr in dieser Beziehung! . . .

Der Menschenstrom trieb den Assessor nach dem Affenhaus hin . . . aber er arbeitete sich los . . . er bedurfte des Hauses nicht.

Eben kam ihm wieder ein Schwarm junger Damen mit künstlich zerzaußten Haaren, Reiterhütchen, Straußfedern und Reifröcken entgegen, . . . umschwärmt von modischen duftenden Herrchen mit Augenpetzern. Sie wollten sich todt über die Affen lachen; . . . namentlich die Mädchen, die unter einander flüsterten und sich mit den Fächern bald das Gesicht bedeckten, bald lachend auf die Hände schlugen.

Dabei schnatterten die Gänse und die Menschen, schrieen die Esel und brüllten die Löwen, während die Töne des Orchesters gewaltig dazwischen fielen.

Der Assessor seufzte! Wie bereute er es, jetzt gerade und an diesem Tage hierher gegangen zu sein.

O Gott! — dort, dicht neben dem Vielfraß, sah er wieder den dicken Diplomaten stehen. Zu seiner Seite — das Cameleon betrachtend — befanden sich zwei geistliche Herren. Ein bekannter Börsenspeculant schaute, pfiffig lächelnd, dem Fuchs zu, während sich die Kameele der Bewunderung einer großen Volksmenge zu erfreuen hatten.

Alle Teufel! — was für verfluchte Gedanken kamen dem Assessor! . . . hätte er sich doch bald zu dem Entschluß verleiten lassen: ein Werk wie Vogt's Thierstaaten zu schreiben.

Er dachte eben noch über diesen Gegenstand nach, als ihn eine neue Erscheinung aus seinen Gedanken aufschreckte. Es war eine stattliche tief in Trauer gekleidete Dame, die in einiger Entfernung, von mehreren Herren umgeben, dahinschritt. Die Unterhaltung mit ihrer Umgebung mußte eine sehr lebhafte und heitere sein, da man einige der Chevaliers heftig gesticuliren sah und selbst das Lachen hörte, das unstreitig eben ein guter Witz hervorgerufen.

Aber die Dame selbst? . . . sie schien dem Assessor in ihrer Figur und in ihren raschen, etwas harten Bewegungen so bekannt? . . . und die Trauer? . . .

Aber es war ja nicht möglich! . . . nach allem was vorgefallen . . . nein! . . . und die Eltern . . . nein! nein! . . . es war unmöglich.

Und doch, . . . und doch! . . . diese Figur, . . . diese Bewegungen, . . . die Trauer . . .

Sommer muß Gewißheit haben. Ohne sich länger zu bedenken arbeitet er sich rasch durch die Menge. Es kostet Mühe: hier tritt er einer Dame auf das Kleid; . . . dort bleibt er an einer Spitzenmantille hängen; . . . jetzt drängt er sich so dicht an einer ungeheuren

Crinoline vorbei, daß diese ein wahres Pfauenrad schlägt, und gleich darauf tritt er einem feinen Modeherrchen auf die Glanzstiefeln, daß dieser laut aufschreit und seine verletzte Fußbekleidung mit stupider Verzweiflung betrachtet. Aber . . . Sommer hat sich durchgearbeitet; . . . rasch biegt er um eine Ecke, und steht . . . vor Eleonoren.

Himmel! . . . wie sie prächtig aussieht in der reichen, außerordentlich gewählten Toilette! . . . und wie schön ihr die Trauer steht!

Aber wie? . . . in diesem von angenehmer Erregung gerötheten Gesichte ist ja von Kummer keine Spur zu finden. Die Baronin lacht, scherzt, ist fast ausgelassen.

Sommer steht verblüfft. Die Füße versagen ihm den Dienst; . . . er kann nicht von der Stelle . . . kann seine Augen nicht von der Gruppe abwenden . . . keinen Ton hervorbringen.

Da rauscht die Baronin an ihm vorüber, ohne ihn zu bemerken. Der Assessor steht noch wie eine Marmorsäule. Plötzlich klopft ihm etwas leise auf die Schultern . . . er fährt empor und gewahrt zu seinem Aerger . . . Herrn von Melsch — seinen dicken blasirten Diplomaten und Gastronom von vorhin.

Sommer glaubt im ersten Augenblick der alte Herr wolle ihn, in Folge seines Abschiedcomplimentes, fordern; aber daran denkt der gute Mann nicht. Sein bornir=

tes stereotypes Lächeln umschwebt noch die dünnen Lippen, während er fragt: ob der Herr Assessor die Dame da kenne, die eben an ihm vorüber?

„Welche?" — entgegnet dieser ungeduldig und finster zugleich.

„Nun, he! he! he!" — lacht der Dicke — „die Dame in Trauer?"

„Nein!" — platzt Sommer zornig heraus; aber er schämt sich sofort der Lüge und ruft, sich rasch abwendend, — „Ja! . . . es ist die Baronin von Dahlen."

„Dahlen? . . . Baronin? . . . he! he! he!" — lispelt Melsch — „diplomatisch . . . ist von Adel! . . . Saprament! . . . ein feiner Braten . . . wohl gar Wittwe? . . . da muß ich doch zuschauen. Meine Knochen sind in Afrika mürbe gebrannt worden, könnten für ihre alten Tage . . . und ein Milliönchen . . . he! he! he! . . . hübsche Frau . . . schöner Körper . . . schöne Formen! . . . Aber es ist Zeit . . . gleich sechs Uhr . . . das Diner bei dem Gesandten beginnt . . ."

Und der Dicke verschwindet ebenfalls unter der Menschenmasse.

Eine junge Wittwe.

Zwei Tage waren verschwunden und Sommer hatte die Stimmung noch nicht gewonnen, den Besuch bei Eleonoren zu erneuern.

Es ist wahr, die Trauer hatte sie so gut gekleidet, daß, in gewisser Beziehung wenigstens, die alten Gefühle seinem Herzen zurückgekehrt waren; nur konnte er mit ihrem Charakter nicht in das Reine kommen. War es ein unbegränzter Leichtsinn, der sie so schnell nach ihres Gatten tragischem Ende und dem finanziellen Sturze ihres elterlichen Hauses schon wieder der Oeffentlichkeit zuführte, während Vater und Mutter daheim darbten und sich fast zu Tode grämten? oder war es gar Gefühllosigkeit verbunden mit Genußsucht?

Der Assessor grübelte hin und her; aber . . . lag denn nicht auch die Möglichkeit einer Entschuldigung vor? Die Baronin konnte ja auch durch irgend welche Verhältnisse an jenem Tage zu dem Besuche des zoologischen Gartens gezwungen worden sein. Und stand es denn fest, das jene Heiterkeit, die Sommer nament-

lich frappirt hatte, nicht conventioneller Natur war? Es wäre doch sehr peinlich für die arme Wittwe gewesen, wenn sie ihren Schmerz der kalten fremden Welt, die ja zumeist so liebeleer ist, hätte zeigen sollen. Tausende lachen im öffentlichen Leben und verbluten sich im Inneren und Geheimen. Konnte dies nicht auch mit Eleonoren der Fall sein? Wie vermochte also Sommer zu urtheilen, ohne die Sache näher zu prüfen?

Er dachte natürlich vor allen Dingen daran, Lina zu befragen; aber auch hier war er unglücklich; zweimal hieß es: Fräulein Lina sei ausgegangen, obgleich er — offen gestanden — an der Wahrheit dieser Aussage zweifelte, da sich die alte Marie gar zu verlegen dabei benahm. Dies aber verstimmte ihn nun noch mehr. Warum ließ sich Lina verleugnen? Meinte er es denn nicht so aufrichtig gut mit ihr? wußte sie nicht, daß er nur *sie* habe, die er bei dieser delikaten Angelegenheit um Rath fragen könne?

Endlich brach sich wieder die Natur und sein fester Charakter Bahn: „*Selbst* ist der Mann!" rief er sich zu „*und gerade aus* ist das Beste!" . . . und er ging zu Eleonoren. War sie die Frühere . . . dann sollte auch sein früher gegebenes Wort gelten.

Wenn ihm nur bei allem dem freudig zu Muthe gewesen wäre, wie sonst! aber es lag immer etwas auf einem Herzen und seiner Seele wie Druck und Zwang.

Sein einmal gegebenes Wort stieß ihn vorwärts und ein räthselhaftes Etwas zog ihn zurück . . . und doch war er sich bewußt, gerade hier rein und edel zu handeln.

So beschäftigte ihn auch jetzt wieder auf dem Wege zu Eleonoren der Gedanke: daß sie sein Besuch peinlich berühren müsse . . . peinlicher in der That, als ihn. Konnte sie es doch nicht vor sich selbst verleugnen, daß sie sich einst von dem Ehrgeize und dem Wunsche zu glänzen zu einem Bruche ihres Wortes gegen Sommer hatte verleiten lassen. Mußte ihr da nicht das Herz klopfen, wenn ihr der Mann jetzt wieder entgegentrat, den sie einst so schmählich zurückgestoßen? — — — So quälte sich Sommer auf dem Wege mit vermeintlich fremder Pein, . . . um bald darauf desto überraschter vor derjenigen zu stehen, deren Wiedersehen ihm selbst Herzklopfen verursachte.

Er hatte sich von dem Dienstmädchen melden lassen und war in ein, mit einer gewissen Coquetterie ausgestattetes Zimmer geführt worden. Aber wie war ihm jetzt zu Muthe! . . . welche Gefühle bestürmten ihn! Die Decke des Zimmers schien auf ihm zu lasten . . . als die Thüre rasch aufgerissen wurde und Eleonore, freudige Ueberraschung in den Zügen, auf ihn zueilte.

Sie war auch jetzt in tiefe Trauer und zwar — obgleich es noch früh war — nicht ohne Eleganz geklei-

det; namentlich stand ihr ein schwarzes Spitzentuch gut, das sie leicht um Kopf und Kinn geschlungen, und welches ihre heute sehr bleiche Gesichtsfarbe auf das Vortheilhafteste hob, während es den Zügen der jungen Wittwe etwas Leidendes und Interessantes gab.

Freilich standen damit die vor Freude strahlenden Augen, Stimme und Sprache in geradem Gegensatze; ja die Art und Weise mit welcher Eleonore ihren früheren Bewerber empfing, war so ungenirt, so ganz anders, wie sie sich Sommer gedacht, daß dieser ganz betreten wurde.

„Sein Sie mir tausendmal willkommen!" — hatte ihm die Baronin beim ersten Blick entgegengerufen, indem sie ihm zugleich die Hand bot, wie einem alten Freunde, den man lange nicht gesehen, aber mit Bestimmtheit erwartet hatte. — „Sein Sie mir tausendmal willkommen, Herr Assessor — denn ich weiß durch die Zeitungen, daß sie dies geworden sind, — sein Sie mir tausendmal willkommen. Aber warum haben Sie mich auch so lange auf Ihren Besuch warten lassen?"

„Gnädige Frau . . ."

„Ist das recht von einem alten Freunde?"

„Ich wagte nicht . . ."

„O! die gewöhnliche Entschuldigung der Männer. Aber Sie haben recht, lieber Assessor, das Schicksal hat auch so mancherlei, auf so grausame Weise . . ."

„Ich habe es erfahren. Glauben Sie mir, daß ich an allem dem, was Sie erduldeten, den regsten, den tiefsten und innigsten Antheil nahm."

„Davon bin ich überzeugt!"

„Namentlich hat mich der Tod Ihres Gatten überrascht und erschüttert, Frau Baronin."

„O nicht doch! nicht doch!" — rief hier die junge Wittwe mit einem leisen Lächeln — „nennen Sie mich um des Himmels Willen nicht „Frau Baronin," . . . klingt doch das alte Eleonore viel zutraulicher."

„Und Sie erlauben?" — frug Sommer angenehm überrascht.

„Nun natürlich!" — sagte die Dame. — „Sind wir denn nicht alte Freunde? Aber lassen Sie sich nieder, bester Assessor, denn ich will hoffen, daß Ihr Besuch keine leere ceremonieuse Visite sein soll."

„Ich denke die Erfahrung hat Sie belehrt, wie herzlich ich es mit Ihnen meine!" — versetzte Sommer und beide ließen sich auf die Cosseuse, die in einem traulichen Eckchen des Zimmers stand, nieder.

Sommer war jetzt in der That verlegen: der ungenirte, fast heitere und wirklich liebenswürdige Empfang, der ihm geworden, — das leichte Hinausgehen Eleonorens über ihres Gatten Tod, an dem sie doch gewissermaßen Schuld trug — und das völlige Ignoriren ihres früheren Unrechts gegen Sommer, verwirrte ihn im

Auffassen dieses eingenthümlichen Charakters nicht wenig. Freilich wäre dies nicht geschehen, wenn er sich nur selbst hätte gestehen wollen, was er von Eleonoren doch schon längst wußte: das nämlich, daß ihr ganzes Grundwesen nichts . . . als Egoismus sei.

Uebrigens entging dem weiblichen Scharfblick Eleonorens die Verlegenheit ihres Besuches nicht. Rasch nahm sie daher eine Miene der Trauer und des Schmerzes an, während sie mit gepreßter Stimme sagte:

„Ja, Herr Assessor, Sie glauben nicht, was ich gelitten und durchgemacht, seitdem wir uns nicht gesehen! O, ich bin auf grausame Weise geprüft, hart dafür gestraft worden, daß ich einst ein treues Herz verkannte."

„Lassen Sie mich den Schmerz mit Ihnen tragen!" — versetzte Sommer, und sein vielsagender Blick suchte die Augen der jungen Wittwe, die aber, für den Moment sentimental niedergeschlagen, den Boden suchten — „und vertrauen Sie der Zeit, die jede Wunde heilt."

Aber jetzt richtete die Trauernde ihr Haupt mit einem kalten verächtlichen Lächeln empor und sagte:

„Sie werden doch nicht glauben, daß ich um Dahlen traure? Nein, wahrlich nicht! für ihn wäre jede Thräne zu viel! Er war ein elender Betrüger! . . . ein eitler, stolzer, läppischer Mensch! . . . ein leeres kaltes Herz! . . . eine eingebildete dünkelhafte Seele!

. . . ein Haustyrann, wie es keinen mehr giebt; doch . . . er ist todt . . . ich will ihm nichts Böses nachreden . . . obgleich er mich um mein ganzes Lebensglück gebracht hat!"

Und Thränen stürzten aus ihren Augen.

Sommer hatte der letzte Herzenserguß der Trauernden etwas die Brust beengt. Und doch! . . . hatte die Arme denn nicht recht? War sie nicht in der That einem jämmerlichen Menschen aus Eitelkeit geopfert worden? — — „War?" — — in einem ruhigeren Momente würde Sommer wohl gesagt haben: „Aber, du lieber Gott, sie that es ja selbst!" — — Jetzt ergriffen ihn die Thränen der jungen Frau und trübten seinen Blick. Wann wäre dies, Frauenthränen gegenüber, bei Männern nicht geschehen. Er suchte sie zu tröſten, zu entschuldigen . . . aber sie selbst that das Letztere noch mehr, indem sie sagte:

„Aber gewiß, lieber Assessor, Sie werden den Stab nicht über mich brechen, weil ich damals so thöricht war, dem Wunsche meiner Eltern, dem stürmischen Drängen jenes Nichtswürdigen zu folgen, der hinter erheuchelter Liebe erbärmlichen Egoismus und elende Habgierde barg. O ich weiß es! ich weiß es!" — setzte sie trostlos hinzu — „daß auch ich nicht ganz freizusprechen bin von Leichtsinn und kindischem Ehrgeiz; . . . aber sollte man dies denn nicht meiner Jugend, meinem Temperamente, mei=

ner Unkenntniß mit Welt und Leben und namentlich . . . mit den Männern zu Gute halten? Glauben Sie mir, edler Mann, geliebt . . . habe ich Dahlen nie."

„Um so schlimmer!" — mußte hier Sommer unwillkürlich denken — „warum hast du ihn alsdann geheirathet und mich, der es doch ehrlich meinte, und den du wiederzulieben vorgabst, zurückgestoßen?"

Aber die Weiber! die Weiber!

Rasch brach dieser Gedanke wieder in sich zusammen, als Sommer jetzt ein Blick aus den von Thränen umflorten Augen Eleonorens traf, in dem ein so inniges, ein so schmerzliches Flehen um Vergebung lag, daß der Assessor nicht widerstehen konnte.

„Lassen wir das, Eleonore!" — sagte er leise, ihre Hand ergreifend und einen Kuß darauf drückend. — „Sie quälen damit sich selbst und mich. Das Geschehene ist nicht zu ändern; ... denken wir lieber an Gegenwart und Zukunft."

„Ach ja!" — rief Eleonore, und lächelte unter Thränen, die sie mit ihrem feinen gestickten Taschentuche rasch auftupfte. — „Denken wir lieber an die Gegenwart und an die Zukunft. Erzählen Sie mir doch, lieber Assessor, wie es Ihnen geht! Sie haben also den Auscultator hinter sich?"

„Und den Referendar!"

„Aber... verheirathet sind Sie doch nicht?“ — frug Eleonore heftig.

„Noch nicht!“ — entgegnete Sommer lächelnd.

„Und stehen Sie sich angenehm?“

„Sehr angenehm und behaglich. Ich habe den Staatsdienst quittirt und bin in das Geschäft meines, Ihnen wohl bekannten und verwandten Freundes Springfuß eingetreten.“

„Wie? und haben allen höheren Staatsstellen entsagt?“

„Ich hätte jahrelang auf eine solche warten müssen, um dann, bei einem leeren Titel, einen kaum nennenswerthen Gehalt zu beziehen. Außerdem ist die Abhängigkeit, in welcher jeder Staatsbeamter mehr oder weniger lebt . . .“

„Ein höherer Rang ist auch nicht zu verachten . . .“

„Ich suche einen solchen durch inneren Werth zu erlangen!“ — sagte Sommer lächelnd.

„Sehr philosophisch!“ — rief Eleonore heiter — „die Welt aber ist mehr praktisch als philosophisch.“

„Unsere Bergwerks- und Gruben-Unternehmen . . .“

„Rentiren sie sich?“

„Recht gut . . . und zwar schon jetzt. In einigen Jahren denke ich soll das Geschäft brillant sein. Aber ich belästige Sie, schöne Frau . . .!

„O nein! nein!“ — rief die Baronin, indem sie

ihre Hand, leise niederhaltend, auf den Arm des Assessors legte, der sich, dem Anschein nach, erheben wollte. — „Bleiben Sie immer, lieber bester Freund! Sie glauben nicht, was ich mich seit der Zeit meiner Wittwenschaft langweile! ... O! es ist erschrecklich ennüant, so jung . . . und schon Wittwe zu sein!"

„Nun!" — sagte Sommer lächelnd — „eine so schöne und liebenswürdige Dame, wie Sie, wird den Wittwenschleier wohl nicht lange tragen!"

„Schön?" — seufzte Eleonore und ein melancholischer Schein flog über ihre Züge. — „Wenn man gelitten hat, wie ich, ist man verwelkt. Indeß" — fuhr sie hier wieder lebendiger auf, indem ihr flüchtiger Blick über den gegenüberhängenden Spiegel flog — „glauben Sie ja nicht, lieber Assessor, daß mich die Schwindeleien meines Mannes und der abscheuliche unverantwortliche Banquerott meines Vaters ganz mittellos gemacht haben . . . ich besitze noch immer — Dank meiner eigenen Kraft — ein ganz artiges Vermögen."

„Aber Ihre Eltern . . ."

Eleonorens Züge verfinsterten sich.

„Lassen wir das!" — sagte sie dann rasch. — „Ich weiß, was ich hierbei zu thun habe. Man hat mich verrathen, verkauft, und zwar in der Hoffnung, . . . aber ich mag nichts darüber sprechen und nichts davon

hören. Mein Vater ist ein unkluger schwacher Mann, der von Speculationsgeist keine Ahnung hat und . . ."

Die junge Wittwe hielt hier plötzlich inne; . . . sie mochte bemerkt haben, daß ihre letzten Worte einen wirklich peinlichen Eindruck auf Sommer gemacht hatten. Rasch änderte sie daher den Ausdruck ihrer Züge, Ton und Sprache und — in alle drei eine gewisse Milde legend — fuhr sie leiser fort: „Sie müssen mich nicht falsch verstehen, mein Freund! an dem was geschah, ist nichts zu entschuldigen; indeß kenne ich meine Pflicht als Kind. Will ich aber den Eltern nicht auch noch die letzte und schwache Hoffnung und Stütze entziehen, so muß ich die Trümmer m e i n e s Vermögens scharf von dem ihren trennen; sonst geht auch das Wenige, was ich noch habe, in dem allgemeinen Schiffbruch unter. Vielleicht scheint mein Benehmen der Welt hart; . . . einmal aber, kümmere ich mich nicht um das Urtheil der Welt; . . . und dann, lieber bester Freund, dürfen Sie mir glauben, daß ich im Stillen ganz im Einverständnisse mit meinen Eltern handle und diese nicht sinken lassen werde."

„Davon war ich überzeugt!" — sagte der Assessor, augenscheinlich von einer schweren Last befreit. — „Und könnte ich dazu die Hand reichen . . ."

„Sie sind ein trefflicher Mensch!" — rief hier Eleonore, schon wieder ganz heiter. — „Aber mit dem Hand-

reichen scheint es Ihnen kein großer Ernst zu sein . . . Sie sind ja noch immer Junggeselle."

Sommer fühlte, daß er bei diesen Worten der jungen Wittwe feuerroth wurde, dennoch faßte er sich und sagte lächelnd:

„Ich könnte einer Frau, wenn auch kein brillantes, doch ein angenehmes Loos bieten; . . . aber . . . ist es meine Schuld, wenn . . ."

Sommer stockte hier. Eleonore aber fiel heiter ein:

„O wie gerne erinnere ich mich noch an die schöne Zeit, die wir, lieber Assessor, in Homburg zubrachten. Wenn Sie — wie ich mit Bestimmtheit annehme — jetzt längere Zeit in Frankfurt bleiben, müssen Sie mich recht, recht oft besuchen, damit wir uns über jene freundlichen Tage unterhalten können."

„Schöne Frau . . ."

„O! Sie bleiben noch in Frankfurt!" — bat die junge Wittwe, und es lag ein bestrickender Zauber in Blick und Ton, während ihre warme weiche Hand die des Freundes erfaßte und leise drückte.

Sommer stieg das Blut abermals zu Kopf und Herz: „Bei solch' liebenswürdiger Aufnahme" — sagte er dann, den Druck zärtlich erwiedernd, — „kann wohl Niemand widerstehen. Ich bin überhaupt hierher gekommen . . . ich meine nach Frankfurt . . . um ein gegebenes, mir heilig dünkendes Wort zu lösen."

„Sie sind glücklich darin!“ — meinte Eleonore, den Blick erröthend niederschlagend.

„Wie so?“ — frug der Assessor staunend.

„Weil es nicht immer Jedem möglich ist, sein Wort zu halten.“

Sommer bebte!

„Wie meinen Sie das Eleonore?“ — rief er stürmisch.

„Auch ich gab einst einem edlen Manne mein Wort . . .“

„Nun . . . und . . .“

„Ward von den Verhältnissen gezwungen . . . es zu brechen!“

„Und würden Sie heute mit vollem treuem Herzen diesem Worte nachkommen?“

„Ich würde es!“ — lispelte die junge Wittwe und sank . . . in die ausgebreiteten Arme Sommers.

Der Millionär.

Makler Höllengaß, der kleine bewegliche Mann mit dem Zahlengesichte, den weitaufgesperrten Augen und den abstehenden, bei jeder inneren Erregung fibrirenden Ohren, trat eben in den „Russischen Hof", den schönsten und feinsten Gasthof Frankfurts. Daß er hier bekannt sei, verrieth der Gruß des Portiers, der dem eiligen Geschäftsmanne nur ein leichtes Kopfnicken zuwarf und ihn damit die große schöne, von Löwen bewachte Treppe passiren ließ.

Aber was kümmerten den Makler Löwen, Statuen, Deckengemälde und alle die übrigen Zierden des prächtigen Hauses; hatte doch Höllengaß ganz andere Dinge im Kopfe, Dinge . . . unter die sogar selbst ein ganzes Haus und zwar ebenfalls ein großes und prächtiges zählte; denn der kleine wußliche Mann beschränkte seine Thätigkeit nicht allein auf Börse und Staatspapiere, er zog Alles was ge- und vermakelt werden konnte in den Bereich seiner Thätigkeit.

Einer seiner besten Kunden war aber ein gewisser Melsch von Melschhausen, . . . ein steinreicher Mann, der sich seit einiger Zeit in Frankfurt aufhielt, einer der Gesandtschaften beigegeben war und — schon der feinen Küche halber — im „Russischen Hof" wohnte.

Es sollte indeß — wie man sich in die Ohren zischelte — eine eigene Bewandtniß mit diesem Herrn Melsch von Melschhausen haben: daß er außerordentlich reich sei, unterlag keinem Zweifel; dafür sprachen sein Leben und der Aufwand, den er trieb, sowie die gewaltigen Summen, für die er bei den ersten Banquiers der Stadt accreditirt war. Weniger gut mochte es sonst mit ihm stehen: mit seinem Adel, seiner diplomatischen Stellung und vorab mit seiner Vergangenheit. Man wollte nämlich wissen, daß der gute Mann früher nur schlichtweg Fleischbein geheißen habe; daß er aus dem benachbarten Kronberg stamme, in seiner Jugend Metzgerbursche gewesen und als solcher nach Afrika ausgewandert sei. Hier habe er einen kleinen Handel mit Schlachtvieh angefangen, dabei Geld gewonnen und es auf diese Weise zu einem hübschen Vermögen gebracht. Einmal in dessen Besitz, habe er aber dann umgesattelt und von nun an, anstatt mit Schlachtvieh, mit sogenanntem, „schwarzem Vieh", das heißt mit Negern, gehandelt . . . mit einem Wort: er sei Sklavenhändler geworden.

Von diesem „Menschenhandel“ sollten denn auch seine jetzigen kolossalen Reichthümer herrühren.

Was aber kann man nicht mit Geld erlangen? Notorisch erkaufte sich denn auch der frühere Sklavenhändler, als er sich mit anderthalb Million — wie man sagte — nach Europa zurückzog, den Adel, nannte sich Melsch von Melschhausen und brachte es sogar durch seine Goldfüchse dahin, seiner Eitelkeit in soweit zu schmeicheln, daß man ihm — allerdings nur zum Schein und dem Namen nach — diplomatischen Missionen beigesellte.

Seine Stärke in dieser Beziehung bestand freilich nur darin, daß er ein wahrer Virtuose in der Gourmendise war und durch seinen Reichthum und seine köstlichen Diners und Soupers die Gesandtschaften, welchen er beigeordnet war, würdig vertrat.

Ein kluger Mann, der auch Diplomat war, sagte einmal: „Man kann die Staatsdiener eintheilen in solche die dem Staate, und in solche, die nur zum Staate dienen.“ Melsch gehörte zu den Letzteren. Er hatte, so zu sagen als Luxusmöbel, mehrere fremde Höfe mit besucht; jetzt, wo sich das Alter und ein allzugutes Leben geltend machten, ward ihm das Reisen unbequem; der alte Junggeselle entschloß sich daher zu einem dauernden Aufenthalte in Frankfurt und hatte zu dem Ende Höllengaß, der ihm durch Geldgeschäfte be-

kannt geworden war, den Auftrag gegeben: ein eben ausgebotenes prachtvolles Landhaus zu kaufen.

In der That war denn auch Höllengaß der Kauf gelungen, und diese frohe Botschaft Herrn Melsch von Melschhausen zu bringen, eilte das wußliche Männchen eben die Treppe hinauf.

Melsch, der nichts mehr haßte, als das frühe Aufstehen, lag noch zu Bett, sich behaglich dehnend und von Zeit zu Zeit einen Schluck der Pariser Vanille-Chocolade nehmend, die vor seinem Lager stand.

Mit Vergnügen nahm er dabei des kleinen Maklers Nachricht auf; ja er lächelte wegwerfend bei dem ungemein hohen Ankaufs-Preise, als seien die fünf und siebenzig Tausend Gulden, die Höllengaß für das Haus zugesagt, eine Bagatelle für ihn.

„Ganz gut! ganz gut!“ — rief Melsch aus seinen Eiderdaunenkissen heraus — „he! he! he! habe nichts gegen den Preis einzuwenden, wenn das Haus diplomatisch!“

„Wie?“ — frug der Makler erstaunt — „das Haus soll diplomatisch sein?“

„Freilich! freilich!“ — meinte Melsch und nahm einen Schluck Chocolade — „diplomatisch! He! he! he!“

„Wie verstehen Sie dies, Exellenz?“

„Werden gleich sehen!“ — entgegnete lächelnd der durch

den Titel Exellenz Geschmeichelte. — „Wie steht es mit der Küche?“

„Sie ist sehr schön, hell und groß.“

„Gut! und der Herd nach neuster Construktion? . . . ich meine fein . . . wie bei Exellenz von Duttermayer?“

„Neuster Construction?“

„Guter Bratofen?“

„Ausgezeichnet.“

„Und die Vorrathskammer?“

„Wie man sie nur wünschen kann.“

„Geräumig?“

„Zu dienen.“

„Kühl?“

„Sehr kühl.“

„Auch Eiskeller da? Eiskeller sehr diplomatisch! . . . He! he! he!“

„Eiskeller befindet sich keiner in dem Hause.“

„O weh!“ — rief der Diplomat und setzte sich mit einer Miene des Schreckens im Bette auf — „dann ist's nichts mit dem Hause.“

„Aber Exellenz . . .“

„Ein diplomatisches Haus muß einen Eiskeller haben.“

„So lassen wir einen einrichten.“

„Geht das?“

„Sehr gut!“

„He bien! dann bin ich zufrieden. Aber ohne Eiskeller?! He! he! he! . . . Champagner muß stets in Eis servirt werden . . . und dann . . . die Delicatessen? he! he! he! wie sollen sie ohne Eis conservirt werden."

„Wir legen also einen an."

„Vortrefflich! und nun noch eine Hauptsache . . . wie steht es mit dem Weinkeller?"

„Ausgezeichnet!"

„Ebenfalls kühl?"

„Ja."

„Groß?"

„Sehr groß."

„Ich bedarf einen bedeutenden Raum: Bordeaux, Rheinwein, Champagner, Burgunder, feurigen Ungar, und dann die ächt diplomatischen Weine: Madeira, Marsala, Lacrimä Christi, Monte Somma, Torre del Greco, Puzzola, Ischia, Galitte u. s. w. he! he! he!"

„Sind alle trefflich unterzubringen, Exellenz!"

„Dann bin ich mit dem Kauf zufrieden!"

„So ersuche ich Exellenz um Ihre Unterschrift."

Melsch ließ sich eine Feder und eine feine Mappe als Unterlage reichen und unterschrieb ohne Weiteres das vorgelegte Papier.

„Aber!" -- sagte er alsdann — „jetzt, Monsieur Höllengaß, — — — wie kann man nur Höllengaß heißen? . . . ist ja schrecklich undiplomatisch! . . . Nie-

mand will mit der Hölle etwas zu thun haben! He! he! he! — — — Jetzt also kommen wir an weitere sehr wichtige Angelegenheiten!"

„Exellenz haben zu befehlen!"

Melsch nahm mit ernster Miene abermals einen Schluck seiner Vanille-Chocolade, dann sagte er fast feierlich. — „Jetzt lassen Sie das Haus auch möbliren ... versteht sich auf das Feinste! ganz diplomatisch! ... ganz bundestäglich ... und dann ... besorgen Sie mir einen Koch ... und zwar einen Chef de cuisine par excellence!"

„Ich bin so glücklich ein ausgezeichnetes Subject dieser Art an Handen zu haben!" — versetzte der kleine Wußliche und seine Nasenflügel und abstehenden Ohren fibrirten ordentlich vor Freude, seinem hohen Kunden genügen zu können.

„Aber wissen Sie auch gewiß, daß er ausgezeichnet ist?" — frug Melsch mit derselben ernsten Miene, mit der wohl ein König vor einer Schlacht nach einem ausgezeichneten General gefragt haben würde. — „Der Koch ist die Seele eines diplomatischen Hauses!"

„Er hat die besten Zeugnisse aufzuweisen."

„Wo servirte er bereits?"

„Bei Graf Windig."

„Wie lange?"

„Drei Jahre."

„Und dann?“

„Bei Baron von Weihershausen, ebenfalls drei Jahre.“

„Die Adressen sind gut. Und was verlangt er?“

„Fünfzehnhundert Gulden.“

„Gut! aber ein viertel Jahr Probe.“

„Wie Sie befehlen.“

„Abgemacht!“

Melsch schlürfte hier den Rest seiner Chocolade; zog die seidene Nachtmütze, die er im Bette statt der Perrücke über dem vollständig kahlen Schädel trug, etwas zu recht, . . . räusperte sich dann und sagte endlich:

„Und nun, nachdem die Hauptsachen diplomatisch erledigt sind . . . noch etwas Anderes!“

„Stehe zu Befehl, Excellenz!“

„Jetzt, he! he! he! schaffen Sie mir noch eine Frau!“

Höllengaß horchte hoch auf. Er wußte nicht, ob er diese Worte für Scherz oder Ernst nehmen solle; aber Melsch beantwortete sein fragendes ungläubiges Lächeln mit einem ruhigen:

„Ich spreche im Ernst.“

Das war nun freilich ein sonderbarer Auftrag. Melsch stand, was Frauen betraf, nicht im besten Rufe. Natürlich dachte der Makler zunächst hieran.

„Exellenz!“ — stotterte daher Höllengaß sichtbar verlegen, — „ich erlaube mir gehorsamst . . .“

„Nun was denn?“

„Gehorsamst zu bemerken, . . . daß ich . . . in Allem . . . aber . . .“

„Sie sind ein Narr, Höllengaß! He! he! he!“ — rief der alte Geck aus seinem Bette lachend heraus. — „Ist das diplomatisch? Man muß an Ihrer Stelle in Allem zu Hause sein. Uebrigens weiß ich, daß Sie ein solider Mann sind, . . . verlange nichts, was Ihr Gewissen beschwert. Ich bin . . . nicht mehr so ganz jung . . . habe gelebt . . . he! he! he! Die halbe Welt gesehen . . . besitze Geld, . . . viel Geld, he! he! he! . . . da will ich denn jetzt in Ruhe meine alten Tage hier in Frankfurt in meinem neuen Hause diplomatisch, he! he! he! diplomatisch zubringen . . . und dazu . . . he! he! he! brauche ich eine junge hübsche Frau.“

„Aber . . . halten zu Gnaden! . . .“ — stotterte hier der kleine Makler noch immer verlegen . . .

„Weiß schon was Sie sagen wollen!“ — rief mit seinem widerwärtigen Lachen der alte Ehestandscandidat. — „Meinen, wird wohl nichts mehr für einen Mann von Distinction geben, der so gelebt hat, wie ich! . . . Können freilich Recht haben, he! he! he! mein Aufenthalt in Paris . . . he! he! he! . . . O! Paris ist für

Diplomaten das Paradies!...Wie es bei vornehmen Türken eine Schande wäre, keinen Harem zu haben, so wäre es dort gleichfalls etwas sehr Lächerliches, reich und hoch ansehnlich zu sein ohne wenigstens eine Maitresse zu unterhalten. Vom Millionär bis zum Viertelmäkler der Stockbörse füttert jeder, der es thun kann, ein solch' kleines Uebel, und man sieht die „Freundinnen" dieser Schwerreichen in Caleschen und zu Pferde alle Tage auf dem Wege nach dem Boulogner Hölzchen traben und die eroberten Throphäen zur Schau tragen; — he! he! he! ganz diplomatisch! sie ersetzen ganz die Stelle von den Maitressen der vormaligen Ducs und Marquis, und veranlassen auch ganz altadelige Unterrocks-Cabalen! He! he! he!"

„Aber . . ."

„Freilich!" — fuhr Melsch mit geckenhaftem Lächeln fort: — „Freilich muß man dazu von Stellung und reich sein, he! he! he! . . . sowie unser eins, Höllengaß! . . . aber, du Himmel, das ist eben nicht immer der Fall . . . auch der geringste Sohn eines reich gewordenen Ellenritters hat jetzt gleiche Prätensionen und setzt seinen Ruhm darein, die 40,000 Francs Rente, die ihm der Vater erarbeitet hat, an Pferde, Hunde und Tänzerinnen lächerlich und unnütz zu verschwenden."

„Indeß . . ." stotterte hier der Makler, der sich bei diesem frivolen Gespräche seines Kunden ängstlich um-

sah, als wittere er den Geist seiner Frau, ... sehe ihre Flammenaugen und ihre . . . gehobenen Hände. Aber Melsch war eben an seinem Lieblingsthema, er bemerkte die Verlegenheit des Kleinen nicht und fuhr mit feucht-leuchtenden Augen, die dürren Lippen leckend, fort:

„O! wenn Sie Madame Delion gekannt hätten! . . . gekannt wie ich, he! he! he! . . .“

„Madame Delion?“ — stammelte Höllengaß aus lauter Verlegenheit.

„Madame Delion!“ — wiederholte der alte Geck, indem er unruhig im Bett hin und her rückte. — „O! sie war ein Engel! eine Göttin! Männer vom höchsten Rang und aus der feinsten Gesellschaft zogen an ihrem Triumphwagen, als ich ihr Freund und Liebling war. Freilich, . . . he! he! he! . . . um den Preis ihrer Gunst zu erschwingen, mußte man reich, sehr reich sein; ein Mittelvermögen war gleich erschöpft, ja nicht einmal hinreichend zu den Präliminarien . . . he! he! he! . . . Graf Leux zum Beispiel, schickte ihr zum vorläufigen Angebinde eines näheren Verhältnisses eine Schachtel voll gebrannter Mandeln, Hundert an der Zahl, und jede in ein 1000 Francsbillet eingewickelt; ein junger Engländer soll sie mit noch vollern Händen besucht und in drei Monaten eine halbe Million mit ihr verthan haben! . . . he! he! he! nicht wahr Höllengäßchen, das ist diplomatisch?“

„Eine halbe Million!“ — rief entsetzt der kleine Makler und stand wie eine Bildsäule. Selbst seine Ohren hatten vor Staunen und Entsetzen zu fibriren aufgehört.

„Ja staunen Sie!“ — rief Melsch lachend. — „Es geht wirklich beinahe über das Diplomatische! Sie trug eine Zeit lang täglich ein neues Kleid, dessen bloßer Schnitt 100 Thaler kostete und bezahlte ein Dutzend feine Hemden und eben so viel feine Taschentücher mit 800 Louisd'or! . . . he! he! he! . . . schöner Preis! Zu einem so asiatischen Luxus in Kleidung und Wäsche gehört aber ganz nothwendigerweise auch ein entsprechender Aufwand in Wohnung und Möblirung; aber nur die wenigsten konnten die Reisekosten nach Korinth bestreiten, he! he! he! die andern kamen in das unzugängliche Eden auf dem Wege, den die Dichter in ähnlichen Fällen einschlagen; sie ließen die Phantasie Feenschlösser erbauen und mit fabelhafter Pracht ausschmücken . . . he! he! he!“ . . .

Höllengaß stand und sperrte Mund und Augen auf.

„Sie können daher denken, Höllengäßchen, wie sehr die öffentliche Neugierde gereizt wurde!“ — fuhr Melsch fort — „als gedruckte Anzeigen und Briefe das ganze hoch- und hochwohlgeborne Publikum einluden, he! he! he! die Wunderdinge zu beschauen, die in der Wohnung der Madame Anna Delion drei Tage vor dem Verkauf

an die Meistbietenden ausgestellt seien, damit Jeder se=
hen und wählen möge . . . diplomatisch! wahrhaftig
diplomatisch! he! he! he! So konnte man ohne Ein=
trittsgeld in den Rosenhain Cytheren's dringen, he! he!
he! und das geheimere Leben und Treiben der Berühm=
ten an Ort und Stelle kennen lernen; obgleich die
Gute eben nicht viel mehr geheimes und häusliches Le=
ben führte, als die paar Stunden, die sie zum Schlaf
und Putz und zu den Sachen, die zwischen Schlaf und
Putz fallen, verwandte! . . . delicieuse! . . . Ich bin
heute ungemein witzig! he! he! he!"

„Und man ging wirklich zu dieser . . . — dieser . . ."
— rief der kleine Makler die Hände zusammenschlagend.

„He! he! he!" — lachte Melsch mit Frivolität. —
„Natürlich! . . . Ganz Paris war auf den Beinen.
Denn . . . he! he! he! in allen Gesellschaften war diese
Schaustellung und die sich daran knüpfende Chronik scan=
dalöse der unerschöpfliche Gegenstand, um den sich die
Unterhaltung des Tages drehte."

„Ein Schwarm von Menschen und eine lange Reihe
von Equipagen zeigten denn auch selbst dem Unkundig=
sten den Weg und es war leicht zu sehen, daß der Zug
nach dem Paradiese ging, so wimmelte es von Zudring=
lichen, die zuerst hinein wollten. Aber die Polizei he!
he! he! — sie hatte zu allem früheren nichts gesagt! —
wachte jetzt mit strengen Augen: die reichen glänzenden

Equipagen mußten sich bequemen, im Schritt zu fahren und mit den Fiakern Queue zu halten . . . Queue! bei Madame Delion! he! he! he! Delicieuse! . . . delicieuse! ... Die Hausthüre wurde aber auch im eigentlichsten Verstande belagert und die Treppe stöhnte unter der Last der Hinaufstürmenden; he! he! he! Kurz, das Paradies war mit neugierigen Adamskindern so vollgepfropft, als wenn es die Hölle gewesen wäre. . . . Die Hölle . . . Sie, Höllengaß!" — rief hier der alte Geck lachend; denn er war in der Meinung, einen neuen Witz gemacht zu haben.

Natürlich lachte der kleine Makler pflichtschuldigst mit.

Aber Melsch war im Zuge, und von so angenehmen Erinnerungen umschwebt, daß er nicht umhin konnte, weiter zu erzählen.

„Das Paradies" — fuhr er mit dem Lächeln eines Satyrs fort — „das Paradies lag in dem neumodischen Stadtviertel, ganz nahe an dem Triumphbogen der Sternbarrière, und hatte seinen Haupteingang von den Elysäischen Feldern, . . . Elysäischen Feldern! . . . delicieuse! ... he! he! he! Weil es aber nicht die Sache eines jeden der früher Hierherkommenden sein mochte, sich sehen und mustern zu lassen, ... natürlich! ... diplomatisch! ... he! he! he! so war hinten, zur Seite in die Rue de Lord Byron führend, noch ein Ausgang zum Entschlü=

pfen! he! he! he!... Der Fuchs hat mehr als Ein Loch! ... Diplomatisch! he! he! he! sehr diplomatisch!"

„Und die Wohnung war schön?"

„Die Wohnung, aus acht Zimmern bestehend, war in der inneren Einrichtung ein Muster von Luxus, Zierlichkeit und Bequemlichkeit zugleich und ... he! he! he! ... das Spiegelbild eines üppigen, raffinirt feinen Daseins."

„Schrecklich!" — stöhnte der Makler.

„Schrecklich?" — wiederholte Melsch lasciv lachend — „im Gegentheil, göttlich! ... göttlich! Höllengäßchen! Die Verzierung des großen Salons á la Louis XVI. mit kirschbraunem Damast, sowie die Ausschmückung des kleinen Salons und des Bücherzimmers mit gelbseidenem Damast, das ganz mit amaranthfarbigem Seidenzeug ausgeschlagene Schlafzimmer ... he! he! he! ... und das geräumige Putzzimmer mit lichtblauer Seide, ohne alles Flitterwerk, machten der Wahl der Bestellerin und der Ausführung des Tapezierers gleiche Ehre. Die Farben waren trefflich, ganz diplomatisch ausgesucht, um den Marmorglanz eines blassen Teints zu heben. He! he! he! Für das allseitige Blitzen schwarzer Juno-Augen aber befanden sich in jedem Zimmer mehrere große gewaltige Spiegel! He! he! he! ... Höllengaß, hätten's sehen müssen: das Boudoir war ein

Spiegel! . . . Raffinirt, Höllengaß, diplomatisch raffinirt! . . . ein einziger Spiegel!" —

„Entsetzlich!" — stöhnte der Kleine, die Summe berechnend, die das Alles kosten mußte.

„Es würde schwer sein, die Möbel zu beschreiben" — fuhr Melsch mit funkelnden Augen fort — „da man in unserem bürgerlichen Deutschland von einem solchen Möbelluxus gar keine Vorstellung hat. Ein Divan und zwei Plaudersophas von vergoldetem Holz, die Kissen und Lehnen mit weißseidenen Ueberzügen und darauf als Verzierung Körbe voll Blumen in Medaillons und Kränzen mit Gold und bunter Seide erhaben gestickt, nebst einem Feuerschirm von ähnlicher Art waren Prachtmöbelstücke he! he! he! von auserlesenem Geschmack."

„Das ist ja wahrhaft fürstlich!" — rief der Makler — „wie bei Rothschild und Bethmann!"

„Höllengäßchen! Höllengäßchen!" — rief Melsch laut auflachend — „sagen Sie lieber wie bei einem Könige, wie Ludwig XVI! oder wie . . . oder wie, . . . wie . . . nun einerlei! . . . Hiezu kamen Schränke und Tische von ausländischen Holzgattungen, mit Elfenbein, Perlmutter und vielfarbigem Holz ausgelegt; Gueridons mit Platten, he! he! he! theils von Malachit, theils von Marmor oder Porphyr und ähnlichem kostbaren Gestein, he! he! he! ganz diplomatisch! Ueberhaupt war das Meiste, was man hier von Möbeln sah, nach dem

altfranzösischen Geschmack zur Zeit Ludwig XIV., der in diplomatischen Kreisen... he! he! he! zur herrschenden Mode geworden ist."

„Unerhört!" — rief der Kleine.

„Diesem Geschmack entsprachen aber auch die Kronleuchter aus Bergkrystall!" — fuhr der Geck fort, sich behaglich in sein Bett drückend. — „Einer davon, Höllengaß, im großen Salon, hing an einer himmelblauen Decke, mit flatternden Liebesgöttern bemalt, he! he! he! mit Liebesgöttern, die Blumen streuen und Pfeile verschießen! he! he! he! delicieuse! he! he! he! Damit stimmten auch die Kamingarnirungen, Stutzuhren und Candelaber von vergoldeter Bronce und von der allerfeinsten Arbeit; Lampen in Form chinesischer Porzellanvasen, Silbergefäße, Marmorschaalen und sonstige Aufsätze, wie dergleichen auch auf den Tischen standen ... ganz diplomatisch! ... ganz diplomatisch! ... He! he! he! ... Aber das Schönste bleibt, ... auch he! he! he! eine Copie in weißem Marmor von der Venus Kallipygos fand sich vor! He! he! he! War auch ganz an ihrem Platz! he! he! he!"

„Aber um Gottes Willen!" — rief hier der Makler und seine Augen traten noch weiter als gewöhnlich heraus — „dazu gehört ja ein unermeßliches Geldspiel!..."

„Ei was!" — lachte Melsch und zog vor Vergnügen die seidene Nachtmütze noch tiefer herab. — „Geld?

. . . was heißt in Paris Geld! . . . Diese Frauen ruiniren Hunderte von Männern . . . und . . . lachen darüber!"

„Schrecklich! schrecklich!" — seufzte der kleine Makler.

„Es ist einmal Mode . . . diplomatisch!" — entgegnete Melsch — . . . „He! he! he! . . . und wer nicht Millionen besitzt, der bleibe davon! he! he! he! Habe auch meine Finger an dieser kleinen Madame Delion verbrannt."

„Aber, Höllengäßchen, was sagen Sie von Geld? Da will ich Ihnen noch ganz Anderes mittheilen. Es ist mir lieb, Höllengäßchen, daß Sie da sind," — fuhr Melsch eifrig fort und dehnte sich behaglich in seinem weichen Bette, obgleich es schon auf elf Uhr ging. — „Bei dem Erzählen verdaut sich die Chocolade ganz vortrefflich und um fünf Uhr ist heute Diener bei dem österreichischen Gesandten . . . diplomatisch! . . . fein! . . . sehr fein!" — rief hier der alte Geck mit vor Lüsternheit funkelnden Augen und schnalzte mit den Lippen. — „Also . . . woran waren wir?"

„An dem ungeheuren Luxus" — sagte der Makler, dem es, seiner Geschäfte halber, unter den Füßen braunte, der aber, der guten Kundschaft wegen, doch Stich halten mußte.

„Richtig!" — rief Melsch. — „He! he! he! an dem Luxus dieser kleinen diplomatischen Madame Delion!

... Also, hören Sie, Höllengaß, und staunen Sie! ... so etwas hat man in eurem nüchternen und bürgerlichen Frankfurt doch nicht! ... Es ist eine Schande! ... in Homburg vielleicht ... aber hier? ... nichts! ... alles untergeordnet! ... noch lange nicht auf der Höhe der Zeit! ... He! he! he! ... also, was sagte ich? ja! ... die Juwelen!"

„Juwelen?" — wiederholte der kleine Makler und Ohren und Nasenflügel fibrirten; denn er machte auch hie und da in Juwelen.

„Ja, Juwelen;" — fuhr Melsch fort — „und zwar besaß diese verteufelte Delion einen Schatz, he! he! he! ... einen Schatz, der an Pracht und Reichthum mit dem Glanze eines Bijouteriegewölbes in der Rue de la Paix wetteiferte."

„Was Sie sagen! Und aus was bestand dieser Schatz?"

„Dieser wirklich blendende Schatz umfaßte eine ganze Legion von Kleinodien und Geschmeiden! ... He! he! he! ... das Wörterbuch der Juwelierſprache ist gegen solch ein feuriges Gefunkel und pfauenschweifiges Farbenspiel von Diamanten, Rubinen, Türkisen, Amethysten, Topasen, Smaragden und wie die Schmucksteine weiter heißen, arm und matt. Armbänder, Ringe, Busennadeln, Ohrgehänge zu Dutzenden; Halsbänder nur etwa zehn, aber dabei eins von überraschender Herrlichkeit

und so viel . . . he! he! he! als ein Rittergut werth. Wie viel Perlen, Höllengäßchen, glauben Sie, daß man an demselben zählte? . . . he! he! he! . . . rathen's nicht! he! he! he! . . . man zählte daran in acht Schnüren nicht weniger als 606 feine Perlen, nebst einer Schließe von drei großen Perlen mit einem Besatz von 24 Brillanten. He! he! he! . . . Nicht wahr das ist nett? ganz diplomatisch. Sein kleines Schwesterchen — das andere Collier — hatte bloß 48 Perlen und eine Schließe mit 14 weißen Diamanten. Auch nicht übel! he! he! he! Nicht so viel Aufsehen, aber noch mehr Knalleffect — diplomatisch! — machte ein Halsband aus 14 großen, von Brillanten umgebenen Saphiren, mit einer Schließe aus vier großen Brillanten, . . . schön gefaßt, he! he! he! von 40 kleinern Diamanten wie von Nebensternen umkränzt und umflimmert."

Höllengaß, der bisher aus Respect vor dem Bette des edlen Melsch gestanden hatte, war bei dieser Beschreibung des Juwelenreichthums einer solchen Dame nicht mehr im Stande, sich auf den Füßen zu halten. Wohl kamen ihm an der Börse die großartigsten Geschäfte vor — wohl verkehrte er tagtäglich mit den über Millionen gebietenden Frankfurter Banquiers; . . . indeß, das waren für ihn natürliche, sich ganz von selbst verstehende Dinge; . . . daß aber eine solche . . . Dame . . . solche Schätze in Juwelen besaß, . . .

und daß man alle diese Schätze als Opfer und Huldigung . . . dieser . . . einer solchen . . . Dame zu Füßen gelegt . . . nein! . . . das konnte ein Mann wie Höllengaß, der Frau und Kinder hatte und schlichter Frankfurter Bürger war, nicht begreifen! Es drückte denn Höllengaß auch wirklich nieder; so daß er, in der That sprachlos vor Staunen, in einen Sessel sank.

„Ja, ja!" — rief Melsch, der sich über den kleinen Makler und seinem Schrecken köstlich amüsirte — „die kleine Delion war ein verteufeltes Persönchen he! he! he! und lebte wirklich und dem Worte nach in brillanten Verhältnissen! he! he! he! wieder ein Witz? He! he! he! höchst diplomatisch! . . . he! he! he! Sie liebte die Diamanten und Perlen sehr und hatte deren die Hülle und Fülle zum Wechseln; 2250 Diamanten und 1600 Perlen! Was sagt Ihr dazu, Höllengäßchen! he! he! he! Man rechne dazu noch das Silber-Zeug, 240 Pfund an Gewicht, so hat man . . . he! he! he! . . . einen niedlichen Haufen von edlem Metall und Gestein beisammen."

„2250 Diamanten, 1600 Perlen und 240 Pfund Silber!" – wiederholte der Makler stammelnd — „und das alles todtes Kapital!"

„So ist's!" — fuhr Melsch lachend fort — „und

ich, he! he! he! ... ich habe auch zu diesen Sächelchen beigetragen . . . he! he! he!“

Und der alte Sünder wälzte sich mit Faunenmienen im Bette herum, seine Hände gemüthlich reibend.

„Und das alles wurde versteigert?“ — frug Höllengaß kaum hörbar und noch immer starr vor Staunen. — „Ich bin auf die Summe gespannt, die da erlöst wurde.“

„Alle diese schönen Sächelchen!“ — fuhr Melsch mit seinem widerlichen griensenden Lachen fort — „alle diese schöne Sächelchen standen in dem Auktions-Catalog. Auch erfuhr man theilweise, aus welcher Werkstätte sie herrührten. He! he! he! . . . es war nur schade . . . he! he! he! daß nicht auch jedesmal dabei der Name des Gebers stand! . . . He! he! he! . . . o das wäre köstlich gewesen! . . . Höllengäßchen! . . . o! . . . dann wäre der Teufel in Paris losgewesen!“

Und der alte Geck wollte sich todt lachen.

Der Makler schüttelte nur sein edles Haupt, bei dem die Ohren jetzt so weit abstanden, als wollten sie gleich zwei mächtigen Fliegenklatschen aus Schrecken über das Gehörte auf den Wangen ihres Besitzers zusammenschlagen.

Endlich hatte sich Melsch von seinem Lachen und Kichern so weit erholt, daß er fortfahren konnte. Er that es mit sichtbar gesteigerter Lust, indem er sagte:

„Mir machte es tausend Spaß zu sehen, wie die schwirrende Menge die ausgekramten Kostbarkeiten anstaunte. He! he! he! Große Kenner des weiblichen Herzens behaupten, daß allen Frauen ohne Ausnahme, selbst den unschuldigsten, seit Frau Eva's Zwiegespräch mit dem Teufel, schon bei der Geburt eine unbezwingliche Neugierde als hervorstechender Charakterzug mitgegeben sein soll; he! he! he! gewiß ist es, daß hier, ... he! he! he! ... wo verbotene Frucht im Spiele war, ... he! he! he! ... die Mehrzahl der Anwesenden aus Damen bestand, und zwar nicht von der kleinen und gemeinen, sondern von der großen und feinen, von der diplomatischen Welt."

Wußte denn hier Melsch was er sagte? ... und ... welchen Fluch unserer Zeit er gedankenlos aussprach?

Lachend kündete der frivole Mensch die schwere und ernste Wahrheit: daß die Zeiten vorbei sind, in welchen ein tiefer breiter Graben über den es schlechterdings unmöglich war hinwegzukommen, die ehrbaren Frauen von den leichfertigen Weibern schied; man hat den Graben ausgefüllt mit weggeworfenen Standes- und anderen kindischen Vorurtheilen. Eine unterhaltende Dirne stellt sich jetzt, wenn sie einen angemessenen Aufwand zu machen im Stande ist, mit den ehrbaren Frauen in gleichen Rang, und in Collisionsfällen, wo eine oder die

andere zurücktreten muß, wird sie schwerlich den ersten Schritt thun. Diese Sorte erscheint jetzt an allen öffentlichen Orten, wohin die feinere Welt kommt, und unterscheidet sich in nichts von den anständigen Frauen, die oft unklug genug sind, sich in ihrem Anzug und ganzen äußern Wesen nach solchen Mustern zu richten.

Aber an diese Dinge dachte ja ein Melsch nicht!

Die Hände vergnügt reibend, erzählte er mit dem Behagen eines eingefleischten alten Sünders: wie er bei der großen Perlenschnur so manches weibliche Auge habe flammen, so manche zarte Wange sich höher färben sehen, und . . . daß sich der stärkste Strom der Anwesenden — worunter Väter mit ihren Söhnen, Mütter mit ihren Töchtern gewesen — nach dem Schlafzimmer der Dame gezogen.

Der Makler saß starr.

Melsch aber lachte wie ein Teufelchen, nickte freundlich und fuhr freudestrahlend fort: — „He! he! he! . . . o! es war delicieuse! . . . Die jungen Mädchen standen verwundert still vor den mit Gold- und Seide-Stickereien prangenden Sophas und vor den Putztischen aus weißem Marmor mit Spiegeln, Schüsseln, Gießkannen, Fläschchen und übrigen Zugehörigkeiten von böhmischem Krystall und dachten vielleicht he! he! he! an den Plüsch und Reps zu Hause und an den Waschtisch in ihrem Toilettenkämmerchen, während die jungen Her-

ren . . . he! he! he! diplomatisch flüsternd die Köpfe zusammensteckten und das Bett . . . he! he! he! . . . das Bett mit seinen prächtigen Mousselinümhängen beguckten, die jedoch he! he! he! für die Schelme nicht so anziehend schienen, als die Matratzen he! he! he! mit Ueberzügen von weißem Atlas — he! he! he! köstlich! — und die battistenen Betttücher mit Spitzenkanten."

Hier schneutzte sich Höllengaß, indem er zugleich wiederholt einen ängstlichen Blick in dem Zimmer umherschweifen ließ, als wolle er sich überzeugen, daß Niemand lausche, am wenigstens der Geist seiner Ehehälfte.

Aber er that noch mehr. Was er von dem alten Cyniker hören mußte, war doch nachgerade zu arg für einen so soliden Mann. Sein Gewissen rief: „Feuer!" und so faßte er rasch den kühnen Entschluß, das Gespräch auf einen mehr praktischen Boden zu leiten: d. h. er frug nach dem Erlös der Versteigerung. Es war dies wirklich auch das, was ihn am meisten interessirte.

„Die Perlenschnur" — entgegnete der Gefragte — „ging für 79,500 Francs weg; ein schwarzes Perlenhalsband für 25,000 Francs; ein Armband, ein großer und schöner Smaragd mit Brillantenverzierungen, für 15,000 Francs . . . he! he! he! nicht wahr, Höllengäßchen, schöne Preise! Auch einige Möbelstücke und Modesächelchen wurden zu hohen Preisen hinaufgetrie-

ben: der gestickte Divan zu 4000 Francs, ein Kronleuchter zu 2600 Francs; zwei Stutzuhren und die dazu gehörigen Leuchter zu 5000 Francs u. s. w."

„Und im Ganzen?"

„Wurde . . . he! he! he! . . . was glauben Sie? . . . eine halbe Million gelöst!"

„Eine halbe Million!" — wiederholte Höllengaß, die Hände zusammenschlagend, aber ehrfurchtsvoll . . . denn Höllengaß hatte immer Respekt vor solchen Summen.

„Und was macht die . . . die . . . die Dame jetzt?"

Melsch lachte laut auf, dann sagte er:

„Ob Madam Delion in Zukunft dem Teufel und allen seinen Werken und Herrlichkeiten entsagen he! he! he! und von der kleinen Habe, wie Einige vermuthen, als junge . . . he! he! he! diplomatisch . . . als junge Wittwe, he! he! he! die ihre Männer im Kriege verloren, in züchtiger Einsamkeit he! he! he! leben, oder, wie Andere sagen, in den Ehestand treten will, he! he! he! lasse ich dahingestellt sein. He! he! he! Indessen — sie ist diplomatisch, diese kleine Delion, es ist daher ihrer Feinheit wohl zuzutrauen, daß sie mit diesem ganzen Verkauf bloß eine Speculation machen wollte! . . ."

„Und das wagt sie öffentlich mit ihrem Sündenlohne zu thun?“ — rief der Kleine.

Melsch lachte laut auf. — „Was ist dabei!“ — sagte er dann — „ist nun einmal Mode so! . . . Aber, lieber bester Höllengaß!“ — unterbrach sich hier plötzlich der alte Herr, indem er sich im Bette aufsetzte, — „wo zu allen Henkern sind wir denn mit unserem Gespräch hingekommen! . . . Was wollte ich doch von Ihnen . . . ja! ja! . . . einen guten und ausgezeichneten Koch, das ist die Hauptsache! . . . he! he! he! . . . ferner das Haus möbliren, . . . den Eiskeller, . . . und dann . . . richtig! . . . he! he! he! eine Frau, d. h. . . . eine richtige Frau . . . keine Delion . . . sondern Eine zum heirathen. Es ist wahrhaftig Zeit, daß ich solid werde . . . he! he! he!“

Es war vielleicht das erstemal, daß dem kleinen Makler bei einem geschäftlichen Auftrage kalte Schweißtropfen auf die Stirne traten. Staatspapiere aller Art, Häuser, Insätze, Wohnungen und eine Menge andere Dinge, gingen Höllengaß, als Makler, beständig durch die Hände . . . aber Frauen . . .?

Unwillkürlich fiel es ihm ein, daß man von Melsch behauptete: er sei einst Sklavenhändler gewesen; . . . und nun . . . kam er sich mit diesem Auftrag auf eine Frau fast ebenso vor.

Bei diesem Gedanken aber überlief ihn wirklich eine

Gänsehaut, und sein in der eben gepflogenen Unterredung schon hart geprüftes bürgerliches Sittlichkeitsgefühl sträubte sich dagegen, wie ein aufgespießter Schmetterling gegen die Nadel.

Vielleicht hätte denn auch wirklich sein Gewissen den Sieg davon getragen, wäre Melsch so kein feiner Diplomat gewesen. Aber Melsch von Melschhausen, der einstmalige Metzgerbursche — Vieh- und später Sklaven-Händler wußte aus Erfahrung, auf welche Weise man die Gewissen der Menschen am schnellsten und sichersten beruhige . . . nämlich durch Geld.

„Wenn Sie mir eine Frau, wie ich sie wünsche, schaffen!" — sagte er daher zu dem kleinen Makler gewandt — „so zahle ich Ihnen eine brillante Courtage . . . he! he! he! — brillant! verstehen Sie? he! he! he! Sie wissen, ich bin reich, . . . sehr reich! . . . Es kommt mir auf das Wieviel gar nicht an."

Höllengaß erschrak. Er hatte das Gefühl, als habe ihn der Satan bereits auf die Zinne des Tempels geführt; . . . aber . . . das Gefühl war gar nicht unangenehm . . . eine brillante Courtage?! . . . das Wieviel einerlei? — — Im Ganzen und näher betrachtet war das Geschäft ja doch kein unehrliches. Herr von Melsch wollte ja nur eine Frau . . . eine „wirkliche" Frau . . . d. h. eine Frau zum gesetz- und kirchen-mäßigen heirathen.

Was war denn da Böses daran? . . . und eine brillante Courtage?

„Und was würden Sie Courtage geben?" — frug der kleine Makter jetzt schüchtern.

„He! he! he! Je nachdem ich zufrieden bin!" — entgegnete Melsch mit Sicherheit — „drei-, vier-, fünfhundert Gulden!"

Höllengaß kratzte sich hinter dem Ohre.

„Sacrament!" — dachte er dabei — „$^1/_2$% von fl. 100,000!" — „Und," — setzte er lauter und zuversichtlicher hinzu — „was stellen Exellenz für Conditionen?"

Melsch lächelte behaglich, dann sagte er:

„Ich verlange vor allen Dingen eine ganz solide Waare! Wenn man in der Welt herumgenascht hat, wie ich, so muß man diplomatisch sein! . . . he! he! he! . . . man kennt alsdann die Weiber, he! he! he! — — — Also Höllengaß vor allen Dinge frische und solide Waare: jung, schön, gesund, von sanftem Charakter . . ."

Der kleine Makler kratzte sich — indem er bei diesen Worten den, trotz des dicken Bauches, abgelebten Geck betrachtete, der kahlköpfig vor ihm lag — abermals hinter den weit abstehenden Ohren.

„Bin ich auch nicht mehr ganz jung," — fuhr Melsch

schmunzelnd fort — he! he! he! . . . „so sieht man mir das, wenn ich Toilette gemacht habe, doch kaum an. . . . Man muß diplomatisch sein, he! he! he! Feine Toilette macht bei Frauen sehr viel! . . . dann . . . meine Stellung! . . . und . . . Höllengäßchen! . . . meine Milliönchen!"

Das war freilich ein Wort, welches schwer in die Wagschale fiel.

„Meine Milliönchen!" — Himmel! gab doch dies eine Wort dem kleinen Makler seine ganze Thatkraft und Wußlichkeit wieder! — „Meine Milliönchen!" — selbst Höllengaß fühlte die Zauberkraft, die in einem solchen Ausspruche für hunderte von weiblichen Wesen liegen werde.

Auch Melsch rückte — im Bewußtsein, was dies heiße, — seine seidene Nachtmütze auf dem haarlosen Haupte, bis sie keck auf dem einen Ohre saß. Dann sagte er mit stolzem triumphirendem Blick:

„Man wird sich um das Glück und die Ehre reißen, Frau von Melsch von Melschhausen und . . . Millionärin zu werden. Uebrigens he! he! he! sehe ich dabei weder auf Rang, Stand noch Geld; auch muß die Gesuchte nicht gerade Mädchen sein . . ."

„Wie?"

„Eine junge Wittwe thut es auch, he! he! he! —

sind oft noch besser . . . he! he! he! Nun? wissen Sie mir etwas der Art? Aber die Sache muß rasch gehen. In vier Wochen will ich verheirathet sein und in dem neuen Hause einziehen. Daß nur bis dahin auch der Eiskeller fertig . . . und . . . he! he! he! . . . die Hauptsache, . . . ein trefflicher Chef de cuisine angestellt ist. Nun? . . . wissen Sie mir eine Frau?"

Aber bei den letzten Worten war es ja wie mit Blitzesschnelle durch des Maklers arbeitendes Gehirn gezuckt: bei dem Wort „junge Wittwe" war ihm seine Geschäftsfreundin, die Baronin von Dahlen, und . . . mit dieser zugleich . . . deren Verwandte, Fräulein Lina, eingefallen. Himmel und alle Welt!

Fräulein Lina, das war ja so ein Bissen für Melsch: schön, jung, herzig, bescheiden, . . . und dabei blutarm. O! da war kein Zweifel, daß diese sogleich mit beiden Händen zugreifen werde; waren doch ihre Verhältnisse im Zielfelder'schen Hause jetzt gerade die peinlichsten und unerträglichsten. Großer Gott! welch ein Glück für dies arme Geschöpf ... „einen Millionär zum Bewerber!"

Jetzt aber zitterte und zappelte auch alles an dem kleinen Makler.

Rasch deutete er dem freudig lauschenden Melsch das Nöthige an, und eilte dann — die Zusage Linas im Voraus dem lüstern lächelnden alten Geck verkün-

dend — davon, um . . . das Geschäft so schnell als möglich abzumachen.

Melsch wühlte sich noch tiefer in die weichen Kissen und versank in süße schmeichelnde Träumereien.

Menschenhandel.

Als Höllengaß den Russischen Hof und Herrn von Melsch verlassen hatte, eilte er geraden Weges nach dem Hause, in welchem Zielfelders jetzt wohnten und wo sich auch, wie er wußte, Fräulein Lina befand.

Der kleine wußliche Makler freute sich dabei über die Maaßen: einmal über die neuerdings zu verdienende brillante Courtage und dann über das unerhörte Glück, welches er berufen war, Fräulein Lina zu verkünden. Es war ja in der That unerhört! Aus einer Stellung, die der einer dienenden Person fast gleich kam, zur Millionärin erhoben zu werden; glich das nicht einer Erzählung aus Tausend und eine Nacht?

Höllengaß aber gönnte es wirklich Fräulein Lina mehr, als allen anderen Evatöchtern Frankfurts, denn er kannte das Mädchen, von seinen Besuchen bei Eleonoren her, als höchst bescheiden und liebenswürdig.

Schon auf dem Wege nach der Zielfelder'schen Wohnung malte er sich daher die freudige Ueberraschung, das Staunen und den Jubel des guten Kindes aus, wäh=

rend er zugleich mit Gewißheit auf die zukünftige Dankbarkeit derjenigen rechnete, die durch seine Vermittlung zu solcher Höhe und zu solchem Glück emporsteigen sollte.

Wer aber beschreibt nun des kleinen Maklers grenzenlose Ueberraschung, da die Kunde, die er dem Mädchen als höchste Freudenbotschaft mittheilte, die Betreffende ganz ruhig und theilnahmlos ließ; . . . ja, von Lina's Seite aus, nichts, als einen ruhigen Dank und eine ganz entschieden ablehnende Antwort hervorrief.

Der kleine Wußliche stand wie eine Marmorstatue, selbst Ohren und Nase hatten ihr Fibrieren eingestellt. Das ging wirklich über seine Fassungskraft . . . anderthalb, wohl gar zwei Millionen auszuschlagen?... nein! . . . dafür hatte er keinen Begriff. In solcher Stellung ein solches Glück zurückzuweisen ...? so etwas war noch nicht dagewesen!

Und dabei ahnte das unschuldige, in größter Zurückgezogenheit lebende Kind noch gar nichts von dem, was und wer Melsch sei. Höllengaß hatte nur von einem feinem, vornehmen, allerdings etwas ältlichen Herrn gesprochen . . . sich aber wohl gehütet, ihn als einen alten abgelebten Wüstling und einstmaligen Sklavenhändler darzustellen. Im Gegentheil, er übertraf sich selbst im Anpreisen seiner Menschenwaare — d. h. des, eine Frau suchenden, alten

Gecken — den er nicht nur als Millionär, sondern auch als einen sehr feinen, einer Gesandtschaft beigegebenen, höchst wohlwollenden Mann prieß, an welchem Lina, als seine zukünftige Frau, sicher einen wahren und väterlichen Freund finden werde.

Aber vergebens! Fräulein Lina hörte alle diese Anpreisungen ruhig und mit dem melancholischen Ausdrucke an, der ihr hübsches Gesichtchen seit einiger Zeit überschattete. Nicht der väterliche Freund, nicht die diplomatische Stellung, am wenigsten aber die Millionen — Höllengaß sprach hier, als kluger Geschäftsmann, natürlich nur in der Mehrzahl — wirkten auf sie ein.

Lina schlug die Hand des unbekannten reichen Freiers fest und bestimmt aus. Nur einen Moment hatte sie einmal dabei an die Möglichkeit gedacht, daß sie durch eine solch' glänzende Zukunft vielleicht ihren Pflegeeltern den Lebensabend erheitern könne; aber ihr weibliches Takt- und ihr Sittlichkeitsgefühl besiegten auch diese Regung rasch. Lina fühlte das Unwürdige, das in einem solchen Handel liege, zu deutlich heraus; und dann . . . wurde sie auch nicht wieder geliebt, so liebte ihr Herz doch . . . treu und innig.

Sie blieb also fest, und nach einer Stunde vergeblichen Parlamentirens sah sich der noch immer ganz verdutzte kleine Makler wieder auf der Straße, ohne das Geschäft zu Stande gebracht zu haben. —

Während sich dies aber hier ereignete, trug sich auch in der Wohnung der Baronin manch Interessantes zu.

Assessor Sommer war hier jetzt ein täglicher Besuch und nach einigen Tagen zum zweitenmale der Bräutigam Eleonorens. Nur wurde für diesmal die Sache noch ganz geheim gehalten, da die Zeit der Wittwentrauer für die Baronin noch nicht abgelaufen war.

Demohnerachtet nahm man in der Stille alle Vorkehrungen, um im rechten Augenblicke keinen unnöthigen Aufenthalt mehr zu finden. Selbst nach einer passenden hübschen Wohnung ließ Sommer an seinem gewöhnlichen Wohnsitze suchen, indem er schriftlich und im Vertrauen Weihrauchs Frauchen anzeigte: er werde ehedem heirathen; sie möge daher die Güte haben, das Nestchen einstweilen zu bereiten . . . aber flott und schön, denn seine Zukünftige sei an Nobles gewöhnt.

Aber das Sprichwort heißt: „Der Mensch denkt, Gott lenkt!"

Er schrieb diesen Brief in der Frühe eines Morgens, nicht ahnend, was sich in derselben Stunde bei Eleonore zutrug.

Es war für eine Dame allerdings noch frühe, neun Uhr, als es an der Thüre, die zu der Baronin Boudoir führte, anklopfte.

Eleonore, die sich noch in einem tiefen, etwas unordentlichen Neglige befand, war erstaunt. Wer kam so

frühe, sie zu besuchen? Der Assessor konnte es nicht sein; denn der war viel zu zartfühlend — zu „frostig," wie sie im Stillen dachte, — um ihr vor zwölf Uhr Mittags eine Aufwartung zu machen.

Aber wer denn?

Die junge Wittwe warf schnell ein Halstuch um, und rief: „Herein!"

Die Thüre öffnete sich leise . . . der kleine wußliche Höllengaß schob den Kopf in das Zimmer und frug:

„Darf ich, meine Allergnädigste?"

Eleonore mußte lachen: Engel werden öfters nur als Köpfchen mit Flügeln dargestellt, um ihre Körperlosigkeit anzudeuten; man konnte nun allerdings den Kopf Höllengassen's kein Raphaelisches „Engels-Köpfchen" nennen; da aber seine großen weitabstehenden Ohren mit durch die Thüre herein kamen, ohne daß man etwas Weiteres von dem Körper erblickte, so sahen diese in der That wie kleine Flügelchen aus und erinnerten an jene Gebilde der Phantasie.

Lachend bat daher die Baronin ihren vertrauten Makler einzutreten, indem sie sagte:

„Da Sie sich heute in so viel versprechender Form anmelden, Höllengaß, müssen Sie irgend ein Evangelium, irgend eine sehr gute Botschaft bringen!"

Auch Höllengaß lachte jetzt mit dem ganzen Gesichte.

„Sie haben es errathen!" — sagte er dabei, wäh-

rend alles an ihm zappelte und wusselte, was immer ein Zeichen großer Aufregung und bedeutender geschäftlicher Erregtheit an ihm war. — „Sie werden staunen, was ich Ihnen bringe, . . . entzückt sein, . . . aber gewiß auch im Glück ihren treuen Diener nicht vergessen."

„Im Glück?!" — frug Eleonore überrascht. — „Habe ich in einer Lotterie den Haupttreffer gewonnen? Ich wüßte doch nicht, daß in den letzten Tagen eine Ziehung gewesen wäre; oder sind die Staatspapiere . . ."

„Ach was, Staatspapiere! was Lotterie! . . ."

„Aber ich begreife nicht? . . ."

„Nun denn, wenn Sie wollen, verschaffe ich Ihnen binnen vier Wochen, ohne Lotterie und ohne Staatspapiere, ein Vermögen von wenigstens zwei Millionen!"

Eleonore sah Höllengaß mit einem sonderbar fragenden Blick an, als wolle sie sagen: — „Sind Sie verrückt?"

Der kleine Makler verstand sie.

„Es ist Wahrheit, was ich sage!" — bestätigte er.

„Nun dann gestehe ich . . ."

„Ich habe eine Parthie für Sie in Händen."

„Eine Parthie?" — wiederholte die Baronin lächelnd — „und mit zwei Millionen?" — setzte sie spöttelnd hinzu!

„Wie Sie sagen!"

„Mit Gütern auf dem Mond, wie bei meinem seligen Mann?"

„Solid und gut!"

„Etwa den Herrn von Bethmann? ... aber der ist ja verheirathet. Oder einen der Rothschilds?"

„Weder Bethmann noch Rothschild, sondern . . ."

„Nun?"

„Es ist ein Mann der Diplomatie."

„Am Ende gar ein Prinz?"

„Er ist bei einer Gesandtschaft attachirt."

„Von Adel?"

„Ja!"

„Und er besitzt wirklich ein Vermögen von zwei Millionen?"

„Anderthalb bis zwei."

„A ha! die Course fallen."

„Ich will Sie reell bedienen und sage daher eher weniger als zu viel. Sie sollen sich nicht täuschen!"

„Und der Mann will mich heirathen?"

„Er würde sich glücklich schätzen Ihre Hand zu besitzen."

„Aber wer ist es denn?"

„Gnädigste Frau, . . . es ist ein sehr feiner, sehr nobler, sehr liebenswürdiger Herr . . ."

„Und dabei jung, schön und reich?" — spottete die Baronin.

Höllengaß zuckte mit den Achseln, dann sagte er in etwas leiserem Tone:

„Jung ist er gerade nicht . . . aber auch nicht zu alt.“

„Also gesetzt?“

„Ja!“ — meinte der Makler — „gesetzt; . . . aber fein . . . und wohlwollend im höchsten Grade. Er würde Sie, gnädige Frau, mit Geschenken überhäufen. Schon hat er durch mich ein prachtvolles Haus gekauft . . .“

„Hier?“

„Hier! und in schönster Lage vor der Stadt. Ich habe jetzt den Auftrag, es auf das eleganteste zu möbliren, . . . einen ausgezeichneten Koch . . .“

„Und eine Frau aufzutreiben.“

„O!“ — rief der Makler.

„Wie sollte mich der Mann kennen?“

„Er sah Sie jüngst im zoologischen Garten, und . . . war entzückt von Ihnen.“

„Das ist sehr schön von dem Mann; indeß . . . ich kann doch Niemand heirathen, ohne auch nur seinen Namen zu kennen.“

„Das ist richtig.“

„So nennen Sie ihn.“

„Es ist ein vortrefflicher Mann, . . . wirklich vortrefflich, . . . wenn auch die böse Welt . . .“

„Den Namen!“

„Herr Melsch von Melschhausen!“

Eleonore brach in ein helles tolles, aber doch auch fast jauchzendes Lachen aus; dann rief sie:

„Melsch! . . . der ehemalige Sklavenhändler?“

„Gerede der Leute!“

„Und den alten Geck nennen Sie fein, liebenswürdig, . . . nicht zu alt, sondern nur gesetzt?!“

„Aber, ich bitte, Gnädigste, wird denn dies nicht alles durch die Milliönchen zugedeckt?“

„Allerdings!“ — fuhr die junge Wittwe lachend fort — „nach dem, was „die Leute“ sagen, wird ein vernünftiger Mensch nicht fragen. Mir wenigstens läge nichts daran. Ob die Millionen durch Sklavenhandel oder auf andere Weise erworben sind . . . die Hauptsache ist, daß sie da sind!“

„Vortrefflich!“ — rief der kleine Makler, vor Freude strahlend. — „Sie sind eine praktische Dame!“

„Und hier liegt kein Schwindel vor? keine Mistification?“

„Ich habe die Anweisung für die Kaufsumme des Hauses in Händen. Sie lautet auf M. A. von Rothschild & Söhne, und von da weiß ich, daß der Mann gut, daß er Millionär ist.“

„Und, Höllengaß,“ — frug jetzt die Baronin, plötz=

lich ernster — „Sie meinen wirklich, daß Herr von Melsch Absichten auf meine Hand habe?"

„Ich meine es nicht nur," — rief der kleine Makler, und Nasenflügel und Ohren fibrirten krampfhaft, — „ich habe sogar den ganz bestimmten Auftrag, um Ihre Hand zu werben!"

Jetzt aber mußte etwas Eigenthümliches in dem Inneren Eleonorens vorgehen: der Ausdruck von leichtfertigem Hohn und Spott, der bisher in ihren Zügen gelegen hatte, war plötzlich verschwunden und an seine Stelle trat ein fast männlicher Ernst, während sich ein gewisses kühnes Triumphiren in den aufleuchtenden Blicken kund gab.

„Millionärin!" — jauchzte es in ihrer Seele, und vor diesem Jubelruf ihres tiefinnersten Wesens brach alles Andere morsch zusammen.

Wo kein Herz, kein Gefühl, keine Wärme für Hohes und Edles vorhanden ist, sondern nur und allein Eigennutz, Berechnung und Eitelkeit, da giebt es nicht einmal einen Kampf, wenn man sich zwischen den Anforderungen der höheren Sittlichkeit und einem bedeutenden Vortheile entscheiden soll. Das Speculiren an der Börse hatte dabei in Eleonoren nach und nach der kalten Berechnung und dem Speculationsgeiste dermaßen das Uebergewicht verschafft, daß nichts mehr gegen diese beiden Regungen aufkommen konnte. Wie die

Leidenschaft des Ehrgeizes sich nichts daraus macht, über den Rücken — und, sollte es sein müssen, selbst über die Leichen — derjenigen hinaus zu steigen, die früher Freunde, Beschützer, ja Gönner des Ehrgeizigen waren, so kennt auch der habsüchtige Egoismus keine, auch nicht die leiseste Rücksicht. Mag alles Andere in Trümmer gehen . . . wenn nur er seine Befriedigung findet.

Eleonore durchzuckte jetzt nur der einzige Gedanke: die Frau eines Millionärs werden zu können! . . . was lag ihr da an Sommer? . . . was focht es sie an, das man Melsch vorwarf: er habe sein Vermögen durch Menschenhandel erworben? . . . was kümmerte sie sein Alter, seine Abgeschmacktheit, sein leichtfertiges geckenhaftes Wesen? . . . nichts, gar nichts! Sie konnte durch diese Heirath die Frau eines Millionärs, also selbst Millionärin werden . . . und dies . . . war ihr genug; . . . denn . . . es war ja das Ideal ihrer Träume.

So war denn auch ihr Entschluß rasch gefaßt. Galt es hier doch, wie bei so manchem Börsengeschäfte, Entschiedenheit und schnelles Handeln. Der Augenblick ist ja zumeist entscheidend: heute stehen die Papiere hoch, also rasch verkauft; wer weiß, um wieviel Procent sie morgen niederer sind; heute stehen andere nieder, also schnell und ohne Schwanken gekauft, morgen kann sie eine Kleinigkeit gewaltig in die Höhe getrieben haben.

In diesem Momente war Melsch mit seiner Million oder seinen Millionen noch zu haben; . . . der Teufel aber konnte wissen, ob, bei einem unklugen Zögern, dieser fette Bissen Eleonoren nicht von einer Anderen, ehe sie es sich versehen konnte, vor der Nase hinweggeschnappt werde.

Also, wie an der Börse, rascher Entschluß und Entschiedenheit . . . und . . . Eleonore erklärte sich bereit zum Abschluß des Geschäftes, . . . freilich unter geschäftlichen Bedingungen. Einmal — so schrieb sie dem kleinen Makler vor — müsse der alte Herr noch heute selbst bei ihr erscheinen und effective um ihre Hand anhalten. Sodann aber habe derselbe durch Ehepackten festzusetzen, daß sie jährlich, außerdem, was sie für Garderobe, Reisen, Theaterloge, Concerte, Gesellschaften, Bälle rc. rc. brauche, zehntausend Gulden Nadelgeld erhalte und ihr, bei seinem Ableben, das ganze Vermögen zufalle, ob nun Kinder aus ihrer Ehe da seien, oder nicht.

Höllengaß, ganz seelenvergnügt über das Jawort, — notirte diese Bedingungen in seine Brieftasche, da er deren Erfüllung und somit auch seiner schönen Courtage sicher war. Dann eilte er im verdoppelten Geschäftsschritte mit Windeseile davon, seinem hochverehrten Kunden die frohe Nachricht des glücklichen Geschäftsabschlusses zu bringen.

Als um zwölf Uhr der Assessor seinen gewöhnlichen Besuch bei der jungen Wittwe abstatten wollte, vernahm er mit Erstaunen, daß die gnädige Frau, die doch gestern noch so heiter und wohl gewesen, heute durch Unwohlsein an das Bett gefesselt sei. Auch den Nachmittag war sie es noch; . . . doch sah er beim Weggehen — er war schon am Ende der Straße — eine Equipage vorfahren. Es wird der Arzt sein, dachte Assessor Sommer mit wirklichem Bedauern, und nahm sich vor, den kommenden Morgen zeitig wieder nachzufragen.

Eine Stunde später waren die Ehepackten zwischen der Baronin Eleonore von Dahlen und dem Gesandtschaftsattaché, Melsch von Melschhausen, unterzeichnet.

Den kommenden Tag war die ganze Stadt von dieser neuen Brautschaft unterrichtet.

Lina.

Es kommen uns im Leben oft Dinge vor, die an das Unglaubliche grenzen, . . . Handlungen von Menschen, die wir nie für möglich gehalten hätten. Sind dieselben der Art, daß sie uns peinlich verletzen, vielleicht auch unsere heiligsten Gefühle in den Staub treten, so sind wir gar leicht geneigt, nicht nur den Glauben an den Einzelnen, der uns so schmerzlich verwundet hat,... sondern auch den Glauben an die ganze Menschheit aufzugeben.

Wir verfallen alsdann aber zumeist in einen großen Fehler, und der besteht darin: daß wir diejenigen, die uns so tödtlich kränkten, von vorn herein falsch beurtheilten — wohl meistens nach uns selbst — nicht aber nach deren ureigenster Individualität.

Namentlich offene und schlichte Menschen fallen oft in diesen Fehler, weil sie selbst zu gut und rechtlich sind, und von Verstellung oder jenem häßlichen, jetzt leider nur allzusehr verbreiteten Egoismus nichts wissen, der so häufig zum Verräther — zum Judas

Ischariot — an dem eigenen besseren Ich, an Freunden und Verwandten, ja an der ganzen Menschheit wird.

Und in diesen Fehler war denn auch, von Anfang an, Sommer verfallen. Er hatte Eleonore zu leicht genommen; hatte sich von ihrer äußeren glänzenden Erscheinung zu sehr blenden, von der Kunst, anders zu scheinen, als man ist, täuschen lassen. Selbst gerade, offen und herzensgut, hatte er das Mädchen, das ihm zu gefallen gewußt, zu sehr nach sich beurtheilt; war mit einem Worte, zu wenig in Eleonorens Charakter eingedrungen.

Würde er dies letztere ernster gethan haben, so hätte er sie nicht nur launisch, eitel und herrschsüchtig gefunden, sondern auch über die Maaßen egoistisch; ja er würde zu seinem großen Vortheile schon damals und nicht erst jetzt zu der traurigen Ueberzeugung gelangt sein: daß in Eleonorens Charakter und Wesen der Egoismus Alles überwuchere, ... selbst die ihr eigenen guten Seiten.

Er hätte alsdann auch mit dem ersten Abfall von ihrem Wort — wenn es überhaupt nur so weit gekommen wäre — genug gehabt, und sich nicht einem noch schmählicheren zweiten ausgesetzt.

So aber entschuldigte er, bis zu dieser Stunde, vor sich selbst alle ihre Fehler; — vermuthete stets nur

eine Irrleitung, hoffte immer noch auf den endlichen Durchbruch des gewiß doch guten Kernes und auf die Möglichkeit Eleonore schließlich durch Vernunft und Güte auf den rechten Weg zu bringen.

Jetzt freilich war Assessor Sommer von diesem in seinem edlen Charakter begründeten Vermuthen, Voraussetzen und Hoffen mit einemmale vollständig geheilt; ... aber . . . wie schmerzlich und peinlich war diese Heilung für ihn!

Anfangs glaubte er dem Gerüchte nicht, als es zu seinen Ohren drang. Er wollte sich selbst überzeugen, . . . eilte nach der Wohnung Eleonorens ... und . . . ward mit dem abermaligen Bedeuten: „Die gnädige Frau seien krank,“ abgewiesen.

Jetzt schrieb er: gerade, offen und entschieden, wie es in seinem Charakter lag. Die Antwort war einfach eine Verlobungsanzeige der verwittweten Baronin von Dahlen mit dem Gesandtschafts-Attaché, Herrn Melsch von Melschhausen.

Der Assessor war wie vernichtet; . . . nicht vor Schmerz und Liebesverzweiflung, wohl aber vor Staunen und Ueberraschung ... über eine solche Handlungsweise!

Er hatte in der That kein Wort, keinen Begriff dafür; aber auch keinen Zorn darüber . . . nur . . . Verachtung! . . . Verachtung derjenigen, die ihn

hier, aus reinem Egoismus, zum zweitenmale so schmählich behandelte, . . . Verachtung für das ganze weibliche Geschlecht.

Sein Entschluß stand jetzt fest: nie zu heirathen!

Sommer wäre denn auch sofort nach seinem Heimathstädtchen abgereist, hätte er nicht den Tag zuvor Briefe von Springfuß erhalten, die ihn geschäftlich noch einige Tage an Frankfurt banden. Zugleich schämte er sich vor sich selbst, einer solchen Erfahrung gegenüber, Schwäche zu zeigen, was ein entschlossenes Aufraffen und ein, allerdings erzwungen ruhiges Wesen zur Folge hatte. Indeß, er mochte thun, was er wollte, die Indignation über Eleonorens Benehmen wich nicht aus seiner Seele, ja sie steigerte sich mit dem erbärmlichen Geschwätz der Leute, die jetzt nur von dem ungeheuren „Glück“ der jungen Wittwe sprachen, . . . von ihren „glücklichen Erfolgen,“ . . . von ihrem „genialen Wesen,“ daß ihr ein solches Glück angebahnt.

Dem Assessor stieg die Galle, und . . . er hatte recht. Armselige Ansicht der Zeit!

Sommer eckelte diese Art, dem Erfolg, dem Glück und dem Geld zu huldigen, gewaltig an.

Und wer war es denn, der dies „ungeheuere Glück“ Eleonorens am meisten prieß, sichtlich mit Neid im eigenen Herzen? . . . Wer anders, als der weibliche

Theil der sogenannten guten Gesellschaft, mit der er jetzt, in Folge der Vereinigung mit Grubenbesitzer Springfuß, häufig zusammenkam.

„Ich heirathe nie!" — sagte der Assessor zu sich selbst.

Und doch! . . . wenn er in einsamen Stunden darüber nachdachte, wie manchmal entspann sich dann wieder — selbst gegen seinen Willen — ein eigenthümlicher Kampf in seinem Inneren.

Assessor Sommer hatte doch bei aller seiner ursprünglichen Jovialität, zu viel Herz und Gemüth, um für alle Zukunft einer glücklichen Häuslichkeit zu entsagen. Freilich wiederholte er, so oft er an Eleonoren dachte: „Ich heirathe nie!" Aber gerade die Verachtung, die er der Baronin jetzt zollte, weckte in ihm einen gewissen zornigen Widerspruchsgeist, und dieser, aus Trotz, den alten, freilich nun oft bitteren Humor.

„Ich heirathe nie!" — wiederholte er dann abermals, und doch zuckte es dabei durch seine Seele, als müsse er gerade jetzt, der Treulosen zum Trotz, einer Andern seine Hand reichen.

Vorbereitend schrieb er in solcher Stimmung an Weihrauchs Weibchen zurück: Sie möge mit dem Aufsuchen eines Logis etwas einhalten. Er habe sich anders besonnen, und glaube, daß er doch ledig bleibe.

Diese aber — die nichts Näheres um die Geschichte

mit der Baronin wußte — antwortete in heiterem Tone: Er sollte immerhin ein Frauchen mit heimbringen. „Wagen gewinnt, wagen verliert!“ — setzte sie neckisch hinzu. — „Frisch gewagt ist halb gewonnen. Nur nicht zu lange gezaudert.“

„Freilich!“ — dachte Sommer — „sonst geht es einem, wie dem Tarquinius, der das Geld, wofür er anfangs alle neun sybillinischen Bücher haben konnte, am Ende für die wenigen Ueberbleibsel zahlte.“

Ich weiß im Voraus, — schrieb die Freundin weiter — daß Sie klug und verständig wählen. Ein so umsichtiger Mann, wie Sie, wird nicht eine leere Schönheit, oder eine eitle stolze Weltdame heirathen. Was sollten wir auch mit ihr hier in unseren Gruben- und Kohlenbezirken oder in unserem lieben kleinen Heimathstädtchen. Für einen so heiter-gemüthlichen und gemüthlich-heiteren Mann, wie unser Assessor, paßt nur eine unverdorbene natürliche Hausfrau . . . gebildeter und gescheiter, wie ich armes einfältiges Ding, darf sie dabei wohl sein. Und eine solche Ehehälfte . . .

Wieder lachte Sommer hier laut auf:

„Ja, das ist es eben!“ — meinte er dabei — „Hälfte! . . . der Teufel hat das Wort Ehehälfte erfunden. Das Wort Hälfte ist ein sehr glücklicher Ausdruck, da so viele Weiber nur halb dem Manne gehören.“

„Und eine solche Ehehälfte" — fuhr er, den Brief weiterlesend, fort — „ist ein unschätzbares Kleinod. Schimpfen Sie hier immerhin auf die Eingebildetheit, mit der ich mein Geschlecht herausstreiche. Aber in Freud und Leid, in Krankheit, Alter, Noth und Anfechtung erscheinen Weib und Kinder doch als die einzigen wahren Freunde, die euch Männern schon von der allgütigen Mutter Natur angewiesen sind, und zwar als der fruchtbare Weinstock um das Haus, und die Oelzweiglein um den Tisch; . . . wie der köstliche Balsam, der von Arons Haupt fleußt in Bart und Kleid; . . . wie der Thau, der von Hermon herabfällt auf Zions Berge. (Sie sehen, ich habe meine Bibel auch als Hausfrau nicht vernachlässigt.)"

„Alles schön!" — rief Sommer aufspringend — „aber die Guten und Rechten sind so verdammt selten. Und dann . . . erinnern denn nicht die meisten Ehen an die bekannten Wetterhäuschen: tritt der Mann heraus, so bleibt die Frau darin, oder umgekehrt; zusammen gehen sie nie ... denn . . . sie sind nie einig über das Wetter! . . . Ich hab' die Sache satt . . . ich heirathe nie!"

Und doch war es gerade dieser einfache Brief der kleinen Frau, der ganz eigenthümlich auf Sommer zurückwirkte.

Der Assessor mußte auf seinem heutigen „Lauf" in

der Natur und die ganze Nacht hindurch über ihn nachdenken.

Welch' stilles schönes Glück war seinem Freunde Weihrauch gerade durch die Ehe mit diesem lieben einfachen häuslichen Wesen erblüht. Ewig Junggeselle zu bleiben, war doch auch nicht gerade verlockend.

„Ein Mann ohne Frau ist ein Haus ohne Dach, und eine Frau ohne Mann . . . ist ein Haus ohne Fundament!" — hatte die Kleine noch am Fuße ihrer Epistel geschrieben. Sommer fühlte zu seinem Aerger die Wahrheit, die darin lag; aber er triumphirte bei dem Gedanken: „nur bei den Ledigen wohnt die goldene Freiheit."

Dann trat ihm wieder der Anfang des Briefes entgegen, mit den Worten: „Ich weiß im Voraus u. s. w. Ein so umsichtiger Mann, wie Sie, wird nicht eine leere Schönheit oder eine eitle stolze Weltdame heirathen. Was sollten wir auch mit ihr, hier in unseren Gruben- und Kohlenbezirken, oder in unserem lieben kleinen Heimathsstädtchen. Für einen so heiter-gemüthlichen und gemüthlich-heiteren Mann, wie unser Assessor, paßt nur eine unverdorbene, natürliche Hausfrau u. s. w."

Himmel! was lag für Sommer nicht alles in diesen Worten. Einmal die Selbsterkenntniß, daß er ein Narr gewesen sei, um ein Wesen — wie Eleonore — zu freien;

dann die Erinnerung an seine alte gottvolle gemüthliche Heiterkeit, die in der That seit seiner Bekanntschaft mit jener Dame beim Teufel war; . . . und endlich . . . „paßt nur eine unverdorbene, natürliche Hausfrau!“

Es war merkwürdig, wie es ihm auf einmal bei der Erinnerung an diese Briefstelle, so ganz sonderbar überkam: heiß und kalt, wie Licht und Finsterniß, wie Schrecken und doch auch wie eine sich aus der Tiefe seiner Seele herausdrängende aufjauchzende Lust; . . . wie wenn ihm Schuppen von den Augen fielen oder er plötzlich neugeboren sei; . . . als müsse er sich einen Wahnsinnigen nennen und beohrfeigen . . . und doch auch wieder vor Entzücken umarmen!

„Laßt uns nicht in's Weite schweifen, denn das Gute liegt so nah!“

„Himmel und Hölle! War es denn wirklich der leibhaftige Satanas, der mich geblendet hat!“ — schrie er jetzt plötzlich auf. — „Wie ist mir denn? Leben wir denn noch in der Zeit der Hexen und Zauberinnen? Hab' ich Esel denn von einem behexenden Liebestrank getrunken, der mich so ganz und gar irrleitete? daß ich liebte, wußte ich; . . . ja mein ganzes Wesen beherrschte und durchdrang das tiefinnerste Bedürfniß zu lieben und . . . geliebt zu werden; aber . . . o du allgütiger Himmel, da geht mir ja plötzlich in meinem

Inneren ein Licht auf ... so groß wie ein Leuchtthurm! Wen lieb' ich denn eigentlich ... und ..."

Und Sommer — der sich in's Bett gelegt hatte, aber von seinen Gedanken wach gehalten worden war — fuhr wie elektrisirt empor, setzte sich auf und faßte seinen Kopf mit beiden Händen. Dann fuhr er laut fort:

„Hatte ich Kameel denn keine Augen im Kopf? Ist sie denn nicht so lieb, so schön, so gut, so bescheiden, so häuslich, wie keine Andere? Steht sie an Liebenswürdigkeit und Bildung irgend einem anderen Mädchen nach? Uebertrifft sie nicht alle Anderen an Güte des Herzens? O, ich Rhinoceros! und ich sah dies alles nicht? ... Und ... wie ist mir denn? ... wenn ich jetzt an so Manches denke! wenn ich mich jetzt an ihr eigenthümliches Auftreten bei dem schmählichen Benehmen Eleonorens erinnere! ... an den Schmerz, den sie darüber kund gab, ... an ihre Theilnahme, ... an die Trauer, mich gekränkt zu wissen und ... scheiden zu sehen! ... Himmel und alle Wetter ..."

Und Sommer versank, ohne seine Situation zu verändern, in immer tiefere, aber auch immer ernster werdende Gedanken.

Hatte er sich denn nicht immer in Lina's Nähe so behaglich, so ruhig, so still glücklich gefühlt? ... Liebte er sie denn nicht schon längst, als seine gute, herzige... Schwester? ... Oder, besser gesagt, hatte er hier

nicht einer in der That aufkeimenden wirklichen Liebe — seiner eingebildeten Leidenschaft und seinem überspannten Ehrgefühle wegen — den Mantel der Schwesterliebe umgeworfen? Hatte er nicht manchmal im Stillen den Wunsch gehegt: o wenn doch Eleonore wie Lina wäre?! und war denn dies etwas anderes, als ein Aufschrei der Natur, ein Aufschrei, der einzig wahren, einzig berechtigten und nur irrthümlich verkannten Liebe?

Sommer hatte bisher noch immer seinen Kopf mit beiden Händen gehalten, als wolle er sich überzeugen, daß er denselben nicht verloren habe, und daß dies überhaupt sein und nicht der Kopf eines Andern sei, in welchem plötzlich ein so wunderbares Licht, ein so ganz neues Leben aufgehe!

Jetzt sanken die Arme zurück, aber der Körper blieb noch immer aufrecht sitzend, während in der Seele Sommers eine Erinnerung nach der anderen emporstieg, die sich dann sämmtlich als leuchtende Sterne an dem Himmel einer in schönster Ahnung begriffenen Seligkeit aufstellten.

Wie war es denn mit Lina gewesen, als der Assessor in Homburg die erste Kränkung und Zurücksetzung von Eleonore erlitt? In seiner Verzweiflung war er damals zu Lina geeilt. Jetzt aber fiel es ihm erst recht auf, wie er sie damals gefunden: im höchsten

Grade aufgeregt, voll Indignation über das Benehmen der Freundin, . . . Thränen des Schmerzes über die Trennung von ihm im Auge. Wie hatte ihre Stimme damals gezittert, als die Rede darauf kam, daß nun auch ihr hübsches und kurzes Zusammenleben zerissen sei; und hatte damals Lina's Hand nicht gewaltig in der seinen gezittert, als sie scheidend sagte: „Vergessen Sie mich nicht. . . ich . . . werde Sie . . . nie vergessen!"

Sommer vermochte jetzt gar nicht zu begreifen, wie ihm damals die Augen nicht aufgehen konnten. Er dachte nicht daran, daß ihn erst Eleonorens glänzende Erscheinung und dann seine zornige Aufregung geblendet.

Und wie viele ähnliche Momente fand er jetzt in seiner Erinnerung vor, die auf die innigste Theilnahme Lina's für ihn, . . . ja auf weit mehr, . . . auf eine still verschlossene Liebe zu ihm hindeuteten.

Und wenn er an die Stunden dachte, die er so manchmal in Lina's vertraulicher Nähe zugebracht . . . wie sich da immer unwillkürlich in ihm das gemüthliche Element herausgekehrt; wie sie sich beide dabei in dem Drange gegenseitiger Achtung und gegenseitigen Vertrauens begegnet; wie er stets bei Lina Trost und Beruhigung, ja eine stille Beglückung gefunden; . . . wie alles, was sie sagte, immer so herzig, so liebevoll ge-

wesen; . . . wie aus ihren Blicken stets eine so ergreifende Gemüths- und Gefühlstiefe gesprochen, in dem Tone ihrer Stimme etwas so Theilnehmendes, fast Wehmüthiges gelegen . . . o! . . . dann kam es ihm an, als müsse er sich den Kopf herunterreißen, weil er bis heute so unsinnig dumm, so stockblind gewesen!

Und diese Wehmuth, dies melancholische Wesen, das manchmal bei Lina so scharf hervortrat? war denn Sommer nach allen diesen Erinnerungen nicht berechtigt, es für den schmerzlichen Ausdruck einer nicht getheilten, einer von ihm unverstandenen Neigung zu halten?

Und — wenn dies wirklich der Fall war — was mußte das arme Kind alsdann bis heute bei Sommers Kälte gegen dasselbe und seiner thörigten, fast eigensinnigen Bewerbung um Eleonoren gelitten haben?

Und doch hatte Lina die Freundin immer noch, so viel und so weit sie konnte, entschuldigt und vertheidigt!

„Edles, herrliches Mädchen!" — rief Sommer und wäre beinahe aus dem Bett gesprungen, um mitten in der Nacht zu ihr zu laufen und ihr fußfällig Abbitte zu thun.

Und doch, wenn er sich wieder und abermals irren sollte?

Aber nein! nein! wie stand es denn in letzter Zeit? Welchen Eindruck hatte es denn auf sie gemacht, als er sie jüngst so ganz unvermuthet in der Wohnung ihrer

Pflegeeltern wieder aufgesucht? War da Lina nicht mit einem Schrei der Ueberraschung und der Freude so gewaltig aufgefahren, daß das Bügeleisen fast ihren zitternden Händen entsunken? Hatte damals nicht tiefe Blässe und flammende Purpurröthe die freudige Bewegung ihres Inneren verrathen? Sprach nicht ihr leidendes Aussehen für einen stillen Gram? Gestand sie damals nicht selbst, daß die Zeit der Trennung von dem Freunde ihr eine lange, lange Zeit gedeucht?

Plötzlich aber fiel dem Assessor hier noch eines ein.

Er hatte Lina in jener Unterredung gefragt: ob sie wohl glaube, daß Eleonore jetzt, da sie Wittwe geworden, seine Hand annehmen werde?

Himmel! und war denn Lina nicht auf diese Frage todtenbleich und beinahe ohnmächtig geworden? Hatte sie Sommer nicht bei einem Blick überrascht, dessen wunderbar Rührendes, unendlich Schmerzliches er sich damals nicht zu erklären wußte?

O! es war gewiß, die Edle liebte ihn . . . und .. entsagte um Eleonorens Willen!

Darum also auch blieb sie, von jener Zeit an, unsichtbar für ihn; . . . darum ihre Wehmuth, darum ihr stiller Gram, ihre Blässe, ihr Dahinwelken!

Sommer sprang mit gleichen Füßen aus dem Bett. Es war ihm unmöglich länger liegen zu bleiben. Er hätte sich wegen seiner Dummheit und Blindheit —

wie er es nannte — zerreißen, ... als Dieb und Mörder an Linas Glück und Gesundheit aufhängen können.

So lief er, beim matten Scheine der angezündeten Kerze halb bekleidet im Zimmer auf und ab, bis sich nach und nach der Aerger über sich selbst legte und ihm — bei dem Gedanken, daß ihn Lina liebe, — eine wahre Seligkeit überkam.

Jetzt erst hatte er sich selbst gefunden, ... jetzt erst verstanden, was schon seit so langer Zeit in ihm vorging. Es war, als ob Alles in und um ihn verändert sei. Er kam sich wie neugeboren, wie ein ganz anderer Mensch vor. Hätte er nicht in einem Gasthofe gewohnt, und andere Menschenkinder unter seinen Füßen gehabt, ... er würde wahrhaftig vor frischer Lebensluft Luftsprünge gemacht haben.

So sah ihn denn auch der anbrechende Morgen schon im Freien. Es trieb ihn hinaus, ... wohin? darnach frug er vorerst nicht. Vor zehn Uhr konnte er Lina ja doch nicht aufsuchen, und jetzt ... schlug es fünf Uhr.

Unwillkürlich, und in die süßen Träumereien einer glücklichen Zukunft verloren, trieb es ihn vorwärts. Schon gewohnte Wege betrat der kaum zu Rathe gezogene Fuß. Der schönen Bockenheimer Allee entlang, dann rechts den mäßigen Hügeln zu, wo den Blicken die reizende Aussicht nach dem herrlichen Taunus winkt;

an der Rothschild'schen Prachtbesitzung, der „Grünenburg" und dem neuen Irrenhaus vorbei, immer weiter nordöstlich in die üppigen Felder! . . .

Die Phantasie des Menschen ist ein eigenes Ding. Einen geschickteren und genialeren Maler und Dichter giebt es nicht. Kühn sind ihre Striche und Züge, glühend ihre Farben. Sie ist die empfangende Thätigkeit des Geistes, das bewegliche Element dieser Sphäre. Nimmer rastend, waltet sie fort, Vorstellungen an Vorstellungen knüpfend und durch immer neue Verbindungen derselben die mannigfaltigsten Gestalten vor die Seele führend. Aber . . . sie ist oft, außer einem geschickten Maler und Dichter, auch noch ein gar geschmeidiger Höfling, der dem Menschen gewaltig zu schmeicheln weiß und ihm mit unglaublicher, häufig nur zu verführerischer Gewandtheit in der Erfüllung seiner liebsten und geheimsten Wünsche — wenigstens im Geiste — entgegenkommt.

Wer Sommer so vergnügt durch den schönen Morgen dahin schreiten sah, — so still beglückt vor sich hinlächelnd — der mußte es errathen, daß unter seiner Hirnschale jetzt paradiesische Zukunftsträume spielten.

Und wirklich war es so, und Mitten in dem Eden jener schmeichelnden Phantasiegebilde stand ein lang verhülltes, jetzt entschleiertes liebes theures Bild.

Ohne es zu wissen und zu wollen, war Assessor

Sommer auf diese Weise nach einer Stunde an den neuen schönen Friedhof gekommen, der unbedingt zu einer der größten Zierden Frankfurts zählt.

Sein großes von mächtigen Säulen getragenes Portal war ihm schon öfter auf seinen Spaziergängen in der Ferne aufgefallen. Er wußte nur bisher den Weg nicht hinzufinden. Jetzt gabs der Zufall, und er stand bewundernd vor der kolossalen Halle.

Wie einfach großartig und doch schön zugleich war dieser Eingang zu dem Reiche der Todten, und doch... wie freundlich wieder war dieses selbst!

Auf der einen Seite die wundervolle Aussicht nach den sanften Höhenzügen des lieblichen Taunus; auf der anderen Seite und im Inneren ein einziger unabsehbarer Blumengarten.

Begrüßten ihn doch, gleich beim Eintreten, prachtvolle Rosenbeete, von Grasplätzen und hübschen Baumgruppen umsäumt: eine liebliche Decke für stille, längst vergessene Schläfer! Und hinter diesen Rosen und geebneten gutgehaltenen Grasflächen, lange Reihen weißer Kreuze, die jetzt, in den Strahlen der Morgensonne, in der That eher freundlich als ernst dreinschauten.

Und nun, nach allen Seiten hin, die reizendsten Gartenanlagen, zwischen welchen Tausende von Gräbern — hier gar freundliche Wiegen des ewigen Schlummers — sich hinzogen. Und von diesen wieder immer eines schöner

als das andere. Schöner in Kunst und Ausstattung, üppiger und zauberhafter an köstlichen Blumen.

Wie reich und sinnig so Vieles hier! Welch' schöne Monumente in Sandstein und Marmor; . . . indeß Marmor und Gold schwanden doch vor der Ueberzahl der herrlichsten Kinder Floras. Aber fast jedes einzelne Grab ist ja auch der Obhut eines Gärtners übergeben und der Stolz des Lebens lagert über den Ruhestätten der Toden. Es ist Mode und gehört zum guten Ton, auch über die Gräber der verstorbenen Angehörigen den standesmäßigen Luxus zu verbreiten. Gut, daß hier die menschliche Eitelkeit wenigstens etwas Schönes zur Folge hat: der Friedhof Frankfurts ist dadurch zu einem der freundlichsten Begräbnißplätzen der Welt geworden. Ja mehr noch! er ist ein Lieblingsspaziergang der Frankfurter und ein Anziehungspunkt für die Fremden; . . . er ist, in seiner Totalität, der verkörperte, poetisch ausgedrückte, modern philosophische Gedanke für den Tod selbst, d. h. für den ewigen Stoffwechsel. Aus dem Staub der zerfallenen Blüthe der Schöpfung, dem Menschen, ruft die Natur neue Blumen und Blüthen zum Lichte.

Aber doch hält auch hier der Hochmuth seine kalten und abstoßenden Vorurtheile fest: neben einander, so recht brüderlich, schlummern die gewöhnlichen Menschenkinder, sanft gebettet in dem Schoß der Mutter Erde,

unter einer aus Blumen und Blüthen gewobenen Decke; dagegen dehnt sich, nach Nord-Osten zu, — aristokratisch abgesondert von den Plebejern — eine lange Reihe überwölbter Grüften als kaltfeuchte, dumpfige und modrige Ruhestätten für die haute volé und die Geld-Aristokratie.

Wie sie im Leben waren, so ruhen sie auch hier: stolz abgesondert, kalt, der Natur und allem Natürlichen, dem Gemüth und allem Gemüthlichen fremd. Und über diesen dumpfen Grüften voll Moder sitzt — unter den Marmortafeln, die in Gold Wappen und Namen zeigen, — der leere alberne Dünkel, und paßt auf ein Reich der Aristokratie und der hochmüthigen Ausschließlichkeit noch im lieben Jenseits.

Selbst der verschwenderische Blumenschmuck läßt hier kalt und frostig, und die marmornen Engel und goldenen Kreuze treten dem Vorübergehenden wie eine schneidende Satyre auf die christliche Religion entgegen.

Jenseits der Mauer liegen die Juden!

O Tollheit der Menschen! Armseliger, kindischer Wahn! Geht hin und fragt eine Rose: ob sie aus jüdischem oder christlichem Staub erblüht sei?!

Es ist nicht genug, daß sich die thörigten Menschen im Leben abplacken und abhetzen mit ihren Leidenschaf-

ten und Dummheiten, nein! sie müssen sie auch noch mit über das Grab hinausschleppen! — — — —

Sommer wandte sich wieder dem freundlicheren, dem plebejischeren Theile des weiten reizenden Fried-Hofes zu; nach der Seite hin, wo das architectonisch schöne Mausoleum des Kurfürsten von Hessen hoch emporragt.

Die Sonne stand jetzt schon höher; wandelte der Assessor doch bereits über eine halbe Stunde zwischen den Schlummernden. Der Gang beruhigte ihn ungemein; die Freude seines Herzens war sanfter geworden; dem ersten aufbrausenden Entzücken über die glückliche Entdeckung dieser Nacht, war eine still bewegte Sehnsucht auf das Wahrwerden und die Erfüllung seiner neuen Hoffnungen gefolgt. Das freudig ernste Entgegentreten des Todes — wie er es hier fand — erhob seine Seele und gab dem Leben, das er jetzt erst recht beginnen wollte, eine schöne Weihe. Sein Herz war voll großer freudiger Entschlüsse, fähig und bereit zu allen erdenklichen Opfern. Sie, . . . Sie . . . sollte vor allen Dingen glücklich werden, — und — um sie glücklich zu machen, dachte er auch an ihre gebeugten Pflegeeltern. Was in seinen Kräften stand, sollte geschehen.

Eben bog Sommer um ein dichtes Gebüsch von Cypressen: neue, wohlversorgte aber einfache Grabhügel

umgaben ihn hier, mit weiß angestrichenen Holzkreuzen; Gold und Marmor fehlte in diesen schlichten Reihen.

In der Ferne sah er ein Begräbniß vollziehen; . . . über ihm, am blauen Himmel schwebend, sangen hunderte von Lerchen; . . . an einem nicht weit entfernten Hügel kniete betend ein weibliches Wesen, während über die, vom Morgenwinde leicht bewegten Wipfel der Bäume eben ein Flug weißer Tauben hinschwebte.

Sommer wollte die Betende nicht stören. Ein vom Tode, wenn auch nur mild berührtes Herz achtet den Kummer Anderer doppelt. Er schickte sich also an, einen Nebenweg einzuschlagen; aber im gleichen Momente erhob sich die Trauernde.

Sommer stand gefesselt; . . . er kannte diese Gestalt; . . . wäre es möglich . . .?

Auch das Mädchen hatte jetzt den Fremden bemerkt und war im Begriff die rothgeweinten Augen durch den Schleier zu verdecken; — wer fein fühlt, läßt seinen Schmerz nicht gerne fremde Menschen sehen; — aber noch ehe die Hand den Schleier erfaßt, kündete ein Ausruf von beiden Seiten, daß man sich gegenseitig erkannt: Sommer und Lina standen sich überrascht gegenüber.

Aber wo bleiben in diesem wunderbaren Momente die Worte?

Nur die Hand vermochte der Assessor dem lieben Mädchen zu reichen und sie leise zu drücken; indeß die

andere zitterte nur in der seinen, ohne den Druck zu erwiedern.

„Ich habe Sie gestört!“ — sagte Sommer jetzt leise und mit mildem Tone. — „Sie beteten.“

„Ich war zu Ende!“ — entgegnete das Mädchen, und eine flüchtige Röthe glitt über das sehr bleiche Gesicht.

„An dem Grabe . . .“

„Meiner längst verstorbenen Mutter.“

Des Assessors Hand wiederholte den leisen Druck von vorhin, indem er sagte:

„Sie haben ein gutes edles Herz.“

„Weil ich meine Eltern nicht vergesse?“ — frug Lina mit einem schmerzlichen Lächeln — „ich dächte, daß sollte einem Kinde unmöglich sein.“

„O ja!“ — meinte der Assessor — „das sollte! Ich aber kenne Kinder . . .“

„Und was führt Sie, Herr Assessor, so frühe auf den ernsten stillen Gottesacker?“

„Wie mir scheint, der Ruf Gottes!“ — entgegnete Sommer ernst.

„Ich verstehe Sie nicht!“

Eine kleine Pause entstand; dann sagte der Assessor, mit einem Blick auf das Grab, an dem Lina eben gekniet:

„Haben Sie noch eine halbe Stunde Zeit?“

„Ja!“ — entgegnete die Gefragte ruhig — „aber nicht mehr; ich muß zu dem Frühstück, das ich meinen Pflegeeltern täglich bereite, zu Hause sein.“

„So wollen wir uns Beide hier niedersetzen!“ — sagte Sommer, auf eine kleine einfache Bank zeigend, die dicht neben dem Hügel angebracht war.

Beide thaten es.

„Sie sitzen wohl öfter hier?“ — fuhr der Assessor fort.

„Ach ja!“ — versetzte Lina mit einem tiefen Seufzer. — „Wenn mir das Herz im Leben so recht schwer wird, so komme ich heraus und schütte es am Grabe meiner guten Mutter aus. Ihr Herz ist freilich längst in Staub zerfallen . . . aber . : . ich denke mir dann, daß ihr seliger Geist mich höre. Dann kommen mir gute Gedanken . . . und . . . das tröstet mich.“

„Und war Ihr Herz heute wieder so schwer?“

„Es ist es . . . alle Tage!“ — sagte Lina nach kurzer Pause.

„Und meines ist heute so froh!“ — rief Sommer.

„So danken Sie Gott dafür! Aber die Freude paßt nicht zum Schmerz. Lassen Sie mich heimgehen.“

„Fürchten Sie sich?“

„Vor einem guten und edlen Menschen, wie Sie sind? nein! . . . Und dann befinden wir uns am Grabe meiner Mutter!“

„Gesegnet sei ihr Andenken, um ihres Kindes Willen!" — versetzte Sommer. — „Doppelt gesegnet aber sei der heutige Tag, wenn ich die Thränen dieses guten Kindes hier an dem Grabe der Mutter trocknen kann."

Lina schüttelte wehmüthig den Kopf.

„Lassen Sie uns sehen!" — sagte Sommer.

„Es wäre vielleicht besser, wir trennten uns!" — entgegnete Lina.

„Ist es Ihnen so sehr um eine Trennung von mir zu thun?"

„O gewiß nicht!"

„Ich habe Ihnen etwas Wichtiges mitzutheilen."

„Sprechen Sie!"

„Eleonore ist Braut."

„Ich kann darauf nichts antworten!" — rief Lina schmerzlich. — „Ich . . . schäme mich ihrer."

„Warum?"

„O! das heißt sich verkaufen!"

„Ja, verkaufen!" — wiederholte Sommer mit Indignation. — „Aber ich habe Unrecht," — setzte er mit einem Lächeln hinzu in dem sich Bitterkeit und Verachtung ausdrückten, — „ich habe Unrecht empfindlich zu sein. Leben wir denn nicht in dem Jahrhundert des Egoismus? . . . des kalten, todten, nach nichts als sich selbst fragenden Egoismus? . . . In einer Zeit, in einem Jahrhundert, in welchem das nüchterne materielle

Interesse fast der alleinige Hebel aller Handlungen der Menschen ist? wo wir sehen müssen, wie Eltern ihre Töchter und Töchter sich selbst, um elenden Mammon oder luftige Titel geradezu verschachern; . . . Männer im Amt sich um nichts weiteres kümmern, als dasselbe zu behaupten, statt nach einem ihren Mitbürgern ersprießlichen Wirken zu trachten; . . . Künstler und Schriftsteller um das Lob von Leuten betteln und buhlen, die sie verachten, und ihre Hand der Dummheit reichen, weil sie in Gunst steht; . . . Gelehrte ihren jüngeren Collegen geflissentlich die Laufbahn verschließen, sobald sie an denselben ein Talent erkennen, vor welchem das ihrige vielleicht erbleichen müßte; . . . mit einem Wort: in einem Jahrhundert, in welchem dem bescheidenen Verdienste Thür und Thor verschlossen ist, während sie sich vor Reichthum und Geckenhaftigkeit weit aufthun!"

Lina war tief erröthet.

„Ich weiß es," — sagte Sie, fast selbst beschämt, — „wie sich Eleonore wieder und zum zweitenmale zu Ihnen gestellt hat . . . und nun . . . diesen . . ."

„Er ist Millionär."

„Er ist Millionär!" — wiederholte Lina mit verächtlichem Tone. — „Bitte, Her Assessor, sprechen wir nicht mehr davon."

„Ich mußte es, um Ihnen meine Stellung anzudeuten. Ich bin frei!"

„Und ich danke Gott dafür."

„Man kann sich irren; . . . irren selbst in dem Heiligsten. Mich, zum Beispiel, hat ein solcher Irrthum geblendet; . . .was sage ich: völlig blind und zum Narren gemacht."

„Sie gehen zu weit. Eleonore hat auch ihre guten Seiten . . ."

„Und ich, meine schwachen. Ich sage Ihnen, liebe Lina, ich ließ mich anfangs von Eleonorens äußerer Erscheinung blenden, und dann . . . von einem übertriebenen Ehrgefühl irre führen."

„Aber Sie liebten doch Eleonoren!"

„Nie!"

„Herr Assessor . . ."

„Ich glaubte sie zu lieben; . . . aber . . . ich täuschte mich."

„So liebten Sie nicht?"

„Wer sagt das? Wohl liebte ich; aber . . ."

„Ich verstehe Sie nicht."

„Weil Sie die Liebe nicht kennen."

„O! . . ." Lina hielt verwirrt inne.

„Oder sollten Sie doch wissen, was Liebe ist?"

Lina wollte sich erheben; der Assessor zog sie sanft zurück.

„Bedenken Sie, daß wir uns an dem Grabe meiner guten Mutter befinden."

„Am passendsten Orte also!" — sagte Sommer ernst. — „Ich frage Sie darum auch bei dem heiligen Andenken an Diejenige, die hier unten ruht, sagen Sie mir die Wahrheit: haben Sie geliebt und lieben Sie noch?"

Eine lange Pause verstrich. Der Assessor wiederholte die Frage.

Endlich sagte Lina kaum hörbar: „da Sie mich bei dem heiligen Andenken meiner Mutter fragen, muß ich Ihnen mit „ja" antworten."

„Kenne ich den Mann den Sie lieben?"

„Ja!" — stammelte Lina abermals und dunkle Röthe flammte auf ihrem Antlitz.

„Aber er war ein Abscheulicher!" — fuhr der Assessor fort, des Mädchens beide Hände ergreifend und ihr mit der vollen Gluth einer wahren und aufrichtigen Liebe in die Augen schauend. — „Er war ein Abscheulicher, der das beste Herz von der Welt verkannte und dafür einem Wesen ohne Herz nachlief."

„Wie denn! wie denn!" — stammelte Lina verwirrt.

„Können Sie ihm vergeben?" — frug Sommer mit Wärme. — „Der Schein hat ihn geblendet, . . . irre geführt. Sein Herz sprach oft laut; . . . aber... er verstand seine Sprache nicht. Jetzt hat er sie ver-

stehen gelernt; . . . jetzt ist ihm die Binde von den Augen gefallen; . . . jetzt hat er sich wiedergefunden; . . . und wendet sich von dem falschen Götzenbilde dem wahren Ideale seines Herzens zu."

Lina war bleich wie der Tod. Es war ihr unmöglich zu sprechen. Ueberraschung, Angst und Freude bestürmten sie so gewaltig, daß sie selbst nicht wußte, wie ihr geschah. War denn das Wahrheit, was sie hörte, oder gaukelte ihr ein Traum die Erfüllung ihres süßesten, aber längst im eigenen Herzen begrabenen Wunsches zu?

Da zog sie die Hand Sommers leise an sich heran und eine milde liebe Stimme sagte:

„An einem Orte, wie der, an dem wir uns befinden, nimmt Alles einen ernsten Charakter an. Hier sinken alle die Thorheiten der Welt in den Staub,...alle Unnatur, alle Lüge. Im Angesichte des Todes und der Ewigkeit bestehen nur zwei Dinge: Natur und Wahrheit! Lassen Sie uns beiden folgen, liebe Lina. Ich denke, wir waren ohnehin beide nahe genug daran, unser Lebensglück zu verfehlen. Darum lassen Sie mich Ihnen jetzt hier einfach sagen, was ich Ihnen heute in Ihrer Wohnung zu sagen gedachte: Lina! liebe gute Lina, ich verehre, ich liebe Sie, . . . ich . . . biete Ihnen meine Hand an!"

„Mutter! Mutter!" — rief hier das Mädchen, und,

überwältigt von ihren Gefühlen, erstickte ein Thränenstrom ihre Stimme.

Der Moment war zu groß, um ihn zu unterbrechen. Sommer ließ Lina schweigend ausweinen.

„Aber nun," — fuhr er dann sanft fort, als der erste Sturm der Gefühle sich gelegt und das Schluchzen leiser geworden, — „nun, liebe Lina, müssen auch Sie mir eben so schlicht und offen antworten: darf, kann ich auf Ihre aufrichtige treue Gegenliebe hoffen?"

O wie schön, wie sanft, wie bezaubernd, wie voll Seligkeit strahlend, schlugen sich da die Augen des Mädchens, noch in Thränen glänzend, für eine Secunde auf; dann wieder mit niedergeschlagenem Blick, von Purpur übergossen, lehnte sich das liebe Köpfchen an Sommers Brust, während der Mund leise stammelte: „O! ich liebe Sie ja schon so lange!"

Plötzlich, wie auf unsichtbaren Schwingen, tönte es im Chorale aus der Ferne zu ihnen herüber:

„Ich traue Dir, du Heiliger dort oben,
Von dem der Glaube nimmer weicht noch wankt;
Ich traue Dir, ob alle Stürme toben,
Und ob im Sturm das Schiff des Lebens schwankt;
Und ob auch all' die lichten Sterne schwinden,
Und ob der Hoffnung Ankertau zerreißt;
Das Herz weiß auch im Dunkel Dich zu finden,
Dir trau ich, Dir, du Weltengeist."

„Ich traue Dir, ob Schmerz die Seele spaltet,
Und manches treue Herz der Tod zerdrückt,
Ob manche Brust im Strom der Zeit erkaltet,
Die Zeit so manche Freudenblume pflückt.
Ich traue Dir! es muß ein Tag erscheinen,
Wo Alles nur wird Licht und Klarheit sein,
Wo alle Guten wird ein Band vereinen,
Drum trau' ich, Ew'ger, Dir allein!"

Der Choral kam von dem fernen Grabe, in das sie eben einen Sarg einsenkten.

Lina's Haupt lag noch an Sommers Brust. Sie weinte, tief erschüttert vor Wehmuth und Seligkeit.

Sommer aber faßte ihre Hand und sagte:

„Ja! liebe Lina, laß uns dem Ewiggöttlichen vertrauen. Auch unsere Liebe gehört dazu. Laß uns diesen Bund unserer Liebe hier an dem Grabe Deiner guten Mutter schließen; dann wird er ein doppelt geheiligter bleiben und uns dem Tage zuführen, an dem Alles Licht und Klarheit sein wird!"

„So sei es!" — sagte Lina mit einem Blick voll Wehmuth nach dem Hügel, und einem glücklichen dankbaren nach oben.

Sommer aber küßte sie auf die Stirne und rief:

„Meine süße, liebe Lina, . . . meine . . . theure Braut!"

Da huben die Glocken auf den Thürmen der nahen Stadt zu läuten an, . . . und die Lerchen am blauen

Himmel jubelten und schmetterten ihre Lieder mit verjüngter Kraft, . . . und die Blumen dufteten und prangten wie im Paradiese. . . und Töne und Farben schlugen in einander und es thronte in zwei überglücklichen Herzen nur e i n e Lust, e i n e Freude, e i n e Seligkeit.

Verschiedenes Glück.

Erst von nun an lernte der Assessor Lina ganz kennen in ihrer stillen Seelentiefe, in ihrer vollen — den schönsten weiblichen Charakter umschließenden Bescheidenheit. Aber wie lebte er auch auf in dem Zauber dieser ihrer Liebe, in der Güte und Größe ihres Herzens, in dem unendlichen Reiz ihres Umganges. Er fühlte selbst wie er von Tag zu Tag edler und besser werde.

Und ist denn das nicht gerade der volle Segen einer wahren und edlen Liebe, daß sie mit Macht alles Gute und Schöne, was in uns liegt, zum Keimen und Blühen ruft? — Und dabei lag in dem Herzensbunde dieser beiden lieben Menschen, so gar keine thörigte Schwärmerei, so gar keine sentimentale Uebertreibung . . . wohl aber das schöne, tief innige, ruhige und beseligende Bewußtsein des gegenseitigen vollen Genügens.

Etwas recht Angenehmes kam jetzt noch für Lina zu ihrem stillen Liebesglück.

Die Zielfelder'sche Angelegenheit war bereits geordnet

und mit $33\frac{1}{3}$ % vollständig abgemacht, als ein uralter Proceß, der nicht in die Masse gehörte und seit 1818 von Seiten der Eltern und Großeltern der Frau, zuletzt auch noch in deren eigenem Namen gegen eine Stadt am Neckar geführt worden war, gewonnen wurde. Das Object — eine bedeutende Summe aus Lieferungen in den Kriegszeiten herstammend — ward freilich von den Gerichten der betreffenden Stadt als Eigenthum zugesprochen, dagegen ward dieser die Verpflichtung auferlegt: aus dem Grundstock und den aufgelaufenen Zinsen von jetzt an und auf Lebensdauer jährlich 2000 Gulden an die alleinige Erbin zu zahlen.

Zweitausend Gulden! freilich eine sehr kleine Rente für Leute, die wie Zielfelders gelebt hatten. Allein das Sprüchwort sagt: „Wenn der Teufel nichts anderes hat, so frißt er Mücken!" — — Für die beiden älteren Leute war es ein Glück, daß noch dies heraussprang; so blieb doch ihre Existenz gesichert, ja sie konnten jetzt eine jährliche Pension von 500 Gulden, die ihnen ihr neuer Schwiegersohn, Herr Melsch von Melschhausen im Namen ihrer Tochter bot, ausschlagen.

Niemand war hierbei glücklicher als Lina, zumal ihr der Assessor versprach, in schönem Vereine mit ihr über die Pflegeeltern zu wachen, und im Geheimen Sorge zu tragen, daß es denselben an nichts Wesentlichem,

auch nicht an zeitweisen freudigen und angenehmen Ueberraschungen durch zartangebrachte Geschenke, fehle.

Sommer sah hier den schönen Ausspruch recht zur Wahrheit werden: Herzensgüte und der Ausdruck sanfter Freundlichkeit im Gefühle und in den Worten, der das gute Herz nicht verkennen läßt, ist es, was das Weib zum Engel macht.

O! welch' ein voller wunderbar schöner Lenz war jetzt in Lina's Brust aufgegangen . . . und zwar aufgegangen, wie durch einen Zauberschlag! Was das arme Kind seit langer Zeit mit tiefem innerem Gram erfüllt — die vollkommene Hoffnungslosigkeit ihrer Liebe zu Sommer, . . . die anscheinende Gewißheit, ihn nie im Leben mehr zu sehen — verwandelte sich jetzt plötzlich in ein still-seliges Entzücken, welches das volle Bewußtsein, daß ihre Liebe erwiedert werde, noch so gewaltig steigerte, daß Lina daraus ein unaussprechlich schönes tiefes Glück schöpfte. Stille Seligkeit erfüllte jetzt bei ihr Kopf und Herz, durchdrang ihr ganzes Sein und Wesen.

Aber liebte sie denn auch nicht den Assessor mit aller Lebenskraft, mit der ganzen Tiefe einer lang verschlossenen Leidenschaft?

Natürlich that Sommer was er konnte, um die Heirath zu beschleunigen. Die gegenseitigen Papiere wurden in Ordnung gebracht, den gesetzlichen Erforder-

nissen genügt, ein bescheidenes und freundliches Mädchen, als Ersatz für Lina, bei Zielfelder's angestellt, und Lina selbst in dem Hause Weihrauchs untergebracht, um in der Nähe des Geliebten zu sein und unter der Leitung der netten jungen Frau sich auf die Heirath vorzubereiten und die neu gemiethete Wohnung einrichten zu helfen.

Es sind unbedingt die schönsten Tage des Lebens, die unter solchen Beschäftigungen, übergossen von dem milden Sonnenglanze einer nicht mit Worten auszusprechenden Seligkeit, leider nur zu schnell, dahingleiten. Wie rein, voll und durchgeistigt ist alsdann das Glück der noch so jungen und zarten gegenseitigen Liebe; mit welcher ganz eigenthümlichen urgemüthlichen Lust erfüllt uns das Einrichten einer eigenen Häuslichkeit — dies liebliche Nestchenbauen im warmen prangenden Frühsommer des Lebens; — welche Freude gewährt jedes einzelne, für die neue Haushaltung angeschaffte Stück; wie stolz macht uns der Gedanke: alles das, ist jetzt Dein, . . . deine eigene Häuslichkeit, in der du bald still und traulich mit dem Wesen hausen wirst, daß du auf Erden am meisten liebst.

Freilich erblühen diese Freudenblumen des Lebens nur für die schlichten und einfachen Menschen, welchen frühzeitige Uebersättigung — dieser traurigste Fluch unserer Zeit — fern geblieben.

Sonderbar! . . . Lina hatte keine vornehme „Institutsbildung“ erhalten, sondern nur eine schlichte aber gute „Schulbildung;“ sie hatte, außer ihrer Muttersprache, nicht noch drei, sondern nur noch eine Sprache, die französische, erlernt; sie wußte wirklich nicht viel von der Mythologie und den alten Klassikern, obgleich sie in der Geschichte und Literatur nicht fremd war; sie spielte leider auch kein Instrument, wenn sie auch mit ihrem lieblichen Stimmchen manch' herziges Liedchen zu singen wußte; von Malen verstand sie nun gar nichts und mit dem Zeichnen... beschränkte sie sich auf das Zeichnen des Hausgeräthes, des Leinenzeugs u. s. w. Und doch — das stellte sich jetzt heraus — war sie in der Haushaltung au fait wie eine längst verheirathete Frau; ja sie verstand sogar — es kam ihr das ganz von selbst und ohne daß sie es nur wußte — eine Gesellschaft recht lebendig und angenehm zu unterhalten.

Warum? und woher?

Ganz einfach darum: weil sie ihren Charakter nie das Gefühl ihrer natürlichen Bestimmung verleugnen ließ. Sie war in ihrer ganzen Gesinnung, in ihrer ganzen Erscheinung — ohne jemals den zarten Sinn, der ihr Geschlecht adelt, im mindesten zu verleugnen — die vollste Natürlichkeit . . . und darum ein vortreffliches Wesen. Natürlich war denn auch in Folge dessen das Bedürfniß häus-

lichen Glücks unter allen ihren Bedürfnissen das stärkste. Sie fühlte, ohne es sich klar bewußt zu werden: daß die „Welt“ zu groß für sie sei . . . und . . . ihr Herz für die Welt zu gut.

Und jetzt, jetzt! . . . war er herangekommen, der ernst-schöne Tag der Hochzeitsfeier.

Schon läuteten die Glocken des Landstädtchens, in welchem Grubenbesitzer Springfuß und Assessor Sommer wohnten, zum zweitenmale zur Kirche, und zwar diesmal . . . zu einer Trauung.

Wirklich füllte sich denn auch die Kirche bis zum Erdrücken, denn alle Welt: Arm und Reich, Vornehm und Gering, Jung und Alt, Mann und Weib, Jüngling und Jungfrau wollten zusehen, wie Sommer — der so lange als der lustigste Vogel im Städtchen gegolten, dem so manches Mädchenherz sehnsüchtig entgegengeschlagen, auf den so manche, mit Töchtern gesegnete Mutter hoffnungsvoll geblickt — wie dieser sonst so Wilde und Lustige jetzt eingefangen und in den Vogelbauer der heiligen Ehe eingethan werde.

Auch die ganze heitere Gesellschaft seiner Freunde war zugegen: Grubenbesitzer Springfuß, Weihrauch, Bergamts-Candidat Frisch, und wie sie alle hießen, die ehemaligen und theils noch jetzt lustigen Kneiper aus dem edlen „goldenen Hasen.“ Ja! sie waren jetzt in der Kirche zugegen — etwas, was ihnen

allerdings sonst selten vorkam; — aber — Assessor Sommer war auch von Allen geachtet und wirklich geliebt: als heiterer liebenswürdiger Lebemensch, als biederer Freund und Mann von ächtem Schrot und Korn. Außerdem . . . ging's nach der Kirche in den besagten „goldenen Hasen," wo — das wußten Alle — eine flotte Hochzeit bevorstand.

Während sich aber die Kirche immer mehr und mehr füllte, und die ganze Einwohnerschaft des Städtchens mit Spannung und wirklicher Theilnahme — hie und da ein bißchen Neid und Aerger abgerechnet — auf das Pärchen wartete, trat Sommer bei seiner geliebten Lina ein, deren bräutlichen Schmuck die nette junge Frau des Freundes eben vollendet hatte.

Jetzt eilte auch diese hinweg, rasch an den eigenen Anzug die letzte ordnende Hand zu legen und beide Liebenden standen sich — nur noch durch Minuten von der Verbindung auf ewig getrennt — einander gegenüber.

O! wie reizend sah' Lina aus, im schlichten weißen Brautkleide, dem Myrthenkranz im Haare, umflossen von dem schön gestickten Schleier, der sie leicht und lieblich, wie ein zartes Wölkchen umwob. Und wie frisch und rosig blühte sie jetzt wieder; wie hatten das Glück und die Liebe den süßen mädchenhaften Zauber der ju-

gendlichen Frische, der kindlichsten Unschuld wieder auf diese lieben Wangen gezaubert.

Sommer umarmte sie stürmisch. Er war kein Mann der Sentimentalität, und — wenn auch in der Tiefe des Herzens mächtig bewegt — jetzt doch voll Freude und aufjauchzender Lust.

„Mein Weibchen!" — rief er daher mit strahlenden Augen und umfaßte die Geliebte, als wolle er sie nimmer aus seinen Armen lassen.

O, es waren gottvolle Minuten, die die Glücklichen in diesem Momente verbrachten.

Dachten sie doch daran, wie wunderbar Alles gekommen war; mußte doch Lina dem Geliebten und er ihr wiederholen, wie sie sich lange geliebt und in dunkelem süßem Drange gesucht, bis sie sich endlich so glücklich gefunden.

„Ja!" — sagte Lina jetzt hocherröthend, indem sie ihr liebes Köpfchen verschämt an die Brust des Bräutigams lehnte — „mein armes Herz strebte, von dem Momente an, in dem ich Dich kennen lernte, mit jedem Schlage zu Dir, und war längst Dein, voll und ganz und bis zu seinem tiefsten Grunde."

„Und ist es dies noch?" — frug der junge Mann überglücklich.

Lina schütterte selig zusammen, dann lispelte sie:

„Sein erstes und letztes, sein reinstes und höchstes Fühlen hat es Dir bewahrt.

„O Du gute, reine, herrliche Seele!“ — rief Sommer, indem er Lina noch inniger an sich zog und einen glühenden Kuß auf ihre Stirne drückte. — „So warst Du mir bis in's Herz eigen, ohne daß ich es gewußt und geahnt! . . . doch nein!“ — setzte er schön lächelnd hinzu — „eine tiefe, selige, mir nur nicht klar bewußte Ahnung hatte ich ja doch davon . . . nur verstand ich Thor ihre süße räthselhafte Sprache falsch. Aber das kommt davon, wenn man zu klug sein will.“

„Oder so edel und ehrenhaft ist, wie Du!“ — meinte Lina. — „Aber gerade darum liebe ich Dich um so inniger, theurer Mann, und bin um so glücklicher in meiner Liebe.“

„Ja! ja!“ — sagte der Assessor sinnend — „jetzt weiß ich erst was Liebe ist. O! wie konnte ich nur das, was ich für Eleonore empfand, mit Liebe verwechseln. Damals war ich wie verstrickt, wie verblendet;... jetzt ist das Gefühl, das mein Herz schwellt, der Segen meines Lebens, das volle Licht meines Daseins, der Grundton einer Harmonie, wie sie bis dahin noch nie in meiner Seele geherrscht.“

„Und“ — rief Lina, den Geliebten mit ihren lieben treuen Augen unaussprechlich herzlich anblickend — „so soll es bleiben bei Dir und mir, . . . gerade wie

jetzt . . . in unverminderteem Glanze! Denn eine schönere, glücklichere und heiligere Minute kann ja doch keine im Leben mehr kommen, und was der Mensch so Hohes, Schönes und Heiliges erlebt, das muß sein Eigen bleiben und ihn erfüllen immerdar und unabänderlich bis zu seiner letzten Stunde!"

„So sei es!" — rief Sommer entzückt. — „Sieh! mir ist das Herz in diesem Augenblicke so schwer von Glück, wie voll Dank und Segen für Dich und Deine Liebe. Ich fühle mit einer unendlichen Befriedigung mein ganzes Wesen in der Hingebung an Dich aufgehen!"

„Und ich das meine, theurer, süßer Mann in Dir!" — flüsterte Lina, von einer reizenden Purpurgluth übergossen, und lehnte sich selig an seine Brust.

Eine Stunde später war die Trauung vollendet und das junge Ehepärchen fuhr nach dem „Hasen," woselbst sie und die Freunde ein reiches Mittagessen erwartete.

Freilich mußten sie sich zuvor erst noch durchkämpfen durch die halbe Population des Städtchens die, sammt allen Verwandten, Freunden und Freundinnen, Vettern und Basen, ihre aufrichtig und unaufrichtig gemeinten, vielfach auch von neidischen und giftigen Blicken begleiteten Gratulationen wie einen gewitterschwangeren Mairegen auf sie niederfluthen ließen.

Sommer gab diese zumeist leere Langweilerei das

Gefühl, als stecke sein ganzer Körper in einem Ameisenhaufen; oft auch, wenn er wußte, wie falsch und lügenhaft es unter einem in die freundlichsten und liebenswürdigsten Falten gelegten Gesichte aussah, durchzuckte es ihn wild; . . . dennoch milderte die Liebe heute sein ganzes Wesen, so daß er nicht einmal ironisch ward.

Hoch aber athmete er auf, als die Sache vorüber war, und er wieder ganz er selbst, d. h. Liebe, Freude, Herzensgüte und Humor sein konnte.

Schon der alte „goldene Hase“ steckte ihn an, und lachend erzählte er seiner jungen Gattin, welche tollen und ausgelassenen Streiche er oft hier getrieben. Namentlich mußten Grubenbesitzer Springfuß, General-Verwalter Weihrauch und sein Frauchen, Bergamts-Candidat Frisch und noch einige Andere — bevor man zum Essen ging — mit den beiden jungen Ehegatten an dem runden Tische auf einige Minuten zusammenkommen, an welchem einstens der ausgelassene Auscultator Sommer, durch die tolle Geschichte mit den Lotteriebriefen, Freund Weihrauch zu seiner Gattin geholfen.

Natürlich schäumte hier auch heute der Champagner wieder; läuteten doch die lustig überfluthenden Gläser auch jetzt, unter dem Jubel der damals Versammelten, ein neues Glück ein. Abermals hatte Einer von ihnen das große Loos gewonnen, nur daß es diesmal das Schicksal nicht in luftigem Wind oder in Geld, sondern

direct in einem edelen, holden, liebenden Frauenherzen auszahlte.

Dennoch frappirte Sommer plötzlich etwas.

Als er nämlich mitten im Jubel unwillkürlich nach dem Spiegel sah, an welchem damals die verhängnißvollen Lotteriebriefe steckten, gewahrte er, daß sich auch heute ein Brief an demselben Orte befand, und daß dieser an ihn gerichtet sei.

Der Wirth war es, der diesmal den Witz gemacht hatte, da das Schreiben wenige Minuten früher von dem Postboten für den Bräutigam im „Hasen" — wo ja, wie Jedermann im Städtchen wußte, des Assessor's Hochzeit gehalten wurde — abgegeben worden.

Jetzt griff Sommer hastig danach und öffnete es. Es waren zwei Visitenkarten mit den Namen: „Melsch von Melschhausen, Attaché bei der k . . . . . Gesandtschaft" und „Eleonore von Melsch, gewesene Baronin von Dahlen."

Ein dunkles Roth lief über das Antlitz des Assessors und fand einen Wiederschein in dem lieblichen Gesichtchen Lina's, als ihr der Gatte die Karten flüchtig zeigte. Aber es glitt wie ein Meteor rasch vorüber; der Morgen eines so frisch und freudig aufgehenden Glückes strahlte zu licht und zu freundlich für Geburten der Nacht. Was wir verachten, hat das Recht des Daseins in unserem Herzens- und Gemüthsleben verloren.

Außerdem hatte sich Eleonore mit dieser Verheirathung an den alten geckenhaften Sklavenhändler selbst das Urtheil gesprochen. In der That erkannte sie zu spät die Rohheit, die hinter dieser Mode- und Geld-Pupe saß, die kein Herz . . . sondern nur einen Magen hatte. Hackländer hätte aus ihrer Ehe mit Melsch neuen Stoff zu einem „europäischen Sklavenleben“ ziehen können. Lina und Sommer ahnten, was kommen würde.

Aber der Moment gehörte jetzt ihnen und ihrem Glück.

Rief es doch in der That in diesem Augenblicke zur Tafel, und die Freude brach los wie ein gewaltiger Strom, der lange gedämmt war.

Aber noch ehe man dazu gekommen, sich niederzusetzen, riefen plötzlich eine Menge Stimmen in jubelndem Tone:

„Wirrwatz!“

„O! das ist schön, Professor Wirrwatz!“

„Herrlich! der alte Wirrwatz kommt!“

Und so war es denn auch: es war eben ein Wagen vorgefahren, aus welchem zum allgemeinen Staunen und Jubel der große, hier noch in doppelter Beziehung in gutem Andenken stehende Phrenologe, ein Kästchen in der Hand, herauskroch.

Augenscheinlich kam er von einer kleinen Reise, auf

der er wohl einen Schatz gehoben hatte, so vorsichtig und ängstlich überwachte er wenigstens das Kästchen, das er bei sich führte, und das er Niemanden, nicht einmal dem Wirthe selbst anvertraute, sondern fest in der Hand hielt.

Freilich war Wirrwatzens Staunen groß, so viele Bekannte und Verehrer hier versammelt zu finden und noch dazu auf Assessor Sommers Hochzeit.

Schien er doch fast selbst ein Hochzeiter zu sein, so freudestrahlend war sein Gesicht. Er hatte auch wirklich nichts dagegen, an dem Hochzeitsmahle Theil zu nehmen und setzte sich, auf Sommers freundliche Einladung, an dessen Seite, sein Kästchen unter den Tisch und so zwischen seine Beine stellend, daß er sich, vermittelst der Füße, beständig von seinem Vorhandensein überzeugen konnte.

Jetzt ging die Lust an: die Schüsseln coursirten, die Gläser klangen, Witze und heitere Einfälle würzten das Mahl, an dem nur eine Person fast nichts aß ... Lina. Sie zehrte von ihrem Glück und der Freude Anderer, auch hat man nie gehört, daß „Selige" des Essens bedürfen.

Desto wackerer schlug Sommer seine Klinge. Der Mann ist von derberem Stoff, als das Weib. Der materielle und geistige Genuß vertragen sich recht gut bei ihm mit einander.

Einen besonderen Genuß hatte er freilich noch mit Wirrwatz, dieser kostbaren Phrenologenseele! Der Alte — den im Inneren der Teufel seiner Wissenschaft plagte, und der bei dieser Hochzeit gleich wieder an ein ganzes Geschlecht von phrenologischen Abnormitäten denken mußte — war kaum abzuhalten, der jungen Frau beständig von solchen Dingen zu erzählen. Glücklicherweise wußte Sommer die verfänglichen Schilderungen des Professors jedesmal zu parieren; aber er bedurfte wirklich all seines Witzes dazu, und einer tüchtigen Portion der Kunst, Reden ab- und auf einen anderen Weg zu lenken.

Lina lächelte nur, ohne zu hören; ihre Seele spielte wie ein Kind mit freundlichen Genien.

Wie gut war es, daß die Freude, die sich jetzt in der ganzen Gesellschaft laut und brausend geltend machte, kaum das eigene Wort vernehmen ließ. So bekam doch nur Sommer allein die Beschreibung zu hören, die Wirrwatz eben, strahlend vor Entzücken, von dem Glück machte, das ihm jetzt in Frankfurt in der Bockgasse bei Frau Klapper, gewesene Strolch, früher verehlichte Haarlaß, geborene Raschpel blühe.

Dort, berichtete er entzückt, sitze er und schreibe sein großes Werk, das Höchste, was die Wissenschaft noch geliefert: „Die Phrenologie als Weltverjüngung und Weltumgestaltung!“ und zwar schreibe er es — er rief hier die junge Frau besonders an, die

es aber nicht hörte, weil ihr still dankbarer Blick an dem schönen edlen Antlitz ihres Gatten hing und ihr Geist seines männlich-wackeren Charakters gedachte — und zwar schreibe er es in stiller Kammer, umgeben von all seinen phrenologischen Gypsköpfen, . . . vor sich den wunderbar abnormen Schädel seiner Frau, der rechts und links von großen Gläsern flankirt werde, in welchen seine beiden herrlichen Kinder, mit den monstruösen Köpfen, in Spiritus säßen.

Diesmal freilich traf selbst Sommer beinahe der Schlag. Das war denn doch zu viel! An anderem Orte und zu anderer Zeit hätte er die Sache humoristisch aufgefaßt; . . . aber hier! . . . seinem jungen Frauchen so nah . . . beim Hochzeitsschmause! . . .

Rasch auf ein anderes Thema springend, sagte er daher:

„Haben Sie eine glückliche Erbschaft gemacht, lieber Professor?"

„Warum?" — frug dieser.

„Das Kästchen zwischen Ihren Beinen muß doch einen großen Schatz enthalten. Der glückliche Besitz spiegelt sich in Ihren Zügen und in Ihrer Laune."

Da überglitt Wierwatzens Antlitz eine extasische Entzückung.

„Ja!" — sagte er dabei — „das ist allerdings ein großer Schatz, den ich mir erworben habe. Meine heiße

Sehnsucht, seit der Zeit, in der wir uns in Homburg sahen; . . . die Freude und das Glück meiner alten Tage."

„Wie so?" — frug Sommer.

„Sie entsinnen sich doch des dummen Ereignisses in jenem Bade?"

„Welchen Ereignisses?"

„Meiner Verhaftung im Kursaale. Sie selbst hatten ja die Güte meine Befreiung zu erwirken."

„Ja, ja!" — rief der junge Ehemann lachend — „mit dem Croupier, auf dessen Kopf sie es abgesehen."

„Ich habe ihn!" — rief hier Wirrwatz, ungefähr in demselben Tone und mit derselben Begeisterung, mit welchem einst wohl die Kreuzfahrer, nach tausend überwundenen Schwierigkeiten, bei dem Anblicke der heiligen Stadt: „Jerusalem!" — gerufen haben mochten.

„Was haben Sie?" — frug Sommer staunend.

„Seinen Schädel!" — versetzte Wirrwatz in triumphirendem Tone. — „Da unten, zwischen den Beinen hab ich ihn, . . . in dem Kästchen! . . . und lasse ihn nicht wieder los!"

Der Assessor war auf seinem Stuhle zurückgefahren: hatte er es mit einem Wahnsinnigen zu thun?

„Herr!" — stammelte er endlich — „sind Sie toll!"

„Keineswegees!" — rief Wirrwatz — „aber der

glücklichste aller Sterblichen: Sie wissen, warum ich damals den Croupier verfolgte! . . ."

„Mensch!"

„Sein göttliches Diebsorgan . . ."

„Wirrwatz!"

„Ich wollte ihn nur phrenologisch untersuchen . . ."

„Und Sie haben ihn jetzt . . .?"

„Gehängt!"

„Sie!!?"

„Warum nicht gar!" — rief Wirrwatz lachend. — „Die Gerichte, . . . und zwar als einen Erzgauner und Dieb."

„Da wird er freilich nicht der Einzige seiner Profession sein."

„Ich hörte von dem Urtheil . . ."

„Nun?"

„Und machte mich auf den Weg, der Ausführung des Urtheils beizuwohnen."

„Wenn sie alle gehängt würden, diese Gauner an den Spieltischen," — rief hier Sommer — „möchte ich auch dabei sein; nur müßte man die, die an der Spitze stehen, d. h. die vornehmen und reichen unter ihnen, nicht vergessen."

„Das gäbe ein phrenologisches Cabinet!"

„Aber den Schädel?"

„Den Schädel des Gehenkten kaufte ich für schweres

Geld an Ort und Stelle der Anatomie ab, der der Körper verfallen war."

„Und Sie, gräßlicher Mensch, haben ihn? . . ."

„Da unten, zwischen den Beinen, in meinem Kästchen!" — rief Wirrwatz enthusiastisch. — „Wollen Sie ihn sehen, soll ich ihn der Gesellschaft, soll ich ihn Ihrem lieben Frauchen zeigen?"

„Danke! danke!" — rief Sommer lachend und doch von einem Grausen überfallen. — „Behalten Sie ihn immer für sich und sein Sie glücklich mit demselben. Hier aber möchten die nach Lust und Freude dürstenden Hochzeitsgäste doch wohl die enragirten Phrenologen an Zahl übertreffen! Indeß ... mein Compliment! . . . Sie sind, was Sie sind, vollständig!"

„Nämlich ein Narr!" — dachte der Assessor dabei. — „Schade um ihn! Was hätte der Mensch mit solchem Eifer unter anderen Umständen werden können."

Glücklicherweise war es für Wirrwatz jetzt die höchste Zeit zur Eisenbahn. Sein Kästchen unter dem Arm, vor Wein und Freude glühend, nahm er daher Abschied und . . . verschwand aus der heiteren Schaar.

Der Glückliche! Er träumte von seiner still-seligen Zukunft in der Bockgasse und von der Unsterblichkeit, die ihm sein Werk erringen werde!

Auf der ganzen Eisenbahnstrecke bis nach Frankfurt

ruhte dabei sein Juwelenkästchen an der hochklopfenden in phrenologischer Seligkeit schwelgenden Brust.

Die Hochzeit aber dauerte bis tief in die Nacht; und ... die Nacht selbst war der Anfang von einem schönen Lebenstag, der ja über Sommer und seinem geliebten Weibchen um so freundlicher dahinschweben muß, als beide einfache, gute und natürliche Menschen sind, die sich durch Verstand und Charakter ferne zu halten wissen von Allem, was mit der Unnatur und dem traurigen Fluch unserer Zeit: der Lüge und dem Schwindel, zusammenhängt!

Wahrheit, Einfachheit und Natürlichkeit sind allein die festen Säulen wahren Glücks!

Druck von C. P. Melzer in Leipzig.







